M VI 32. Const. 54. Xr.

55 H 23

Die

Schule des Edelmanns,

oder

Magazin

für

junge Cavaliers.

Nebst der

Schilderung des rechtschaffenen und artigen Mannes.

Aus dem Französischen.

Berlin und Leipzig, 1759.
bey Johann Heinrich Rüdiger, dem jüngern.

An den

Hochwohlgebohrnen Herrn,

Herrn

Georg Vivienz Leopold von Arnim,

auf Suckow ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Hochwohlgebohrner Herr!

Da ich jede Gelegenheit, meine Verbündlichkeit gegen Dero hohe Familie öffentlich zu zeigen, stäts mit

so viel Freude als Begierde ergreiffe, so nehme ich mir die Freyheit, der ersten gegenwärtigen zu bedienen, Sie meiner Ergebenheit zu versichern. Glük und Umstände haben nicht gewolt, daß ich länger die Ehre haben solte, in Ihrer Gesellschaft zu seyn, und Sie an das zu erinnern, was große und vernünftige Leute über Tugend, Empfindungen und Lebensart gedacht haben. Diese für Sie und mich gleich vortheilhafte Wiederhohlungen sind durch einen Zufall unterbrochen worden, der mich

mich von Ihnen rief und dem ich folgen muste. Es geschahe auf meiner Seiten nicht ohne Schmerz: Die Zeit solte erst anfangen, da ich durch meine Bemühungen mit Ewr. Hochwohlgebohrnen meine Erkenntlichkeit für die von Deroselben Herrn Vater empfangene Gewogenheiten an Tag legen solte. Dieses Vergnügen, ein Vergnügen für jeden rechtschaffenen Mann, ist mir benommen worden: allein, das Andenken der genossenen Gunst wird in meinem Herzen niemahls ausge-

löscht werden. Jede Möglichkeit, Ewr. Hochwohlgebohrnen und Dero vornehmen Hause meine Dankbarkeit für Augen zu legen, soll mir wilkommen seyn, und ich werde sie nicht ungebraucht vor mir über gehen lassen. Schreiben Sie es diesen Trieben zu, daß ich Ewr. Hochwohlgebohrnen gegenwärtige Uebersetzung der Schule des Edelmanns widme. Ich glaube, Sie werden dieses Werkgen mit Vergnügen lesen, da es nichts weniger, als trocken, geschrieben ist.

Möch-

Zuschrift.

Möchten Sie sich doch dabey zuweilen meiner erinnern, und die ähnlichen Grundsätze, wovon ich oft die Ehre gehabt, mich mit Ihnen zu unterhalten, in das Gedächtnüs zurükrufen! Eben so angenehm solte es mir seyn, wenn diese Uebersetzung eine Lust in Ew. Hochwohlgebohrnen erwekte, gegenwärtige Schrift in ihrer Ursprache zu lesen. Ich sage Ihnen nicht, wie schmeichelhaft es für mich seyn, und was ich mir für ergötzende Gedanken darüber machen würde. Diese Hofnungen

sind so schön, daß ich dabey stehen bleibe, und nur noch hinzusetze, daß ich niemahls aufhören werde zu seyn

Ew. Hochwohlgebohrnen

Berlin,

den 23. Hornung

1759.

gehorsamster Diener

Wilh. Ehrenfr. Neugebauer.

Vorbericht.

Bey Ausgabe dieser Schule des Edelmanns finde ich nichts weiter zu erinnern, als daß mir der Innhalt derselben sehr würdig geschienen, ihn durch eine Uebersetzung allgemeiner zu machen. Der Nutzen, welchen so wohl junge Herren als ihre Lehrer daraus schöpfen können, ist augenscheinlich. Die moralischen Stücke des Herrn de la Chetardye und von Saint Evremont

habe ich beygefügt, weil sie die Lehren der Lebensart noch etwas weiter auf den Menschen und Hofmann ausdähnen, als der Verfasser der Schule gethan, dessen Hauptzweck eigentlich der Held und Kriegsmann ist. Ich selber unterstehe mich nicht, diese Schrift zu loben oder zu tadeln. Mein Ansehn ist zu keinem dieser beyden hinlänglich, und ich muß es mir gefallen lassen, mit was für Augen das Publikum meine Mühe aufnehmen wird. Hätte ich etwas daran auszusetzen, so würde ich sagen, der Verfasser habe den Ritter gar zu unzütig und zu strenge von der Dichtkunst urtheilen lassen, und Herr de la Chetardye verdamme und erniedrige die Liebe zu Unrecht, wenn er sie blos zum Gegenstand des schönen Denkens machen will. Ich halte sie meines Theils für etwas mehr, und Verehrer

der

der Wahrheit und der Natur, werden sie hoffentlich mit mir für eines derer wichtigsten und erhabensten Geschäfte des Herzens halten. Uebrigens glaube ich, der Ritter kenne keine andre, als die französische Dichtkunst, und in dieser Betrachtung muß ich ihm freylich beyfallen. Herr de la Chetardie aber spricht ebenfals, wie ein Franzose, dem Liebe und die sogenannte Galanterie ein Ding zu seyn scheinet, und dann wäre er auch zu entschuldigen. Staatsleute haben ohnedem den Fehler an sich, die Angelegenheiten des Herzens als weit unter ihrer Sphäre anzusehen, wenn ihre Besorgung nicht unmittelbar zum Karakter eines rechtschaffenen und artigen Mannes nöthig ist, der man seyn kann, ohne zu lieben und ohne zu heyrathen. Doch auch dieses alles leidet wieder seine Einschränkungen, und ich

würde

Vorbericht.

würde mehrern Raum brauchen, als ich diesem Vorberichte ausgesezt, wenn ich diesen Punkt gehörig entfalten und abhandeln wolte. Findet man übrigens Fehler in der Sprache oder Rechtschreibung meiner Uebersetzung, so übersehe man dieselben gütig, und nehme sowohl die Verschiedenheiten der deutschen Aussprache und Wortsetzung, als auch die Eilfertigkeit des Druckes für Quellen derselben an, da ich denn vielleicht einmahl Gelegenheit haben könnte, sie in andern Arbeiten zu verbessern, oder auch zu rechtfertigen.

In=

Inhalt.

Die Schule des Edelmanns.

Erstes Gespräch.

Von dem Heldenthum und dem Held S. 6
Korem und Zendar: eine tartarische Geschichte 16

Andres Gespräch.

Von der Tugend und dem Laster 30
Der Prinz Sulmani: eine indianische Geschichte 41

Drittes Gespräch.

Von den Zuneigungen und Leidenschaften 51
Ottomann und Aliverdi: türkische und persische Geschichte 56

Viertes Gespräch.

Von den Vorurtheilen der Kindheit und der Erziehung 61

Fünftes Gespräch.

Fortsetzung des vorigen 79
Der Inka Timidak: eine peruanische Geschichte 81

Sechstes Gespräch.

Von den Uebungen des Geistes und des Leibes 94

Andre

Inhalt.

Andre Woche.

Siebendes Gespräch.

Von dem Eintritt in die Welt und der Liebe 120
Mahmud und Idris: eine persische geheime Geschichte 133

Achtes Gespräch.

Von den Tugenden und Eigenschaften des Subalternen 145
Kadoram und Belezis: eine abißinische Geschichte 162

Neuntes Gespräch.

Von den Tugenden und Eigenschaften des Feldherrn 177
Serrorius: eine römische Geschichte 200

Zehndes Gespräch.

Von den Reichthümern, ihrer Erwerbung und ihrem Gebrauch 209

Eilftes Gespräch.

Fortsetzung des vorigen 224
Der Bassa Lezinar: eine türkische Geschichte 225

Zwölftes und lezres Gespräch.

Von der Belohnung des Helden 235
Der Vicomte von Turenne: eine französische Geschichte 245

Un=

Inhalt.

Unterricht
für einen jungen Herrn.

1 Von der Gottesfurcht und der Ehrerbietung, die man gegen geheiligte Dinge hegen soll.
2 Einem ehrlichen Mann muß, nächst Gott, nichts so wehrt, als seine Ehre seyn.
3 Das Gerüchte ist dem Eigensinn des Glüks unterworfen: die Wahrheit aber giebt sich früh oder spät zu erkennen.
4 Von den wesentlichen Eigenschaften eines ehrbaren Mannes, und daß sie fürnehmlich in der Güte des Herzens bestehen.
5 Von denen übeln Würkungen der falschen Ehre.
6 Man muß seinen Rang in Obacht nehmen, ohne sich verhaßt zu machen.
7 Man muß schlechte Gesellschaften meiden, und gleich anfangs gute Eindrücke von sich machen.
8 Man muß klug seyn: der König beehrt niemand, als Leute dieses Karakters, mit seiner Gunst.
9 Klugheit und ehrbar Vergnügen verträgt sich wohl mit einander.
10 Man muß eine edle Kühnheit ohne Selbsthochmuth besitzen.
11 Hasset alle Laster, besonders das Lügen und die Trunkenheit.
12 Man muß keine einzige derer äußerlichen Eigenschaften vernachläßigen:

13 Und

Inhalt.

13 Und besonders die des Verstandes anbauen.
14 Die Kenntnüs der Welt ist besser, als das beste unter allen Büchern.
15 Von der Spötterey oder dem Spas.
16 Vom Lustigmachen.
17 Es ist nöthig, bey gewissen Gelegenheiten, Spas zu verstehen.
18 Man muß ihn nicht mit der Beleidigung vermengen, und die Sachen, welche uns zur Empfindlichkeit verpflichten, von denen zu unterscheiden wissen, die es nicht thun.
19 Auf was für Art man Beschimpfungen ablehnen soll, und in was für Fällen die Empfindlichkeit könne geduldet werden.
20 Die Aufführung, die man beobachten muß, um dergleichen Unglük zu verhüten.
21 Daß man denen unbescheidenen Eiferern mißtrauen müsse, und auf was für Art man seine Freunde verantworten soll.
22 Diesem Grundsaz in Ansehung des Frauenzimmers zu folgen, ist fürnehmlich nothwendig.
23 Die Personen, welche viel reden, sind gemeiniglich unbescheiden, und schicken sich nicht an den Hof.
24 Vom Umgange.
25 Unter Hofleuten muß er über gleichgültige Dinge geführt werden.
26 Von der Nothwendigkeit, sich einen Freund zu machen, und denen Vorsichten, die man bey dessen Wahl in acht nehmen muß.

27 Die

Inhalt.

27 Die Historie ist in Ermangelung eines Freundes von beträchtlichem Nutzen, und man kann kein guter General seyn, wenn man sie nicht vollkommen inne hat.

28 Denen Personen, welche zu Gesandschaften berufen werden, ist sie nicht weniger nothwendig.

29 Man muß nicht zu ungeduldig seyn, seinen Verstand zu zeigen. Von der Art, sich dessen zu bedienen.

30 Von den guten und schlimmen Würkungen der Liebe.

31 Ein nachgebend Gemüthe ist durchaus nöthig, in der Welt fort zu kommen.

32 Von dem Nutzen, den man aus seinen Fehlern zieht, wenn man einen guten Gebrauch davon zu machen weis.

33. Von den guten und bösen Würkungen der Kritik.

34 Ein gutes Herz ist dem Neid nicht unterworfen.

35 Bey allem, was man thut, muß man einen Endzwek haben, und sich niemahls verbothener Mittel bedienen, ihn zu erreichen.

36 Man muß sich denjenigen seiner Ahnen, der die meisten Verdienste gehabt, zum Muster nehmen.

Erinnerungen den Hof betreffend.

37 Wenn man sich Hochachtung erworben hat, muß man auch für sein Glük arbeiten, welches

eine Standsperson nirgend, als bey Hofe machen kann.
38 Um damit fortzukommen, muß man die Angelegenheiten derer Personen wissen, welche das meiste Ansehen daselbst haben.
39 Auf was für Art man um Gnadenbezeugungen daselbst anhalten soll.
40 Verdruß und Ungeduld sind schädliche Eigenschaften für einen Hofmann.
41 Man muß die Verzögerungen, die der Hof bisweilen macht, seine Diener zu belohnen, mit Geduld und Ehrfurcht ertragen.
42 Das Leben eines Hofmanns muß ein beständiges Studiren der Biegsamkeit des Geistes seyn.
43 Bey Hofe und in jeder Sache zum Zwek zu kommen, muß man äußersten Fleis bezeigen.
44 Ein Hofmann, so viel Verdienst er auch haben mag, muß seiner Fähigkeit nicht so viel zutrauen, daß er glaube, man könne seiner nicht entbehren.
45 Man muß sich um den Schuz derer Minister bekümmern.
46 Von dem Guten und Bösen, was sie euch erweisen können.
47 Ein Hofmann muß sich nicht in einerley Eigenschaften mit seinem Herrn herfürzuthun suchen.
48 Man ist vernünftiger, als man denkt, wenn man seine Vernunft verstekt.
49 Man muß die Parthie des Frauenzimmers nicht wider sich aufreizen.

Inhalt.

50 Ein Hofmann muß sehr ordentliche Wirthschaft treiben.

51 Von den Folgen ihrer Vernachläßigung.

52 Es ist ein Irthum zu glauben, der Geiz sey die Stütze derer Häuser.

53 Ursachen, welche den vorstehenden Saz beweisen.

54 Von den übeln Würkungen der Verschwendung, und der Art zu geben.

55 Bey den meisten großen Herren ist dieser Grundsaz nicht Mode.

56 Von den Unfällen, worein sie die Unordnung ihres Betragens verwickelt.

57 Was das Verdrüslichste dabey ist, so leidet ihr Gewissen darunter.

58 Von den Gegenmitteln wider ein so großes Uebel.

59 Es giebt privilegirte Tugenden, denen die Allerunordentlichsten nicht öffentlich entsagen dürfen.

60 Des Witzes rühmet man sich eben nicht:

61 Aber wohl der Beurtheilungskraft, der Rechtschaffenheit und der Ehre.

62 Man muß in allen Verrichtungen des Lebens so handeln, als wenn uns die Leute ins Herz sehen könnten.

Erinnerungen über die Art und Weise zu schreiben.

63 Von Briefen.

64 Von der Dichtkunst.

Inhalt.

65 Man muß im Schreiben niemahls seinen Karakter verläugnen.

Andrer Theil.

1 Von dem Lächerlichen.
2 Von seinen Würkungen.
3 Von denen Mitteln, sich dafür zu hüten.
4 Unsre starke Seite wird oft durch den schlimmen Gebrauch, den wir davon machen, zu unsrer schwachen.
5 Je mehr man Wiz hat, je bescheidner muß man seyn.
6 Was man thun muß, sich in die Gemüther einzuschmeicheln.
7 Ein wohlbeschafner Geist ist der, welcher sich in alle Leute schikt.
8 Feurige Gemüther sind nicht so geschikt dazu, als andre.
9 Die Delikatesse ist der schönste Theil des Gemüthes.
10 Von den Mitteln, diese Eigenschaft zu erlangen.
11 Von groben Ausdrücken fällt man leichtlich auf das Spiel mit den Händen.
12 Von dem schlimmen Gebrauch, den Personen, welche nicht zu leben wissen, von ihrer Ehrfurcht und ihrem Wiz machen.
13 Dieses kommt daher, daß sie sich für der Welt fürchten.

Inhalt.

14 Von den Mitteln, diese Blödigkeit zu überwinden.
15 Von den Vortheilen des Lesens, wenn man es gehörig anwendet.
16 Es muß den Verstand mehr, als das Gedächtnüs beschäftigen.
17 Es giebt zwey Gattungen von Presumtion, welche alle beyde zur Unwissenheit leiten.
18 Eine Standsperson muß die fürnehmsten Ausdrücke von denen Dingen wissen, welche in dem Umgang eines Weltmannes fürfallen.
19 Von der Meinung des Pythagoras über das Stillschweigen.
20 Es ist nichts lächerlicher, als ein junger Mensch, der etwas Wichtiges fürstellen will.
21 Oft bessern uns unsre Feinde eher von unsern Fehlern, als unsre Freunde.
22 Auf was für Art man sich gegen seine Freunde betragen soll, um ihnen zu wissen zu thun, was von ihnen gesprochen wird, und bey was für Fürfällen es sich gehört, ihnen nicht zu schmeicheln.
23 Von Betrug und Hinterlist.
24. Vom Spiel.
25 Das Mittel, sich für dieser Leidenschaft zu verwahren, ist, wenn man sich ganz und gar der Ehrbegierde überläßt.
26 Die Ehrbegierde ist keine Hindernüs in der Andacht.
27 Von der Probe eines guten Herzens.
28 Der Haß ist die niederträchtigste Leidenschaft.

Inhalt.

29 Von der Genauigkeit.
30 Von den Leidenschaften und ihren schlimmen Würkungen.
31 Vom Ehestande.
32 Von den Eigenschaften einer rechtschaffenen Frau.
33 Von der Eifersucht.
34 Ohne Christenthum kann man kein guter Ehemann, kein guter Vater, kein guter Sohn, kein guter Herr, und kein guter Freund seyn.
35 Von dem Zorn, seinen Würkungen, und dem Heilungsmittel, was man dieser Leidenschaft entgegen setzen muß.
36 Von der Ungleichheit.
37 Von der Entschlossenheit.
38 Man muß suchen, sich von Tag zu Tag einige neue Tugend zu erwerben.
39 Der wahre Ehrgeiz bestehet mehr darinn, andre an Verdienst zu übertreffen, als in Erwerbung der Glüksgüter.
40 Bey gutem Glük muß man sich einschränken, und bey bösem erhalten, weil man auf den Umschlag dieser beyden Zustände wartet, von einem großen Mann zu urtheilen.
41 Von dem Unterschiede derer Glüks- und Tugendfrüchte.
42 Es ist besser, sich über die Ungerechtigkeit der Welt, als über sich selbst zu beklagen.
43 Man muß die Eigenschaften des Herzens denen des Geistes vorziehen.

Inhalt.

44 Die Grosmuth hat etwas Göttliches an sich.
45 Man muß das menschliche Herz studiren, und einem Geizhals mistrauen.
46 Man muß sich niemahls selbst loben.
47 Von der Art, seine Freunde zu loben.
48 Man muß mit keinem vorbereiteten Wiz unter die Leute gehen.
49 Von den Gelegenheiten, worinn diese Vorbereitung nöthig ist.
50 Man muß Spizfündig- und Zweydeutigkeiten vermeiden: es ist das Merkmahl des kleinstädtschen Witzes.
51 Vom verbothenen Fürwiz, und der Gefahr, wenn man sich ihm ergiebt.
52 Von dem Nutzen der Reisen, wenn man sie zu gebrauchen weis.
53 Vom Kriege.
54 Man mag sich noch so wohl aus den Händeln ziehen, so ist das Beste, niemahls welche haben.
55 Man muß niemahls einen Menschen bis zur Entehrung treiben.
56 Von den Processen und ihren bösen Würkungen.
57 Wenn man sich seiner Fehler wegen Raths erhohlen muß, so ist es besser, sich an die zu wenden, die sie an sich gehabt, und sich davon gebessert, als an andre.

Des

Inhalt.

Des Herrn von Saint-Evremont Moralsätze.

Maximen oder moralische Beobachtungen 355
Moralsätze 373
Maximen zum Gebrauche des Lebens 376
Betrachtungen über das, was man thun muß, um glüklich zu leben 383
Von der Logik oder Vernunftlehre 388
Von der Sittenlehre oder moralischen Philosophie 390

Die

Die Schule des Edelmanns.

Der Ritter von B** an den Grafen, seinen Vetter.

Ich sehe mit Vergnügen, mein Vetter, wie Sie, von Lehrbegierde belebt, den oft schwehrfälligen Umgang eines Greises, wie ich bin, der Gesellschaft von Leuten Ihres Alters vorziehen, und ich will Ihnen dieses ersetzen, indem ich Ihnen nichts mehr erzählen will, als was unterrichtend für Sie ist: Das ist alles, was ich aus Gefälligkeit gegen Sie thun kann; denn ein alter Kriegsmann muß doch nothwendiger Weise erzählen. Ich habe beobachtet, daß

meine Genauigkeit, auf die zahlreichen Fragen zu antworten, die Sie mir alle Tage vorlegen, Ihnen nicht so nüzlich ist, als ich wohl wünschen möchte, weil sie allezeit weder Ordnung noch Zusammenhang hatte. Wir wollen diesen Fehler bessern und uns einen Plan machen. Ich will zu Ihrem ordentlichen Lehrmeister werden, nehmlich in denen Punkten, welche mit meinem und Ihrem künftigen Gewerbe in Verhältniß stehen. Ueber die andern Sachen müssen Sie andere Lehrer suchen.

Ihre Ehre, mein Vetter, bestehet noch allein aus der Ehre Ihrer Verwandten. Der Rang, der Ruhm, den sie sich erworben haben, und der Name, den sie nun Ihrer Unterstützung überlassen, sind die einzigen Titel, unter welchen Ihnen andere, die Ihnen an Geburth gleich sind, noch einige Nachgebung erweisen. Allein, diese Titel, welche unser für den Dienst des Königs vergossen Blut jetzund unstrittig macht, werden in einigen Jahren von sehr geringem Werthe seyn, wenn Sie sich nicht bestreben, ihnen Authorität zu verschaffen. Je mehr Ehre Ihre Verwandten Ihnen überlassen, mein Vetter, je beschwehrlicher machen sie Ihnen die Laufbahn, die sie Ihnen öffnen. Wo Sie sie nicht übertreffen, so sind Sie den Augenblick ihrer unwürdig. Wenn Sie nur ein Mensch wie andre Menschen seyn, so wird Sie das Publikum noch

für

für etwas gemeiners halten, und sieht es Sie nicht auf dem Fußsteig der Ehre und Tugend, so wird es schlüßen, Sie wären in den Abgrund des Lasters und der Schande gefallen. Ihr Schiksal, mein Vetter, bringt es durchaus mit sich, daß Sie entweder ein Held oder ein Niederträchtiger seyn müssen: hier ist kein Mittelweg.

Das Vermögen, was Ihnen Ihr Vater verlassen hat, ist der kleinste Theil seiner Erbschaft. Seine Geschäftigkeit, seine Fähigkeit, seine Liebe für seinen Landesherrn, sein Eifer für den Staat, diß macht denjenigen aus, in dessen Besiz Sie sich mit der größten Eilfertigkeit setzen müssen. Durch sein Verdienst und seine Gaben hat er sich der hohen Stelle genähert, welche die lezte Belohnung der Dienste ist, die man dem König und dem Staat geleistet. Er hat Ihnen den Weg zu dieser höchsten kriegerischen Würde geebnet und verkürzet. Empfinden Sie, wie beschämend es für Sie seyn würde, dieselbe dereinst bloß Ihrem guten Temperament und der Ordnung des Gemählbes, wo Ihr Name frühzeitig aufgezeichnet worden, schuldig zu seyn! Sie müssen sich von den kriegerischen Ehrenstellen die Idee machen, die man uns von der Glükseligkeit des andern Lebens macht: Violenti rapiunt: Gewaltsame rauben sie! Wer nun Anspruch darauf macht, muß sie an sich reissen,

nicht durch Gewalt des Beschwehrlichseyns, sondern durch Gewalt seiner Dienste. Wenn er sie erwartet, lauft er Gefahr, sie zu verfehlen.

Sie sind nicht gebohren, unter den Müßiggängern des Hofes zu figuriren. Ueberlassen Sie diesen Unnützen, die aus der Eigenschaft eines Hofmanns ihren vornehmsten Titel machen, die Nacheiferung für Kleinigkeiten, und das Studium der Kunst zu kriechen. Ihre Handthierung ist der Krieg; Ein Gewerbe, welches so wie alle, welche die Geselligkeit bestätiget, in der Ordnung der Vorsehung begriffen ist. Es ist bloß der gemeine Pöbel, der sich einen fürchterlichen Begriff davon macht. Ein erleuchteter Kriegsmann sezt es mit Rechte über alle andre Gewerbe, weil es dasjenige ist, welches nebst den größten Tugenden auch die größten Talente erfordert. Das längste Leben ist kaum einem hinlänglich, der seine Vollkommenheit erwischen will, und die allererfahrensten Krieger, welche die reineste Tugend besassen, haben beständig erkannt, daß ihnen noch etwas fehle. Legen Sie sich nur darauf, mein werther Graf, wie Sie sich ohne Unterlaß immer fähiger in dieser erhabenen Beschäftigung machen wollen. So gar Ihre Ergözlichkeiten müssen einen Menschen merken lassen, der es verdienen will, dereinst Kriegsheere anzuführen.

In dem Entwurf, den ich gemacht, Sie im Geiſte den Weg des Kriegsmanns zum Heldenthum zu leiten, will ich meine vornehmſten Beyſpiele nicht aus unſerer Geſchichte nehmen, weil es gefährlich ſeyn würde, in Ihnen ein nachtheilig Vorurtheil gegen Namen zu erwecken, welche Perſonen führen, für denen Sie entweder Ehrfurcht werden haben müſſen, oder welche doch Ihre Hochachtung verdienen werden. Uebrigens wird Ihnen der liebe Onkel, der Ihnen ſo oft ſaget, daß er für Sie ein Menſch aus einer andern Zeit iſt, das Vergnügen machen, mit Ihnen von Leuten aus einer andern Welt zu reden. Morgen iſt unſre erſte Zuſammenkunft!

Das erste Gespräche.

Von dem Heldenthum und dem Held.

Der Ritter.

Wie, mein Vetter! Sie überlassen sich schon denen Betrachtungen? Als man mir sagte, daß Sie in dem Wäldchen wären, so bildete ich mir ein, ich würde Sie irgend auf einer Rasenbank, mit einem artigen Roman in der Hand finden. Allein, Sie sind mit Nachsinnen beschäftigt! Darf man wissen, worüber?

Der Graf.

Ich bin seit dem Frühstük hier, und ich versichre Sie, mein Herr, noch dazu in ziemlicher Verlegenheit. Sie erwiesen mir gestern die Ehre, mir von dem Heldenthume zu sagen, und die ganze Nacht habe ich diesem Worte nachgedacht: ich begreife noch nicht, was es bedeutet. Horaz nennt die Athleten Helden: im Curtius ist Alexander ein Held: die Legende benamt ihre Heiligen eben so viele Helden. Wie soll man denn die Erklärung des Heldenthums bestimmen, wenn man es ohne Unterschied auf Menschen anwendet, deren Lebensart so sehr verschieden ist?

Der Ritter.

Das Heldenthum, werther Graf, ist die höheste Staffel der Vollkommenheit, wozu ein Mensch gelangen kann: es ist die Vollständigkeit der Tugend. Da die Tugend ein Zwek ist, den jeder Mensch erreichen kann, so ist kein Gewerbe, welches die Geselligkeit zuläßt, in welchem man nicht Anspruch auf das Heldenthum machen könnte. Indessen hat man doch jederzeit den besondern Vorzug dem Gewerbe des Krieges gegeben, und in der natürlichen Schreibart beehren unsre Schriftsteller bloß die Kriegsleute mit dem Namen Held.

Der Graf.

Ich bitte, mein Herr, sagen Sie mir doch die Ursache, die sie dazu haben. Sie sagen mir, die Tugend könne bey allen Gattungen von Gewerben und Beschäftigungen erlangt werden, und es scheint doch, als wenn Sie es billigten, daß unsre guten Schriftsteller den meisten Theil davon ausschlieſſen. Das scheint mir keine Folge des vorhergehenden.

Der Ritter.

Das Verdienst einer tugendhaften Handlung ist so groß, als die Schwürigkeit, dieselbe auszuüben, weil man denen Tugenden eine Belohnung anweiset, welche denen Hindernissen gemäß ist, welche man übersteigen muste, ehe man zu ihnen gelangen konnte. Auf diesen unstreitigen Saz kan man leichtlich den besondern Vorzug

derer Kriegsleute gründen. Welches Handwerk hat rauhere Pfade, als das Handwerk der Waffen? Ist wohl ein anders, wo man ohne Unterlaß wieder Beyspiel und Gebrauch auf seiner Hut seyn = = der Tiranney der Gewohnheit beständig wiederstehen = = immer mit der Nothwendigkeit kämpfen, und niemahls, als gezwungen, ihrer unumschränkten Herrschaft nachgeben muß? Diese Hindernisse sind es, welche die Menschen dazu gebracht, dem tugendhaften Kriegsmann mit einmüthiger Stimme den ruhmvollen Titul Held zu bewilligen. Diese Schwürigkeiten sind es, welche sie bewogen, ihm zuzustehen, daß er bey jeder seiner Handlungen ohne Absicht auf Ort, Zeit, und Umstand, ihre Liebe, ihre Ehrfurcht und ihre Bewunderung vereinige. Gemeiniglich ist das erste dieser Opfer allein der Lohn der Tugend in friedfertigen Gewerben, weil der, der sie ausübt, die Proben nicht aushalten darf, welche sie bewähren, und man also seine Liebe für sie seinem glüklichen Temperament zuschreiben kan. Der Zusammenfluß der Umstände, auf welchen das Heldenthum fußet, ist, anderswo wie bey den Heeren, so schwer, daß verschiedene Zeitalter Mühe haben, einen friedfertigen Helden herfür zubringen, den man nicht in Zweifel ziehen könne, und dessen Ausübung der Tugend das Verdienst des Gefühls habe.

Der Graf.

Ach! diß ist wohl die Ursach, mein Herr, warum Germanikus bey den Römern ein Halbgott war, indeß daß Pätus Thrasea, der sich nie vom Wege der Billigkeit entfernte, ihnen blos, als ein liebenswürdiger Bürger vorkam?

Der Ritter.

Sie sehen meine Gedanke vollkommen wohl ein. Ein reicher Mann kann eine vollkommene Rechtschaffenheit besitzen. Wenn mau aber gesehen hat, daß er dieser genauen Rechtschaffenheit in der Gelegenheit, sich ungestraft davon zu entfernen, nicht treu geblieben, darf man wohl da behaupten, sie sey unveränderlich in ihm? Er müste, zu der Nothdurft aller Sachen herunter gebracht, andern Vorrath, aus dem einzigen Bewegungsgrund, daß er ihm nicht gehöre, verschont haben, wo er doch ungesehen schöpfen konnte: er müste, im Stande, einen der geringsten Leute zu stürzen, dessen Weinberg ihm wohl gelegen wäre, sich dennoch alle Mittel versagt haben, sich denselben wider den Willen dieses hartnäckigen Privatmannes zu verschaffen. Das Gewerbe derer Waffen ist daher so zu sagen, die Landstraße zum Heldenthum, weil sich Proben und Versuchungen beständig darauf befinden. Ein Kriegsmann muß sich, um ein Held zu seyn, die Menschlichkeit mitten im Blutbad, die Gerechtig- und Redlichkeit unter Raub und Gewaltthätigkeit, die Unzugänglichkeit des Lasters in

der Gewißheit es ungestraft zu verüben, und die Bescheidenheit troz dem guten Erfolg und denen Schmeichlern, erhalten haben: er muß, mit einem Wort, alle lasterhafte Leidenschaften besiegen, indem er im Stande ist, sie alle zu befriedigen.

Der Graf.

O mein Herr! wie viel große Leute werden durch die Erkänntniß, die Sie mir vom Heldenthum geben, herunter gesezt! In was für eine Classe wollen Sie denn so viel berüchtigte Krieger bringen, welche die Dichter unter die Helden gesezt?

Der Ritter.

Haben Sie irgend schon das tödtliche Vorurtheil, wehrter Graf, es sey genug, Heere anzuführen, und Siege davon zu tragen, um ein Held zu seyn? Machen Sie sich mit mir einen richtigern Begrif davon. Die Menschen sind nicht so sehr unsinnig, daß sie dasjenige beständig verehren sollten, was sie unglüklich gemacht hat. Die Tapferkeit, die Klugheit und andre streiterische Eigenschaften machen wohl den grossen Kriegsmann aus, und helfen auch den Helden bilden: aber sie allein können nicht zu diesem erhabenen Range erheben. Oft ist es das Glük, was den Sieg verleihet, und der Held hängt nicht von seinem Eigensinn ab. Unabhänglich von dem Ausgang hat er blos Pflicht und Tugend

im

im Gesichte, und er fürchtet nichts, als sich davon zu entfernen.

Der Graf.

Was sind denn also, ich bitte Sie, **Cirus, Alexander, Attila,** und diese andern Länderbezwinger, welche die ganze Welt mit ihrem Namen erfüllt haben?

Der Ritter.

Ich wolte Ihnen keine Könige anführen. Weil Sie sich aber doch von dem Schimmer haben blenden lassen, den die Schmeicheley über ihre Handlungen verbreitet hat, so will ich Ihnen nicht eine Ausschweifung versagen, welche Sie auf bessere Meinung bringen kann. Wir wollen diese Länderbezwinger als Kriegsleute ansehen! Sind sie tugendhafte Kriegsleute gewesen? und da sie in dem höchsten Range, worinnen sie der Himmel lassen gebohren werden, etwas **mehr** als **Helden** seyn konnten, so haben sie sich unter die geringschätzigsten Menschen herunter gestürzt. Das Heldenthum des Kriegers ist nicht das Heldenthum des Königs. Er ist da, um auf Erden Gerechtigkeit und Frieden herrschen zu lassen, um glückliche Menschen zu machen: wenn er sich bemühet, diese schöne Aufgabe auszuarbeiten, so theilt er unsre Verehrung mit Gott, und wird selbsten ein Gott.

Um nun ohne Furcht, daß Sie sich betrögen, über **Cirus, Alexandern** und andre ihres gleichen urtheilen zu können, so stellen Sie sich,

wehr-

wehrter Graf, einen Hausvater für, welcher sein Haus, seine Aecker und seine Kinder vernachläßsiget, um hinzugehen, und an einem breiten und tiefen Flusse Dämme und Auslieger zu machen, die das Wasser an das andre Ufer würfen, und seiner Wiese dadurch ein paar Schritte breit Erdreich zusezten. Hat er seine Dammarbeit so stark am Herzen liegen, warum sucht er in seiner Familie nicht den stärksten seiner Söhne aus, um ihn dazu zu gebrauchen? Ein geschikter Arzt befleißigt sich blos auf die Gesundheit des Kopfs und des Herzens: er richtet seine fürnehmste Aufmerksamkeit auf die innerliche Beschaffenheit: die Besorgung der äußern Theile überläßt er Gehülfen, deren Fähigkeit er kennet: auf sie stüzt er sich in äußerlichen Gebrechen und ihrer Heilung, und wenn er bisweilen selbst das Eisen in die Hand nimmt, so geschieht es nur, um das Uebel entweder aus denen edeln Theilen zu verjagen, oder ihm den Weg abzuschneiden, welcher es dahin führen könnte.

Der Graf.

Es scheint mir, mein Herr, als wenn **Carl der fünfte, König in Frankreich** dieser Fürschrift gefolgt wäre. Solte er nicht ihr den Zunahmen des **Weisen** schuldig seyn, den ihm die Geschichte giebt? **Heinrich der vierte, König in Engelland** hat ihm nachgeahmt, und die Geschichte nennt ihn **Engellands Salomo.**

Der

Der Ritter.

Ein Meister, der sich auf seinen Nutzen versteht, muß die Arbeit unter seine Arbeitsleute vertheilen, derselben vorstehen, dazu sehen, belohnen, strafen und aufmuntern, je nach dem er an jedem einen Grad des Eifers bemerket: Aber er soll nicht selbst Hand an das Werk legen, es sey denn, daß seine Leute von Hindernissen erschrekt, oder durch die anhaltende Ermattung abwendig gemacht würden, und sein Beyspiel nöthig hätten, um ihre Nacheiferung wieder zu erwecken. So war das neuliche Betragen dieser Könige von Frankreich, Engelland, Preussen und Sardinien. Es konnte nicht anders seyn, der Erfolg muste gut für sie ausfallen. Sehen Sie aber im Gegentheil die unordentliche Tapferkeit unsrer Könige, **Ludewig des neunten, Johann und Franz des ersten** an. Betrachten Sie die Unfälle, die dem Königreiche durch Einbussen verursacht worden, die man leichtlich hätte ersetzen können, wenn sich diese Fürsten nur geschont hätten, um Mittel dagegen zu suchen.

Der Graf.

Aber, mein Herr, setzen Sie alle Könige, die den Harnisch angelegt und in Person an der Spitze ihrer Heere gefochten, in die Reihe dieser Alexander? Ich will Ihnen gestehen, daß ich Mühe habe, den **Skanderbeg** zum Beyspiel und unsern **vierten Heinrich** nicht als Helden der ersten Grösse zu betrachten.

Der

Der Ritter.

Diese Ihre vorgefaßte Meinung, wehrter Graf, ist wohl gegründet, und macht der Richtigkeit Ihrer Einsicht Ehre. Fahren Sie fort, den **Skanderbeg, den vierten Heinrich** und andre Prinzen zu bewundern und zu schätzen, welche sich in denen Umständen befinden, wie diese beyden gekrönten Helden, und daher, so, wie sie, das Lager zu ihrer Residenz und den Helm zu ihrer gewöhnlichen Krone machen. Es lag denen Unterthanen viel daran, sich in denen Kriegen, die diese Fürsten aushalten musten, beherzt aufzuführen: Die Völker fochten für ihre Gesätze und ihre Freyheit. Die Fürsten aber betraf der Streit persönlich. Es war darum zu thun, einen Zepter zu erhalten, den man ihnen zu rauben trachtete, und auf einem Thron fest zu sitzen, wovon die Ungerechtigkeit sie herab zu steigen zwingen wolte: es war also gut, um sich Vertheidiger anhängig zu machen, daß sie auch mit ihnen die Gefahren theilten.

Der Graf.

Ihre Erklärung, mein Herr, macht mir ein wahres Vergnügen. Ohne sie hätte ich **Jakob den andern aus Engelland über Augusten aus Pohlen** setzen müssen, und meine Vernunft konnte diese Versetzung nicht verdauen. Nun ist inskünftige mein Urtheil über diese Länder bezwingende Könige bestimmt, welche Geisseln des Erdbodens werden, dessen Vergnügen sie seyn könn-

können. Ich will meine Ohren für der Sprache der Dichter verstopfen, welche die Tugenden derer Herrscher nach den Kriegen, die sie unternommen, und nach den Treffen, denen sie beygewohnet, zählen. Indem ich die Eigenschaft derer Kriege untersuche, welche Könige in Person geführet haben, so bin ich sicher, ihnen die Stelle anzuweisen, die sie verdienen. Nehmen Sie nun, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr, die Schilderung des Helden wieder vor sich, in deren Mitten ich Sie unterbrochen habe.

Der Ritter.

Der Held, den sich jeder Mensch, der nach dem **Heldenthum** strebt, zum Muster vorstellen muß, **ist in Monarchien ein Unterthan**, welcher, als Verwahrer des Schwerdtes seines Fürsten, in dem Gebrauch, den er davon macht, denen Gesätzen der Billigkeit so wohl, als denen des Besten des Staats folgt = = welcher wieder äußerliche Feinde nichts in Betrachtung ziehet, als die Befehle und den Nutzen seines Obern, und in häußlichen Verwirrungen, als Diener der Rache eines beleidigten Vaters, sich befleißiget, die Güte desselben, selbst mitten aus seiner gerechten Strenge, hervorschimmern zu lassen = = = = **in Republiken ein eifriger Vertheidiger seiner Mitbürger**, welcher blos ihren wesentlichen Vortheil und ihren Wohlstand zur Richtschnur seines Betragens hat. **Du Gueclin, Bayard, Turenne, Catinat,**

sind

sind die, welche sich unter uns in dieser schönen Rennbahn vor andern hervorgethan haben. **Cimon der Athenienser, Philopömen, und die beyden Scipio** sind die durchlauchtigsten Republikaner, die ich Ihnen anführen kann. Die Siege dieser großen Leute haben zu ihrem Heldenthum **geholfen.** Allein, der Bewegungsgrund zu ihren Schlachten, der **Gebrauch** ihrer Siege haben es **gebildet.** Wären sie blos geschikte und glükliche Kriegsmänner gewesen, so würden sie keine Helden seyn. Ich habe Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen, welche Sie vollend davon überzeugen soll.

Korem und Zendar,

eine tartarische Geschichte.

Gorduba, König von **Teran** in der großen Tartarey, war ein Fürst, den seine Unterthanen anbeteten, zu deren Glükseligkeit er während einer sehr langen Regierung unabläslich arbeitete. Mit Ruhm überhäuft und mit Jahren beladen, verlangte er nichts mehr, als sich eines Nachfolgers zu versichern, welcher das Volk über seinen Verlust trösten könnte. Er war es, der ihn wählen muste. Denn da er keine Kinder außer einer Prinzeßinn hatte, so muste er, nach denen tartarischen Gesäzen, seinen Zepter demjenigen überlassen, den er ihr zum

Gemahl

Gemahl geben würde, wofern er nur von dem Timur Beg abstammte.

Akebar, König von Balk und Mameluk, Sultan von Karisma, machten mit gleicher Hitze Anspruch auf eine Heyrath, welche ihre Macht verdoppeln solte, und in der Einbildung, daß Gorduba sich zum Vortheil desjenigen erklären würde, dessen Feindschaft ihm am fürchterlichsten seyn könnte, drohete jeder von ihnen, an der Spitze einer Armee nach Teran zu kommen, und seiner Liebe für Almanzaris und ihren reichen Brautschaz daselbst Nachdruk zu geben. Nachdem der alte König wohl erwogen hatte, welche Seite er ergreifen solte, so fiel seine Wahl auf den Krieg, und er berief die Staaten seines Reiches, um ihnen seinen Endschluß kund zu thun.

Es hielten sich an dem Hofe zu Teran zwey junge Prinzen von dem Geblüt des großen Timurs auf, welche keine Thronen besassen, weil sie beyde jüngste Brüder waren, und doch ihrer persönlichen Verdienste wegen des höhesten Glückes würdig schienen. Sie brennten von der heftigsten Leidenschaft für Almanzaris. Weil sie aber nichts, als ihre Geburth und schönen Eigenschaften hatten, ihre Liebe zu unterstützen, so hatten sie sich nicht erklären dürfen. Der König hatte bemerkt, wieviel es sie kostete, ihre Empfindungen zu verbergen, und seine Güte machte ihnen noch ein Verdienst aus ihrer Ehrfurcht.

Als die Großen aus allen Theilen des Königreichs zusammen gelaufen, und die Abgeordneten des Volkes sich nach dem Pallast begeben, so hielt der weise **Gorduba** folgende Rede an sie:

„Ich habe nicht zu lange gelebt, meine Kinder, weil jeder meiner Tage ohne Fürwurf gewesen, da ich sie zum Vortheil meiner Unterthanen angewendet. Jezt, da meine Schwächlichkeit mich nicht mehr für euch leben läßt, so ist es Zeit daß ich sterbe, oder wenigstens muß ich, in Erwartung, bis es Gott gefält, mich aus der Zahl derer Lebenden zu ziehen, die Tage, die er mir noch gönnt, gebrauchen, um euch über meinen Tod zu trösten, und zu verhindern, daß ihr nicht Noth dadurch leidet.„

Der gute König ward durch das Schluchzen der Versammlung unterbrochen. Was er nur in der Zukunft erblicken ließ, schien gegenwärtig, und der Schmerz drükte sich wie die Zärtlichkeit in den affektvollesten Zurufungen aus. Nachdem **Gorduba** denen Abgeordneten für dieses neue Zeugniß ihrer Zuneigung gedanket, so verfolgte er seine Rede folgendermaßen:

„**Akebar** und **Mamelut** wollen über euch herrschen. Sie haben weder auf meinen Thron, noch auf meine Tochter einiges Recht, und drohen, sich dieselben mit den Waffen zu erwerben. Ich bin König, ich bin Vater, o ihr Tartaren! Ich weis, was meine Tochter für einen Gemahl haben muß, und was für einen Beherr-

„herrscher meine Unterthanen wünschen sollen. „Akebar und Mameluk sind einer wie der an„dre meiner Wahl unwürdig, und ihre Macht „mag noch so groß seyn, so ist es besser, sie zu „Feinden als zu Herren zu haben. Durchlauch„tige Abstämmlinge des großen Timurs, wacke„rer Korem, unerschrokner Zendar, ihr seyd „es, denen ich die Sorge auftrage, die Teranien für Unterdrückung zu bewahren. Theilet „die Kräfte meines Königreichs untereinander, „und ziehet wider seine Feinde aus. Mein Volk „und meine Tochter verlangen einen Helden „zum Herrn: strebt beyde mit einem edeln Wett„eifer nach diesem Titel: Derjenige, welcher ihn „bey Endigung dieses Krieges wird verdient ha„ben, soll der König der Teraniten und der „Gemahl der Almanzaris werden. „

Gorduba schwieg nach diesen Worten. Er ließ die Versammlung auseinander, die ihm nur mit lautem Beyfall antwortete, und ließ seine Befehle ausfertigen, daß man in ganz Teran dem Korem und Zendar so, wie ihm selbst, gehorchen solle. Laßt uns nun, werther Graf, diesen beyden Prinzen in ihrer Verrichtung nachfolgen und sehen, welcher von ihnen verdiente, der Eydam des Gorduba zu werden.

Zendar arbeitete mit größtem Fleiß, die Armee groß zu machen, die er anwerben sollte: er machte sich die Soldaten geneigt, indem er Geld unter sie austheilte; die Officiere munterte er

durch die schmeichelhaftesten Vorzüge und Hoffnungen auf: er brachte große Haufen von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen zusammen: er errichtete gute Vorrathshäuser oder Magazine, übte seine Truppen in Waffen, und rükte ins Feld, so bald es die Witterung zuließ. Es war wider **Mameluk**, daß er zu commandiren bestimmt war. Die kleinen Republiken, welche das Reich **Teran** von **Karisma** absonderten, konnten entweder durch des Sultans Versprechungen gewonnen, oder durch seine Drohungen furchtsam gemacht werden. **Zendar** versicherte sich ihrer, indem er ihre Städte überrumpelte, Besatzungen in ihre Festungen legte, und sich ihrer Waffen bemächtigte. Da er nun nichts mehr von diesen kleinen Staaten, die er außer Stand, ihm zu schaden, gesezt hatte, befürchten durfte, rükte er in das Reich **Karisma** ein, und verbreitete sich wie ein ausgetretener Strom darinn.

Mameluk hatte sich nicht so viel Tapferkeit von Seiten des **Gorduba** vermuthet, dessen Liebe zum Frieden ihm bekannt war. Er hatte seine Armee noch nicht beysammen, da sich **Zendar**, als Meister im Felde, schon verschiedne große Städte öffnen lassen. Der Teranitische General, als ein geschikter und geschäftiger Kriegsmann, unterstund sich mit ganzer Gewalt die Plätze anzugreifen, die ihm ihre Thore verschlossen. Er richtete die Arbeiten mit so vieler

Fä-

Fähigkeit ein, rükte mit ihnen so fleißig näher, und stürmte mit so großer Tapferkeit, daß diejenigen, welche sich am hartnäckigsten vertheidigten, sich auf Gnade und Ungnade ergaben.

Zendar rükte schon in das Gesicht von **Karisma**, als der Sultan an der Spitze eines weit zahlreichern Heeres kam, sich der reissenden Geschwindigkeit seines Fortgangs in Weg zu stellen. Während einiger Tage fielen einige große Scharmützel für, wovon der Vortheil beständig auf der Teraniten Seite war. Der Sultan sahe diesen Verlust im Kleinen für Vorhersagungen des Verlusts einer Schlacht, im Fall er sie lieferte, an, und schlug einen Frieden vor. Die fürnehmsten Bedingungen waren, er wolle auf **Almanzaris** Verzicht thun, ein Bundsgenosse desjenigen werden, an den sie sich vermählen würde, und diejenigen Landschaften von **Karisma**, welche Zendar in Kontribution gesezt, von denen Königen von **Teran** zur Lehn behalten.

Der Teranitische Prinz verwarf diese Vorschläge, die er als lächerlich angab, weil, sagte er, **Mameluk** auf dasjenige Verzicht thäte, was er nicht mehr erhalten könnte, und verlangte ein Lehnsmann zu seyn, da es ihm unvermeidlich wäre, ein Unterthan zu werden. Das Treffen gieng also unter den Mauren von **Karisma** für sich, und dauerte den ganzen Tag. Der Sultan betrug sich dabey, wie ein Fürst, dessen einziges

Erhohlungsmittel der Sieg ist, und that Wunderwerke der Tapferkeit darinn. Zendar that die Schuldigkeit eines großen Feldherrn und tapfern Soldaten. Verschiedene mahl stellte er das Treffen durch seinen Muth wieder her, und verbesserte unterschiedne verdrüßliche Zufälle durch seine unergründliche Fähigkeit. Endlich bestimmte er das Glük und sein Sieg war vollkommen. Der Sultan ließ die Hälfte der Seinigen auf der Wahlstatt, und sammelte in seiner Residenz den Kern derer Leute, die ihm übrig geblieben. Daselbst schloß er sich ein, mit dem Fürsaz, sich unter ihren Ruinen zu begraben, wofern der Feind nichts vom Frieden hören wolte.

Zendar war taub bey denen Bitten derer Abgeordneten. Nachdem er sein Heer einige Tage lang ausruhen lassen, so ließ er es seine Linien um die Stadt herum ziehen. Den Sultan beschäftigte er mit den Zubereitungen und Arbeiten einer ordentlichen Belagerung: allein, er machte sich eine Nacht ohne Mondschein zu nuz, und that einen Hauptsturm. Der Sultan lief nach dem Orte, wo er aus dem heftigen Getümmel, was daselbst war, Zendarn in Person zu seyn urtheilte. Er sahe diesen unbiegsamen Feind, welcher alles, was ihm widerstund, zu Boden stürzte, und sich schon auf dem Fuß der Mauer festgesezt, von wo er auf die Mauer selbsten weiter hinan zu dringen im Begrif war. Hier gab

er

er entweder bloß seiner Verzweifelung Gehör, oder schmeichelte sich, daß ein besonderer Kampf ihm günstiger seyn würde, und drängte sich bis an den Prinzen durch, den er herausforderte. Zendars Glük entsagte sich auch hier nicht. Mamelük fiel leblos unter den ersten Streichen nieder, die man ihm anbrachte. Wie sich das Gerüchte von seinem Tode ausgebreitet, so strekten die Karismiten das Gewehr, und fleheten die Güte des Ueberwinders an, welcher nicht wenig Mühe hatte, seine zum Morden erhizte Leute zurük zu halten.

Der Tag brach an. Zendar versicherte sich aller Posten in der Stadt: er ließ den Gorduba zum Sultan von Karisma ausrufen: er nahm die Huldigung von den Einwohnern an, und da er zu Unterwerfung des übrigen Königreiches nicht mehr Zeit nöthig hatte, als bloß es flüchtig durchzureisen, so kehrte er gegen das Ende des Herbstes nach Teran zurük, um eine derer schönsten Kronen der Tartarey zu denen Füßen der Almanzaris zu legen.

Während, daß Zendar Teran mit dem Geräusch seiner Thaten erfüllte, so erinnerten sich die Teraniten kaum, daß Korem, sein Nebenbuhler, auch einem Heer zu befehlen hätte. Inzwischen hatte er keinen Augenblik unterlassen, an Erwerbung des Titels zu arbeiten, von welchem seine Glükseligkeit abhieng. Aber er hatte einen andern Weg als Zendar genommen.

Sein erstes Augenmerk hatte darinn bestanden, die kleinen Republiken, welche zwischen den Reichen Balk und Teran lagen, der Sicherheit zu vergewissern. Zum Pfande, daß er das Wort treulich halten würde, was er ihnen gegeben, stellte er ihnen Geiseln zu, und dadurch schaffte er sich das Recht, deren wieder von ihnen zu fordern. In denen Provinzen von Balk hatte er Leute verstreuet, denen er Manifeste aufgetragen, worinn er erstlich die Bewegungsgründe des Krieges entwickelte, und hernach alles Unglük, was denen Völkern daraus entspringen würde, Ukebarn zur Last legte. Ueberdies schikte er gewisse Getreue aus, welche sich in denen feindlichen Städten verbargen, in die Versammlungen und Gesellschaften derer Bürger mischten, das Betragen, was er sich zu halten fürgesezt, herausstrichen, und den Verlust übertrieben, den er dem König verursachen würde. Da er sich der Zuneigung derer neutralen Republiken versichert hatte, so schränkte er seine Kriegsbedürfnisse bloß in Waffen und Geld ein, und unter der Nachfolge von zwanzig tausend Teraniten, die er aus den stärksten und gelehrigsten Leuten des Theils des Königreiches gewählet, der ihm zu seinen Werbungen zugefallen war, begab er sich auf den Marsch. Die Genauigkeit, womit er alles bezahlte, was er sich herbey schaffen ließ, brachte den Ueberfluß in sein Lager. Die Landleute liefen haufenweise mit den Lebensmitteln

teln herzu, die sie entbehren konnten, und indem sie sich zu einem Kriege Glük wünschten, der sie bereicherte, ohne sie der geringsten Gefahr auszusetzen, schlugen sie sich zu dem Feldherrn, dem sie dieses Wunderwerk schuldig waren.

So viele Maaßregeln und Mäßigung gaben **Akebarn** Zeit, seine Macht zusammen zu ziehen, und er fand sich mit einem Heer von funfzig tausend Mann auf der Gränze ein, indem er gar nicht zweifelte, den **Korem** ganz zu unterdrücken. Allein er kannte den Feind nicht, den er vor sich hatte. Diesem Prinzen war aufgetragen, die **Teraniten** für Unterdrückung zu schützen, und also schränkte er sich bloß dahin ein, daß er sie bedekte. Mit seinem kleinen Heer, was er noch dazu oft in verschiedne fliegende Lager vertheilte, in beständiger Bewegung, befließ er sich darauf, Akebarn immer in Unruhe zu erhalten. Er wählte sich Posten, wo er gewiß war, daß man ihn nicht zum Schlagen zwingen konnte, und da er es als Herr nach seinem Willen thun konnte, so verbot er seinen Officieren jedes Gefecht, welches ihn in ein allgemeines hätte verwickeln können, und empfahl ihnen, keines von geringer Wichtigkeit auszulassen. Durch dieses Betragen brachte er es dahin, jene zahlreiche Armee, die keine Bewegung machen konnte, ohne eins ihrer Theile denen Streichen derer wachsamen **Teraniten** bloß zu geben, aufzuhalten, abzumatten und zu schwächen.

Wie Ukebar alle seine Fouragierer und nachgehends eins seiner Quartiere aufheben sahe, so suchte er den Krieg mit Hitze zu treiben, und deßwegen in das Königreich Teran vorzudringen. Er rükte in die Landschaften der kleinen neutralen Republiken ein. Da er aber nicht gesinnt war, dasjenige zu bezahlen, was er beyzutreiben im Stande zu seyn glaubte, und überdieß noch die Herzen seinem Feinde geneigt waren, so sahe er sich bald von dem Mangel begrüßet.

Korem, welcher alles vorhergesehen, verließ sich wegen der Sorge, dem König die Spitze zu bieten, auf die Truppen, die er an den Gränzen stehn lassen. Ihn betreffend lies er erstlich einen Theil seiner Reuterey einen großen Umweg nehmen, den er abschikte, die von Kriegsvölkern entblößten Provinzen von Balk in Kontribution zu setzen, und fieng an, mit dem Rest seines Heeres Ukebarn im Rücken zu folgen, den er ohn Unterlaß abmattete, ihm von Tag zu Tag die Zufuhren schwehrer machte, die er nicht aufheben konnte, und seine Armee immer mehr und mehr in die Enge trieb.

Die Bauern, für welche Ukebars Soldaten nicht die geringste Achtung hatten, giengen auf sie los, und erregten einen Krieg, der nur desto grausamer war, je verstekter er geführet wurde. Die von der Teranitischen Reuterey gehobene Kontributionen erfüllten das Königreich Balk mit Schrecken und Murren. Auf einmahl

sahe

sahe Akebar den Zufluß versiegen, den er aus seinen Staaten hatte. Die Krankheit kam unter sein Heer, und um seine Unfälle noch zu vervollkommnen, so kam Korem so weit, daß er ihm den Rükweg abschnitte, welches eine allgemeine Entherzung verursachte.

In diesen entsezlichen Umständen schikte Akebar, und verlangte Frieden, wobey er die Einrichtung seiner Bedingungen dem Korem gänzlich überließ, und sich blos vorbehielt zu sterben, wenn sie unerträglich seyn sollten. Diß war die Antwort des Teranitischen Prinzen.

„Die Könige führen nur Krieg, um den Frie„den zu befestigen. Versprich, o Herr, das „Bündniß mit Gorduba und dem Nachfol„ger, den er sich zu geben belieben wird, heilig „zu halten. Ersetze den Schaden, welchen du „denen neutralen Republiken und den Teraniten „verursachet hast. Wollte Gott, wir könnten „die Todten wieder lebendig machen, so würde „alles vergessen seyn.„

Akebar gerieth für Bewunderung außer sich, beschwohr den Frieden, stellte Sicherheit wegen seiner Bedingungen, und als er sich in seine Staaten zurükgezogen, so machte er daselbst öffentlich kund, daß Korem eben so viel Tugend als Fähigkeit besässe. Nachdem der Prinz seine Armee beurlaubet, kam er nach Teran, um Rechenschaft über sein Betragen abzulegen. Gorduba war zu wohl bedient, als daß er nicht

jeden

jeden Schritt des **Korem** hätte wissen sollen, und er hatte schon sein Urtheil zwischen den beyden Nebenbuhlern gefällt. An Ihrer Mine, mein lieber Graf, sehe ich, daß Sie den Bescheid des weisen **Gorduba** errathen.

Der Graf.

Ich will es wagen, mein Herr Ihnen den zu sagen, den ich fällen würde. **Zendar** ist ein großer Kriegsmann. Ich habe mich lebhaft bewegt gefühlet, da Sie mir seine Thaten erzählten. Ich glaube so gar, daß man um einen Krieg geschwind und glüklich zu endigen, auf ihn mehr als auf **Korem** rechnen konnte. Aber seine Antwort an den **Mameluk** hat mich ihm abgeneigt gemacht, und es kommt mir für, als wenn in der, die **Korem** dem **Akebar** gab, so viel Menschlichkeit und Grosmuth herrsche, daß ich, ohne die kriegerische Aufführung dieses leztern zu untersuchen, ihm den Vorzug für seinem Nebenbuhler geben würde.

Der Ritter.

Sehr wohl! ich höre, daß Sie **Korem** zum König in **Teran** und Gemahl der schönen **Almanzaris** erklären. Aber verdient denn **Zendar** keine Vergeltung? Hören Sie, mein lieber Graf, den weisen Monarchen an. Seine Billigkeit wird den **Helden** krönen, und den **großen Kriegsmann** bezahlen. Als die Stände versammelt waren, und die Abgeordneten derer von **Karisma** ihren Siz unter ihnen genom-

genommen, so redete Gorduba folgendergestalt:

„Unerschrokener Zendar, deine Tapferkeit „und deine Fähigkeit haben mir ein neues Kö„nigreich erworben. Allein die Unterthanen, „die mir deine Eroberung giebt, sind verkleidete „Feinde, welche du zu der Zahl meiner Kinder „sezest: ich will nicht durch ihre Aufnahme die „Zwietracht in meine Familie bringen. Die „Karismiten müssen einen König haben, von „dem sie sich allein geliebt glauben können.

„Gehe wakerer Zendar, gehe, in Karisma „zu herrschen. Die schröklichen Würkungen dei„ner Tapferkeit in diesem schönen Reiche haben „dich daselbst fürchten und bewundern lassen. „Lasse nun deine großen Eigenschaften ruhen, „und verbinde Tugenden von einem weit höhern „Werthe mit ihnen. Der Verlust, den du den „Karismiten verursacht, will ersezt seyn: er „erlaubt dir nicht, dich deinem Genie zu über„lassen und ihnen einen Länderbezwinger auf dem „Thron ihrer alten Könige zu zeigen. Zeige ih„nen einen Vater, und zwinge sie durch bestän„dige Wohlthaten, die Hand zu lieben, welche „ehmahls ihr Blut vergossen.

„Du aber, großmüthiger Korem, der du „die Feinde der Ceraniten zu überwinden und „ihnen Freunde zu gewinnen verstehst = = der du „den Frieden liebest und Krieg führen kannst = = „der du die nüzliche und liebenswürdige Tugen-

„den

„den ausübest, sey du der Gemahl meiner Toch-
„ter: empfange meinen Zepter nebst ihrer Hand:
„Mein Volk hat unter einem solchen König,
„wie du, weder die Laster von innen, noch die
„Nachbarn von außen für das Reich zu fürch-
„ten. Sey sein Herr, sey mein Sohn! Du
„bist ein Held, Zendar kann es werden.„

Das andre Gespräche.

Von der Tugend und dem Laster.

Der Graf.

Sie haben mich des Vergnügens beraubt, mein Herr, was ich mir aus Ihrer Ueberraschung versprach. Wie schmeichelhaft wäre es mir gewesen, Ihnen durch Ueberreichung einer Sammlung derer Unterredungen, womit Sie mich beehren, zu beweisen, daß ich ihren ganzen Wehrt kenne, und alle meine Aufmerksamkeit darauf wende.

Der Ritter.

Werfen Sie mir nicht meinen Fürwiz vor, mein lieber Graf. Er hat nur die Zufriedenheit beschleunigt, welche Sie mir geben wolten. Es ist Ihnen so gar vortheilhaft, wenn ich weis, daß Sie mich hoch genug schätzen, um unsre Unterhaltungen schriftlich abzufassen. Da ich über-

zeugt

zeugt bin, daß ich meinen Unterricht keinem gemeinen Schüler gebe, so darf ich nicht befürchten, mich über Ihre Faßlichkeit zu erheben: sondern, weil Sie meine Lehren für wehrt halten, sie in einem reifern Alter wieder durchzugehen, so will ich sie so einzurichten suchen, daß Ihre Schrift Ihnen beständig einen nüzlichen Zeitvertreib abgeben kann.

Der Graf.

Ich verspreche Ihnen, mein Herr, ein Denkmahl der Zärtlichkeit meines lieben Onkels gegen mich daraus zu machen. Wofern dereinst das Glük meinem Bestreben beysteht = = wofern ich dereinst zu dem Rang gelange, den Sie meinem Fleis und meiner Begierde, dem Staat und dem König wohl zu dienen, versprechen, so soll mein Aufsaz die erste Stelle in meiner Bibliotheke einnehmen, und ich werde demjenigen, der mir den Stof zu seiner Verfertigung an die Hand gegeben, so wohl die Fähigkeit, die ich erworben, als den Ruhm, den mir dieselbe wird verdient haben, zuschreiben.

Der Ritter.

Ihr kleiner Entwurf ist Ihres guten Herzens würdig, mein lieber Vetter. Aber mit denen Beschaffenheiten, die man bey Ihnen antrift, werden Sie in kurzem ein grösserer Meister als ich seyn, und ich verlange blos von Ihnen, sich alsdenn meines guten Willens zu erinnern. Was

für

für einen Gegenstand wollen wir heute zum Innhalt unsers Gespräches machen?

Der Graf.

Sie haben mich gelehrt, mein Herr, daß das Heldenthum die Vollkommenheit der Tugend sey. Machen Sie mir, ich bitte Sie, einen klaren und genauen Begrif von der Tugend. Mein Lehrmeister hat mir vielmahl gesagt, daß diese großen Leute des Alterthums, deren Lobredner Plutarch ist, nicht würklich tugendhaft wären. Wenn nun die Billigkeit des Aristides, die Grosmuth des Cimon, die Redlichkeit der Catonen, die große Seele der Scipionen uud die Güte des Cäsars keine Tugenden sind, so weis ich nicht, was das Wort Tugend bedeutet.

Der Ritter.

Ihr Lehrmeister, wehrter Graf, hat als ein Christ mit Ihnen gesprochen, für welchen in der That keine Tugend ist, als die, welche in der andern Welt belohnt wird. Diese großen Leute, die Sie mir anführen, hatten nicht die Kenntniß der wahren Religion: es fehlte ihnen der Glaube, ohne welchen kein Verdienst vor Gott ist. Vor den Augen eines Christen sind ihre Tugenden blos schimmernde Eigenschaften. Aber ich rede nicht aus dem Katechismus mit Ihnen, und die Tugend, deren Ausübung ich Ihnen anpreise, ist nicht dieselbe, welche für Ihren Lehrmeister und Pfarrer Ihnen zu predigen gehört. Ich

wil

wil mich mit Ihnen von Tugenden besprechen, die sich auf Sie selbst und auf Ihren Nächsten beziehen = = von den Tugenden Ihres Standes = = von denen, welche die Menschen mit ihrer Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung bezahlen, und die Herrscher mit ihrer Gunst belohnen. Kurz, von derjenigen Tugend will ich Sie unterhalten, wovon jedes gesittete Volk einen Begrif hat, und welche zu allen Zeiten, unabhänglich von der Offenbahrung, hochgeachtet worden, weil sie die Liebe zum Guten, den Abscheu für dem Bösen, und den Wohlstand aller derer, mit welchen wir uns in Beziehungen verbunden finden, zum Gegenstand hat.

Der Graf.

Ich besinne mich, mein Herr, etwas von einer solchen Tugend gelesen zu haben, als Sie mir melden. Allein es fällt mir davon nicht mehr, als eine Frage ein. **Alle Menschen lieben die Tugend**, sagte dieses Buch, **und wenige bringen sie in Uebung**: woher kommt dieser Abstich? Seyn Sie so gütig, und antworten mir darauf. Ich werde ungleich mehr von dem halten, was Sie mir sagen, als was mein Schriftsteller schreibet. Solte man auch wohl von den Schwührigkeiten erschrekt und von den Hindernissen zurückgetrieben werden, die man bey Nachforschung und Ausübung der Tugend antrift?

Der Kirrer.

Die kleine Zahl der Tugendhaften, mein Vetter, kommt daher, daß sehr wenig die Tugend kennen. Mißtrauen Sie diesen beredsamen Schulgelehrten, welche, wenn sie die Tugend schildern wollen, das Gemählde unkenntlich machen, weil sie es gar zu sehr mit Farben überhäufen. Da die Tugend einzig und einfach ist, so wil sie auch einfältig fürgestellt seyn. Ich würde sie so erklären = = = =

Der Graf.

Ach, mein Herr, erklären Sie sie noch nicht. Der Vater Geoffroi *) hat mir oft gesagt, die deutlichste Erklärung hätte noch immer wieder eine Erklärung nöthig. Lassen Sie, wenn es Ihnen beliebt, vor der Erklärung der Tugend einige Vergleichungen vorhergehen, die mich vorbereiten sollen, sie recht zu fassen.

Der Kirrer.

Sehr gern, mein lieber Graf. Stellen Sie sich also auf einem hohen Berge, der über die Wolken raget, ein Becken Quellwasser für, was die Natur dahin gesezt, damit sein Ausflus die Seiten des Gebürges und die Thäler, welche der Regen niemals anfeuchtet, befruchten soll. Wenn alle Zapfen daran ausgezogen werden, und alle Schleusen offen stehen, so entspringt eine zerstöhrende Ueberschwemmung daraus, ein Strom, der alles

*) Professor der Rhetorik auf dem Collegio des großen Ludwigs.

alles in seinem Lauf mit sich reißt, und das aus-wurzelt, was er befestigen solte. Wiederum, wenn man die Abläße nur halb und einen nach dem andern aufmacht, so benezt das Wasser blos dasjenige, was es durchdringen sollte, verliehrt sich in seinem Laufe, und läßt die entferntesten Oerter gar trocken. Dieses Wasserbecken stellt uns den Zusammenfluß derer Tugenden für. Nach einer genauen Abmessung derselben zieren und vervollkommnen sie uns: werden sie aber übertrieben oder zu sparsam befolgt, so verunstalten und verderben sie uns.

Stellen Sie sich ferner ein Schlos für, welches auf dem Gipfel eines Felsen liegt, an dessen Fuße sich ein tiefer und schlammichter Morast befindet, der ihn umringet. Der Weg, um zu dem Schlos zu gelangen, ist außerordentlich gäh, und neben ihm ist nichts, als Steinfälle. Wer allzu langsam auf dem Fusseige gehet, und zu lange Zeit zubringt, seine Füße recht sicher zu setzen, ermüdet sich, und wird bald zurükgeschrekt. Die Spitzen des Felsen, die er mit seinem Gewichte beschwehrt, machen sich los, und der Wind, dem er ausgesezt ist, wirft ihn hinterwärts. Derjenige, der über das Schlos hinausgehet, mus niederwärts herabsteigen. Die abhängende Gähe erlaubt ihm nicht, seinen Lauf einzuhalten: Der Antrieb, den er sich einmahl gegeben, bekommt bey jedem Schritte, den er thut, neue Kräfte: er führt ihn mit sich fort,

und er lauft, sich, mit dem Kopfe zuvor, in den Moraſt zu stürzen. Nun, mein lieber Graf, versuchen Sie, aus diesen Gleichnissen die **Erklärung der Tugend** zu finden.

Der Graf.

Ich glaube, mein Herr, daß man sie recht erklärt, wenn man sie **das genaue Mittel aller Dinge** nennt. Alles, was nicht an dieses abgepaßte Mittel gelangt, alles, was darüber hinaus gehet, ist **Laster.**

Der Ritter.

Ja, mein Vetter, Ihre Erklärung ist gut. Zu viel oder zu wenig Redlichkeit, Standhaftigkeit, Tapferkeit, Freygebigkeit, Nacheiferung, bildet Schwachheit oder Strenge, Weichlichkeit oder Hartnäckigkeit, Verwegenheit oder Zagheit, Verschwenderey oder Filzigkeit, niederträchtige Eifersucht oder Fühllosigkeit. Graben Sie dieses tief in Ihre Seele, werther Graf, und machen Sie es zu der Richtschnur aller Ihrer Handlungen. Lassen Sie sich nicht von der falschen Maxime verführen, welche sagt, es sey edel, wenn man durch eine Ausschweifung in der Tugend sündige. Sie ist es, welche alle falsche Helden gebildet hat.

Der Graf.

Das lateinische Ne quid nimis soll mein Wahlspruch werden.

Der

Der Ritter.

Ich fürchte mich nicht, werther Graf, Sie zu versichern, daß, wenn man unter zwey so großen Uebeln wählen müste, es weniger schädlich seyn würde, sich für das **verneinende Laster**, das ist, für das Laster, welches von zu weniger Tugend herkommt, zu erklären, als für dasjenige, welches aus einer übertriebenen Tugend entspringt, und was wir das **verjahende Laster** nennen können. Das verneinende Laster ist beschämender, aber nicht so schädlich, wie das andre, und nicht so unheilbar, wie dasselbe. Die Zeit, welche dem verjahenden Laster neue Kräfte giebt, kann das verneinende schwächen. Tausend Mittel können das leztere verringern, ja wohl manchmahl gar heilen, indeß, daß sein Gegensaz sich beständig verschlimmert.

Der Graf.

Man könnte das, was Sie das verneinende Laster nennen, sehr wohl mit dem Schlaf, und das verjahende Laster mit der Schlaflosigkeit vergleichen. Man hat unendlich viel Arten, die so sicher als leicht sind, den Schlaf zu zerstreuen, anstatt, daß die ganze Apothekerkunst kaum einen Trank verschaffen kann, der die Schlaflosigkeit heilet. Ich mag noch so fest eingeschlafen seyn, so ist doch mein Kammerdiener versichert, mich aufzuwecken, wenn er mich nur ein wenig zerrt oder schüttelt. Hingegen hat aller Mahnsaft, den die Frau Marschallinn schon seit einigen Jah-

ren einnimmt, ihr noch nicht eine gute Nache verschaft.

Der Ritter.

Ihre Einsicht bezaubert mich, mein Vetter. Wie strafbar werden Sie seyn, wenn Sie dereinst nicht das werden, was ich hoffe, daß Sie werden sollen! Ihr Gleichniß ist von der äußersten Genauigkeit. Ein zu langer Schlaf verursacht Feuchtigkeiten, welche den Körper schwehrfällig machen, ohne ihm eben seine Verrichtungen gänzlich zu untersagen. Eben so belästigt das verneinende Laster denjenigen, der damit behaftet ist. Allezeit nachsehend und furchtsam, thut er das Gute ohne Geschmak, ohne Feuer und gleichsam maschinenmäßig: er hat nicht die Kraft, an das, was er angefangen, die lezte Hand zu legen, und seiner Handlung alles das Verdienst beyzulegen, dessen sie fähig ist. Die Schlaflosigkeit untergräbt auf eine unmerkliche Weise die Gesundheit des Leibes, verdirbt und verzehrt die Quellen des Lebens, und bringt endlich unheilbare Krankheiten herfür. Auf gleiche Weise greift eine übertriebne Tugend die Begriffe des Guten und Bösen an, und verdirbt das Herze durchaus, wenn sie zuvor den Verstand beschädigt hat.

Der Graf.

Es scheint mir, mein Herr, als wenn der zwölfte Karl in Schweden der merkwürdigste Schrekmann sey, den die jetzige Geschichte in

dieser

dieser Art darstellen kann. Ich habe mit der größten Aufmerksamkeit seine Lebensbeschreibung von Hrn. von Voltaire gelesen, und ohngeachtet des schmeichlerischen Pinsels dieses berüchtigten Schriftstellers habe ich don diesem Monarchen nicht eine einzige Handlung gefunden, welche mir unsre Erklärung von der Tugend tugendhaft zu nennen erlaubte.

Der Ritter.

Die Völker sollen Gott bitten, daß er ihnen dergleichen Könige nur in den Tagen seines Zornes geben möge. Diß sind schreklichere Geißeln, als alle die andern, wovon uns die Schrift sagt, daß sich die göttliche Rache mit bewafne. Die verneinenden Laster haben fast auf niemand anders einen Einflus, als auf den, der damit behaftet ist, oder wenn ja wegen des Ranges, den er hat, die Gesellschaft sie empfindet, so kann man sie auf dem Wege, den sie bis zu ihr thun müssen, auffangen, lindern, verbessern, ihren verdrüßlichen Folgen vorbeugen und oft verhindern, deren einige zu haben. Gute Unterfeldherren können die bösen Würkungen der Furchtsamkeit, Schwachheit, Wirthschaft und geringen Nacheiferung des Feldherrn aufhalten. Die Geschäftigkeit eines Ministers kann die Schläfrigkeit seines Herrn ersetzen. Die verjahenden Laster hingegen tirannisiren nicht allein denjenigen, den sie gewonnen haben, verderben seine guten Neigungen, und setzen die verhaßtesten

Leidenschaften an ihre Stelle, sondern zwingen auch diejenigen zur Gefälligkeit, welche sonsten Muth haben könnten, sich dem Lasterhaften zu widersetzen. Man fürchtet sich für Ungelegenheiten, wenn man da einen Damm entgegen setzen wil, und der Ehre wegen ist man verbunden, einem Unsinnigen, mit Gefahr sich nebst ihm zu verderben, Weyhrauch zu streuen. Welcher Officier wird es wagen, einem verwegenen General die Fürsicht zu empfehlen, dessen Antwort seinen Ruhm schmählern könnte? Welcher Minister wird sich unterstehen dürfen, seinem Fürsten vorzustellen, daß seine Gerechtigkeit bis zur Grausamkeit gehe?

Der Graf.

Ich denke, mein Heer, daß ich alles, was Sie mir gesagt, wohl behalten habe. Das **zu viel** und das **zu wenig** sind Klippen, die man vermeiden mus, wenn man zum Heldenthume gelangen wil. Für dem ersten aber mus man sich am meisten in Acht nehmen, weil es die Seite ist, gegen welche ein großes Herze den stärksten Hang hin hat. Wer auf der andern anstößt, hat jederzeit nur sehr schwache Neigungen gehabt, ein Held zu werden.

Der Ritter.

Setzen Sie noch hinzu, werther Graf, daß das verneinende Laster sich ohne Larve darstellt, und sich verhaßt macht, indem es seine Ungestalt sehen läßt, indeß das andre, mit allem, was

nur

nur verführerisch seyn kann, geschmükt, demjenigen immer Blendwerke vormacht, der seinem Anschein glaubet. Gehen Sie also kühnlich den Pfad der Ehre und der Tugend, weil es weit bis zum Ziel ist: aber fragen Sie von Zeit zu Zeit Leute um Rath, denen die Gegend bekannt ist: erkundigen Sie sich bey ihnen wegen des Weges, den Sie schon zurükgelegt, und wegen dessen, den Sie noch zu gehen haben, und alsdenn richten Sie Ihren Gang nach ihren Antworten ein. Auf diese Art werden Sie dem Schiksal des Prinzen **Sulmani** ausweichen, der von dem Gipfel des Helden in den Abgrund der Ungeheure fiel. Seine Geschichte ist merkwürdig und schikt sich vollkommen zu unsrer Sache. Ich will sie Ihnen erzählen: kommen Sie! wir wollen uns hier unter dem Schatten einer dieser schönen Linden auf eine Bank niedersetzen.

Der Prinz Sulmani,
eine indianische Geschichte.

Ehe die mächtigen Reiche derer **Mogols, Perser und Türken** errichtet wurden, gehorsamte fast ganz **Asien** denen **Kalifen, Mahomets** Nachfolgern. Die besondern Beherrscher derer meisten Staaten dieses großen Welttheiles waren blos erbliche Statthalter oder Unterkönige, und es hieng von dem unumschränkten geistlichen Oberhaupt derer Mahomedaner ab,

ob er sie, nach seinem Eigendünkel, bestrafen, oder wohl gar absetzen wolte.

Molabar, aus dem Stamm der alten Basranitischen Könige, regierte unter dem Kalifat des Haroun Al Reschid zu Bassora. Die prächtigen Geschenke, die er jährlich nach Bagdat sendete, wo der Kalife Hof hielt, erhielten ihn auf dem Throne, und er befand sich glüklich darauf, weil er so wenig zärtlich über das Glük dachte, daß er glaubte, das seine würde gar nicht gestört, wenn seine Unterthanen bey seiner Regierung unglükich wären. Molabar war weder bösartig, noch niederträchtig. Er schwebte zwischen Tugend und Laster, hatte kein Gefühl weder des Guten noch des Bösen, war in der Ausübung von beyden schläfrig, und wurde von seinem Volke nur deswegen gehaßt, weil er sich nicht bearbeitete, sich ihm beliebt zu machen. Der Tod befreyete endlich die Basranisten von diesem räthselhaften Prinzen. Vermittelst dessen fiel der Zepter seinem noch unmündigen Sohne anheim, wenn die Basraniten nicht von dem falschen Vorurtheil wären eingenommen gewesen, daß die Kinder gewohnt seyn, denen nachzuschlagen, welche sie zur Welt gebracht, und sich daher eingebildet hätten, die Regierung des Suimani werde die Fortsetzung von Molabars seiner seyn. Um sich ihr zu entziehen, schikten sie Abgeordnete nach Bagdat, und ersuch-

suchten den Kalifen, den Zepter von Balsora stärkern Händen anzuvertrauen.

Haroun ward von dem ungerechten Vergnügen, einen Herrscher abzusetzen, so wohl, als von den reichen Geschenken gerührt, womit man diesen Streich seines Ansehens von ihm erkaufte, ernannte denen Basraniten einen andern Fürsten, und berief den Sulmani an seinen Hof, wo er ihm eine Erziehung angedeyhen lies, die dem Range gemäs war, zu welchem er gebohren worden. Der junge Prinz brachte es unter geschikten Hofmeistern in den Wissenschaften und der Tugend sehr weit. Als er von der Ursache seiner Herunterseßung unterrichtet worden, so beweinte er das Unglük seines Vaters, ohne den hohen Rang zu bedauren, von welchem es ihn hatte fallen lassen, und mit dem Endschluß, seine Nachkommenschaft niemahls Unfällen von dieser Gattung auszuseßen, stellte er sich diejenigen Helden, die sich durch ihren Muth und Würksamkeit berühmt gemacht, zu Mustern vor. Seine weisen Hofmeister legten in seinem Herzen den Grund zum Heldenthum: sie zeigten ihm den Weg, welcher dahin führte: sie stelleten ihm die Schwürigkeiten unter Augen, die er würde zu übersteigen haben: sie zeigten ihm die Mittel, glüklich und mit Ehren damit zu Stande zu kommen: kurz er kam schon über die Hälfte ein Held aus ihren Händen. Sein großes Herz konnte nicht verdauen, der Unterthan und fast der Skla-

ve desjenigen zu bleiben, dessen gleichen er gebohren war. Allein in der Ohnmacht, den Zepter wieder zu erlangen, der ihm geraubt worden, schränkte er sich dahin ein, daß er sich auf immer von einem Hofe entfernte, wo ihn alles seines Verlustes erinnerte. Der **Kalife**, der ihn liebte, bewilligte ihm die Erlaubnis zu reisen, die er von ihm verlangte, und gab Befehl, ihm eine Ausrüstung zu machen, deren sich eins seiner eigenen Kinder nicht hätte schämen dürfen. **Sulmani** strebte nach dem Heldenthum, und wolte blos durch den schönen Weg daselbst anlangen: er wünschte, daß ihn nichts, als seine Handlungen dahin erheben möchten: alles, was ihn denen Schmeicheleyen aussetzen konnte, war ihm verhaßt, und er schlug das zahlreiche Gefolge aus, was man ihm bestimmte. An einem schönen Morgen, noch vor Sonnen Aufgang, stahl er sich von seinen Hausgenossen ab, und reisete allein aus **Bagdat** auf dem besten seiner Pferde reitend heraus.

Der junge Prinz durchstrich viele Länder, sahe viel Städte und Höfe, ehe er gedachte, sich fest zu setzen. Es war nur zu **Golkonde im Industan**, wo er glaubte, einen Aufenthalt zu sehen, der seiner würdig wäre. Der König dieses reichen Staates hatte damahls Krieg mit dem von **Suratte**. **Sulmani** lies sich den Zwist dieser beyden Monarchen erklären, und als er fand, daß die Gerechtigkeit auf der Seite desjenigen

wäre,

wäre, in dessen Reich er war, so gieng er, ihm seinen Degen anzubieten. **Adamas** herrschte damahls in **Golkonde**. Er war zwar kein Held von einem König, aber doch konnte er für einen großen König mitgehen. Da er die politischen und kriegerischen Eigenschaften im höchsten Grade besas, so würde er ein vollkommener Fürst gewesen seyn, wenn er in Anwendung aller beyder seine Neigung und den Nutzen seiner eignen Größe nicht öfter, als den Vortheil seines Reiches, und die Glükseeligkeit seines Volkes zu rathe gezogen hätte. Seine große Kenntnüs derer Menschen lies ihn bey des **Sulmani** Anblik gleich bemerken, daß es ein junger Held wäre, der sich ihm anböte: er überhäufte ihn mit Liebkosungen, gab ihm eine ansehnliche Stelle in seinem Kriegsheer, und da er alle Tage immer neue Eigenschaften an ihm entdekte, so liebte er ihn endlich wie seinen eigenen Sohn. Es würde zu lang fallen, alles umständlich zu erzählen, was **Sulmani** that, um sich des Wohlwollens würdig zu bezeigen, womit ihn der König beehrte. Er ward im Kriege denen Mustern gleich, die er sich vorgesezt hatte, und als sein Betragen, was von seiner Tapferkeit unterstüzt wurde, den König von **Suratte** verbunden, den Frieden anzunehmen, so kam er nach **Golkonde** zurük, dem Hof und dem Volk einen so liebenswürdigen Helden zu zeigen, als schrecklich ihn die Feinde erfahren hatten.

Indeß,

Indeß, daß Sulmani seine Rechtschaffenheit, Grosmuth, Umgänglichkeit und seine andern Tugenden zum Gegenstand der allgemeinen Bewunderung machte, so dachte Adamas darauf, wie er einen Prinzen an seine Unterthanen binden möchte, der so fähig wäre, zu ihrem Glücke zu helfen. Seine beständigen Arbeiten im Cabinet und bey den Heeren hatten seine Leibesbeschaffenheit verschlimmert, und seiner Gesundheit Schaden gethan. Seit langer Zeit fühlte er, daß sich seine Kräfte verminderten: allein durch die Würkung einer Eitelkeit, die man einem mächtigen Monarchen wohl verzeihen kann, hatte er seine Krankheit verborgen und überwunden, damit es nicht scheinen möchte, als wenn er zu geschwind unter ihr erläge. Dies hatte nur zu Beschleunigung seines Endes gedienet. Er hinterlies einen Sohn noch in der ersten Kindheit, dessen Minderjährigkeit ihm große Unruhe machte.

Er sahe vorher, daß, da alle Großen Anspruch auf die Regentschaft hatten, jeder seine Parthie machen und zu den Waffen die Zuflucht nehmen würde, um sie sich zusprechen zu lassen. Die Unfälle eines bürgerlichen Krieges schilderten sich ihm mit aller Abscheulichkeit ab: er sahe schon im Geiste, wie seine Nachbarn sich seinem Tod zu Nutze machten, um sich von dem Verlust zu erhohlen, den er ihnen verursacht, und dieses Reich, was er auf Kosten seiner und seines Volkes

kes Ruhe, auch oft wieder die Billigkeit, vergrößert hatte, dieses betrachtete er schon als von innen zerrüttet, und von außen angefallen.

Um nun, wo möglich, so großem Unheil vorzubeugen, entschlos sich **Adamas**, die Regentschaft auf **Sulmani** fallen zu lassen. Seine Geburth war bekannt: die Golkonder liebten ihn. Troz dem Ehrgeiz und der wenigen Anlage, die wir haben, unsern wahren Wehrt zu erkennen, beugten sich doch die Großen des Reichs für seinem Verdienst, und da sie ohne Schaam gestunden, daß er sie überträfe, so sahen sie seine Erhebung ohne Verdruß. **Adamas** bereitete sie vor, ihm die Regentschaft zu überlassen, indem er ihn ihnen zu seinem Eydam vorzog. Nach vollbrachtem Hochzeitgepränge hielt er seinen großen Rath: hierbey stellte er den Prinz denen versammelten Landständen für, und erklärte ihn zum Regenten, indem er ihnen die Bewegungsgründe darthat, die sie dahin bringen solten, seine Wahl zu bestätigen. Jeder von denen Grossen fürchtete, diese höchste Würde möchte einem seiner Feinde zufallen, und jeder von ihnen war versichert, daß er Theil an der Freundschaft des **Sulmani** hatte. Sie wurden also von ihrem Eigennutzen so wohl angefeuert, als durch die Ehrfurcht, die sie dem König schuldig waren, zurükgehalten, und riefen mit einmüthiger Stimme ihren Beyfall dem Regenten zu. Die Schriften darüber wurden ausgefertiget, und nachdem

Ada-

Adamas ihre Einregistrirung und Publikation angeordnet, so bereitete er sich mit Ergebung in den Willen des Himmels zu dem Augenblicke, der ihn mit seinen Vätern wieder vereinigen solte.

Seine Krankheit bekam bald ein verzweifelt Ansehen: jeder Augenblick sahe die Kräfte des Monarchen abnehmen. Als er sein Ende heran nahen merkte, lies er den Prinzen bey sein Bette kommen, um ihm seinen lezten Unterricht zu geben.

„Sulmani,„ sagte er zu ihm, „ich ver„traue dir mein Reich und meinen Sohn. Ich „hoffe, du wirst der Meinung nicht entsprechen, „die ich von dir gefaßt habe. Bisher haben „meine Völker an dir einen Helden gesehen. „Allein, wehrter Sulmani, wache über die „Zukunft. Wer nicht vorwärts gehet, taumelt „zurük: vermehre von Zeit zu Zeit „ = =

Mehr konnte Adamas nicht sagen. Die Meinung, seine Staaten und seinen Sohn für den Unfällen sicher gestellt zu haben, die ihm seit langer Zeit unvermeidlich geschienen, zohe ihm einen Schlagfluß zu: die erschöpfte Natur hörte auf einmahl auf, zu würken, und er starb.

Sulmani glaubte, seine Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter dadurch zu bezeigen, wenn er sich seinem lezten Unterricht gemäs aufführte. Das Andenken Molabars, seines Vaters erneuerte sich, und er warf sich vor, daß er seit

einiger Zeit nur sehr wenig Schritte vorwärts auf dem Wege der Tugend gethan. Allein, er hatte den Punkt erreicht, jenseits dessen man nichts als Steinfälle findet. Er hatte nichts mehr zu thun, als das, was er schon erworben, noch feiner zu machen, zu reinigen, und für seine Erhaltung zu wachen.

Wie sich die Zeitung von **Adamas** Tode in **Indien** verbreitet, so dachte jeder von denen Fürsten, denen er Zeit seines Lebens auf dem Nacken gesessen, sich die Zeit der Regentschaft zu Nuz zu machen, um das Seine wieder zu erobern. **Sulmani** flohe wieder sie zu Felde. Als Verwahrer war es nicht seine Pflicht, die Eigenschaft des Anvertrauten zu untersuchen, sondern nur dafür zu wachen, daß nichts daran verändert würde. Deshalb stund er gar nicht an, den Krieg auszuhalten. Allein, er war nicht mehr dieser von den **Golkondern** so geliebte und bewunderte, von ihren Feinden aber gefürchtete und hochgeachtete Held. Weil er glaubte, er müsse nun noch tapferer seyn, als er jemals geschienen hatte, so stürzte er sich blindlings in die abscheulichsten Gefahren. Weise Vorsichten kamen ihm als Quellen niedriger Zagheit für. Er siegte beständig, aber mit so grossem Blutvergüssen, daß die Ueberwinder eben so viel über ihren guten Fortgang, als die Ueberwundenen über ihre Niederlage zu seufzen hatten. Seine Freygebigkeit, die zur Verschwendung

geworden, verwandte auf die Beschenkung der Soldaten eine unermeßliche Beute, wovon man einen Theil, als eine Beysteuer zu den Kriegskosten, hätte zurükhalten können. Die **Golkonder**, die sich verbunden sahen, ohn Unterlaß Mannschaft und Geld herbey zu schaffen, murreten wieder den Prinzen. Es fanden sich unruhige Köpfe, welche den Funken des Misvergnügens anbliesen, und der Aufstand zögerte nicht auszubrechen.

Sulmani lies die Hälfte seines Heeres unter der Aufsicht derer Generale stehen, und gieng mit der andern eiligst auf die Rebellen los. Indem er sich für einiger Schwachheit in Züchtigung derer Strafbaren in Acht nahm, so verfiel er in die Strenge. Die öffentlichen Plätze waren mit Blutbühnen und Hingerichteten angefüllt. Die Zahl derer Misvergnügten ward dadurch nur grösser. Ein Aufrührer, der unter der Hand des Henkers starb, verlies zwanzig Verwandte, die Theil an der Rache seines Todes nahmen. Der Regent folgte beständig seinem Plan, und berief auch noch die andre Hälfte der Armee. Weil aber das, wodurch er glaubte die Feuersbrunst zu löschen, nur zu ihrer Vermehrung diente, so verfiel er nach und nach in die Grausamkeit. Alle seine Tugenden wurden in Laster verwandelt, als er sie übertrieb. Sein Muth war nichts mehr als Wildheit; seine Tapferkeit Verwegenheit; seine Freygebigkeit Verschwendung

und

und Durchbringen, und seine Gerechtigkeit eine verhaßte Barbarey. Selbst die Armee erblickte nun ein bloßes Ungeheuer an ihm. Seine eigne Leibwacht bemächtigte sich seiner, und die er mit Reichthümern überhäuft hatte, beluden ihn mit Banden. Er wäre unfehlbar auf die schmählichste Art hingerichtet worden, wenn das Andenken seiner alten Tugenden ihm nicht Mitleiden zugezogen hätte. Man begnügte sich daher, ihn mit Schimpf und Schande aus dem Königreiche zu jagen.

Die Geschichte sezt hinzu, er habe sich in eine Einöde begeben, wo er den Rest seiner Tage zugebracht, die traurige Hitze zu beseufzen, die ihn verhindert hatte, zu sehen, **daß die Tugend das genaue Mittel aller Dinge sey.**

Das dritte Gespräche.

Von denen Zuneigungen und Leidenschaften.

Der Graf.

Ich habe Mühe, zu glauben, mein Herr, daß die kleine Zahl tugendhafter Leute von der kleinen Zahl derjenigen herkomme, welche die Tugend kennen. Man siehet so viel Gelehrte vom ersten Range, welche schlechte

Menschen seyn: es giebt so viel kaltsinnige und überlegende Lasterhafte, die ihren eignen Einsichten entsagen, und sich dem Bösen blos durch die Lockung des Vergnügens überlassen; so daß ich fast in Versuchung gerathe, einen bösen Geist anzunehmen, der sie besitzet. Mein Lehrmeister hat mir erstaunliche Dinge von den Bemühungen des Teufels gesagt, sich Gesellen seines Unglüks zu schaffen.

Der Ritter.

Die Religion, mein Vetter, befiehlt uns, zu glauben, daß das menschliche Geschlecht beständige Feinde an den bösen Engeln habe, welche ihr Hochmuth in den Abgrund gestürzet. Allein sie bestimmt uns keine Merkmahle, woran wir mit Gewißheit ihren Einfluß erkennen, und ihn von dem Einfluß unsrer verdorbnen Natur unterscheiden können. Die Lehrer des geistlichen Lebens haben alles denen Versuchungen des Teufels beygemessen, und ich wolte es lieber ihrer Unklugheit beymessen, daß die meisten Andächtigen so wenig Tugend haben. Da die Teufel Geschöpfe von einer höhern Gattung als wir seyn = = da ihnen diese unbescheidene Schriftsteller eine ungemessene Gewalt zuschreiben; so bekommt ein schwacher Geist ein Vorurtheil von der Ungleichheit des Kampfes mit ihnen: er gewöhnt sich nach und nach, zu denken, er sey nur ein leidendes Werkzeug bey dem Bösen, was er begehet, und hat weniger Abscheu dafür, weil

er

er sich deshalb weniger zur Rechenschaft gehalten glaubt. Ich wolte, mein lieber Graf, Sie sezten, außer in Ihren christlichen Uebungen, alle Vorstellung vom Teufel beyseite. Schreiben Sie den Abstich des Betragens derer meisten Menschen auf ihre Einsichten, welchen Sie so vernünftig angemerkt haben, lieber der Natur ihrer **Neigungen** zu.

Der Graf.

Hier ist ein Wort, mein Herr, welches einer Erklärung bedarf: ich kenne das nur sehr unvollkommen, was man unsre **Neigungen** nennet.

Der Ritter.

Bey Ihnen, mein Vetter, will ich weder ein Theologe noch Philosophe seyn. Diese Neigungen mögen nun ihre Quelle in unsrem Blut und Temperament haben = = die Auferziehung mag sie herfür bringen = = sie mögen ein Beylaß unsrer Natur = = eine Strafe, die ihr auferlegt worden = = die Ursach oder Folge der Erbsünde seyn, so liegt Ihnen wenig daran, ob Sie es wissen. Ueberreden Sie sich nur nicht etwan, diese Neigungen wären unwiderstehlich. Sie führen uns zum Guten und zum Bösen. Die uns zum Guten führen, kann man **Zuneigungen** nennen, weil sie sanfte dahin ziehen: die andern werden **Leidenschaften**, weil sie wahrhafte Tirannen für uns seyn, so bald die Gewohnheit ihre Wurzeln befestigt hat, und uns mit Ge-

walt dahin schleppen, ohne uns die Macht zu lassen, zu unsrer Vertheidigung zu handeln.

Die meisten Menschen sind von guten und bösen Neigungen zusammengeschmelzt. Glüklich sind die, bey denen die ersten die stärksten sind! sie werden dadurch weniger Mühe haben, die Tugend auszuüben. Allein weit davon, daß die andern von dem Heldenthum ausgeschlossen wären, so sollen sie im Gegentheil mit mehrerer Hitze darnach streben. Bey jedem Schritt werden ihnen neue Kämpfe, die sie bestehen müssen, aufstossen: so wie aber dieses so viel Siege seyn werden, die sie davon tragen, so werden es auch eben so viel Stufen zu der Ehre seyn, wohin zu gelangen ihnen vorbehalten seyn wird.

Es giebt Karakter, welche die Natur dergestalt zum Guten gebildet hat, daß sie sich Gewalt anthun müsten, wenn sie das Böse wollen oder thun solten. Diese privilegirten Menschen sind darinn beneidenswürdig, daß sie sich blos von ihrem Temperament dürfen leiten lassen, um durchgängig geliebt zu werden. Aber sie sind nur erst alsdann Helden, wenn sie sich und zwar mit gutem Erfolg befleißen, der Tugend, die sie ausüben, das Verdienst der Ueberlegung und des Gefühles zu geben. Sonsten kann man sie nicht loben, daß sie von Natur sanftmüthig, menschlich, grosmüthig u. s. w. seyn. Man mus sich dahin einschränken, ihnen deswegen Glük zu wünschen, und die grössesten Lobsprüche für die auf-

aufheben, welche widrige Neigungen empfangen, sie gedämpft, und sich also zu Verbesserern der Natur gemacht haben.

Der Graf.

Ich mache mit Vergnügen die Anwendung derer Züge aus der Geschichte, die mir eben beyfallen, auf die Auflösungen, die Sie mir davon geben, mein Herr, und welche von jenen bekräftiget werden. Erasmus nennt den **Sokrates** den größten Mann des Alterthums. **Kaum kann ich mich enthalten**, sagt er, **daß ich nicht ausrufe: Heiliger Sokrates!** Allein, **Sokrates**, welcher der sanfteste und gemäßigste Mensch von der Welt war, war von Natur gewaltsam und auffahrend. Seine Gesichtsbildung kündigte seine Laster an, und wenn man ihn nicht einer feinen Eigenliebe verdenken wolte, welcher sein ganzes Leben widersprechen würde, so muß man zugeben, daß er sich so weit über dieselbe erhoben, daß er auch nicht das geringste Merkmahl davon herfür blicken lassen.

Ich werde mich wohl hüten, diejenigen, welche von Natur zornig, rachgierig und grausam seyn, für Menschen anzusehen, die zu einer ewigen Unvollkommenheit verdammt wären. Sie sind Helden der ersten Grösse, wenn sie es so weit gebracht, diese herrschsüchtige Tirannen zu bezwingen, und die entgegengesezten Tugenden auf ihren Ruinen zu erhöhen.

Der Ritter.

Sie denken, werther Graf, wie es sich gehört, über diesen Punkt. Wird man auch demjenigen Lobsprüche geben, welcher sich in einem Wein nicht betrinkt, für den er einen natürlichen Widerwillen hat? Aber den wird man mit Lob und Beyfall überhäufen, welcher den Wein bis zur Leidenschaft liebet, und doch mäßiglich von einem alten Tockayer trinkt, womit er nach seinem Willen schalten konnte. Dieses, mein Vetter, ist, außer dem Kriege, der einzige Weg zum Heldenthum. Die Arbeit gehet in einem fort, und die Proben, welche eben so viel Schwührigkeit als die kriegerischen haben, sind von diesen nur dadurch unterschieden, daß der Kriegsmann die seinigen allenthalben und zu jeder Zeit findet, anstatt daß es vom Ohngefähr und Schikfal abhängt, des friedsamen Helden seine darzubieten. Ich wil Ihnen ein paar orientalische Anekdoten erzählen, die Ihnen noch werden helfen können, Ihr Urtheil fest zu stellen. Sie sollen eine mit der andern vergleichen, und alsdenn das davon halten, was aus dieser Vergleichung entspringen wird.

Ottoman und Aliverdi,

türkische und persianische Geschichte.

Ottoman, der erste bekannte Sultan derer Türken, war von einem so sanftmüthigen Karakter, daß man noch heut zu Tage denen

Kay-

Kayſern, ſeinen Nachfolgern, bey der Ceremonie ihrer Krönung ſeine Sanftmuth anwünſcht. Eines Tages brachten ſeine Officiere einen Menſchen zu ſeinen Füſſen, den man, mit einem Dolch unter dem Kleide, in dem Kayſerlichen Zelte verſtekt, ertapt hatte. Der Schuldige geſtund, ſeine Abſicht ſey geweſen, den Sultan meuchelmörderiſcher Weiſe umzubringen. Die Officiere erwarteten mit Ungeduld, daß **Otroman** Befehl gäbe, den Böſewicht hinzurichten. Allein, dieſer Fürſt war beſtändig in ſeiner natürlichen Güte, wandte ſich zu ſeinen Officieren, und ſagte: Man laſſe dieſen Unglükſeligen gehen; ich kann mich nicht entſchlüſſen, Blut zu vergüſſen.

Dieſer Zug einer unbegränzten Gütigkeit hat ſeinen Werth, ob er gleich von der Natur her kommt. Doch, laßt uns ſehen, ob ihr nicht die, welche Gefühl und Ueberlegung herfürbringen, noch vorzuziehen ſey?

Aliverdi, Generaliſſimus derer Armeen **Abas des groſſen**, Königs in Perſien, und ſein erſter Staatsminiſter, war ein eben ſo groſſer Kriegs- und geſchikter Staats- als liebenswürdiger Hofmann. Die Heiterkeit, welche ſich beſtändig über ſein Antliz verbreitete, machte, daß man urtheilte, die Stille ſeines Herzens wäre unveränderlich, und die Tugend zeigte ſich bey ihm mit ſo viel Anſtand und Natur, daß man in Verſuchung gerieth, ſie ſeinem glüklichen Temperament zuzuſchreiben. Ein außerordentlicher

Zufall verschafte ihm Gerechtigkeit, und sezte ihn in den Rang, den er verdiente.

Eines Tages, als er sich in sein Cabinet begeben, und auf Staatsgeschäfte eine Zeit wandte, welche andre dem Schlafe einräumen, so kam ein Curier ganz außer Athem, der ihm meldete, wie ein Armenier in Gesellschaft seiner Freunde während der Nacht dessen Palast zu **Amandabat** überrumpelt, den kostbarsten Hausrath darinn vernichtet, und schon seine Gemahlinn und Kinder weggeführt, um sie zweifelsohne zu Sklaven zu machen, wofern die Bedienten, die sich von dem ersten Schrecken wieder erhohlet, sich nicht dawider gesezt hätten. Der Curier sezte hinzu, es hätte ein blutiges Gefechte gegeben, worinn endlich seine Leute den Vortheil davon getragen: die Freunde des Armeniers wären auf dem Plaz geblieben: der strafbare Anführer aber wäre ihnen lebendig in die Hände gefallen.

Ich danke dir, o **Ali!** *) rief **Aliverdi:** Du machst, daß ich mich wegen eines so abscheulichen Angrifs rächen kan. Wie! Indeß, daß ich mein Leben und meine Ruhe für Persiens Wohl aufopfere = = indeß, daß durch meine Sorgen der geringste Perser für Unrecht und Gewalt sicher ist, soll ein verwegner Fremdling gekommen seyn, mich in dem, was mir am wertheften ist, zu beschimpfen! Man werfe ihn in ein Loch, und gebe

*) Der Prophet, den die Perser nächst Mahomet am meisten verehren.

be ihm nur so viel der schlechtesten Nahrung, als nöthig ist, ihn zu den Martern zu erhalten, die ich ihm bestimme. Der Curier begab sich weg, um diesen schreklichen Befehl denenjenigen zu bringen, welche denselben bewerkstelligen solten.

Indessen erhohlte sich **Aliverdi** von seiner Hitze. O Gott, rief er aus, was habe ich gethan! Behaupte ich also den Ruhm so vieler Jahre? Soll ein Augenblik meine ganze Tugend verfinstert gesehen haben? Dieser Fremde hat mich auf eine grausame Art beschimpfet: aber wer hat ihn dazu angetrieben? Niemand begehet Böses, blos um das Vergnügen zu haben, es zu begehen. Es ist allemal ein Bewegungsgrund dazu, den uns das Vorurtheil unter der Larve der Billigkeit darstellt: und es muß blos ein Bewegungsgrund von dieser Art gewesen seyn, der den Armenier über die fürchterlichen Folgen seiner Lasterthat verblendet hat. Ach! ich werde ohne Zweifel diesem Elenden einigen Schaden verursacht haben.

Den Augenblik fertigte er einen Boten nach **Amandabat** ab, mit einem eigenhändigen Befehl, den Gefangenen nichts als den Verlust seiner Freyheit empfinden zu lassen. Nach dieser Handlung der Mäßigung begab er sich wieder ruhig an die öffentlichen Geschäfte, in Erwartung, daß sie ihm Muße gäben, diese besondre Sache zu ergründen. Die genauen Nachrichten, die

er einziehen lies, belehrten ihn, daß einer seiner Unterbedienten dem Armenier in Ansehung seiner mittelmäßigen Glüksumstände einen beträchtlichen Schaden verursacht, und daß er selbst auf die Klagen, welche bey ihm wider seinen Gevollmächtigten eingelaufen, nicht geachtet. Als er durch diese Entdeckung getröstet worden, lies er den Armenier für sich bringen, dessen Mine und Gesichte mehr Verwirrung als Schröcken anzeigten. **Aliverdi** aber sprach also zu ihm:

„Deine Empfindlichkeit war gegründet, rachgieriger Fremdling: du glaubtest Ursache zu haben, mich zu hassen: ich vergebe dir den Schimpf, den du mir angethan. Aber du hast deine Rache übertrieben. Du hast einen Mann beleidigen wollen, dem du Ehrfurcht schuldig warest: du hast an Unschuldigen Grausamkeiten ausüben wollen, und ich muß dich bestrafen. Bringe deine Zeit in Einsamkeit zu, dem Unglük eines Menschen nachzudenken der sich seinen Leidenschaften überläßt. Deine Züchtigung, welche meine Gerechtigkeit erfordert, soll von meiner Güte sehr gemäßigt werden, und deine Reue wird mir erlauben können, sie bald aufhören zu lassen.„

Das

Das vierdte Gespräche.

Von den Vorurtheilen der Kindheit und der Auferziehung.

Der Ritter.

Wo hat Ihr Lehrmeister alle diese schönen Historien von Teufeln und Teufeley hergenommen? Hat er Ihnen im Ernste solch abgeschmakt Zeug erzählt? Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie nun außer den Händen dieses Blödsinnigen seyn, und ich zweifele nicht, hätte mein Bruder gewußt, daß er einen solchen Sparren zu wenig hatte, er hätte Sie weit eher von ihm befreyet. Wissen Sie wohl, mein Vetter, daß auf dem Wege zum Heldenthum keine Hindernüsse schwehrer zu übersteigen seyn, als diejenigen, welche von den Vorurtheilen herkommen? Man nennet **Vorurtheile** diejenigen Eindrücke, welche wir von einer Sache empfangen, ehe wir sie gehörig untersucht haben.

Der Graf.

Also, mein Herr, hat man in jedem Alter und zu jeder Zeit Vorurtheile, weil man niemals für einer Uibereilung im Urtheilen sicher ist.

Der Ritter.

Es ist wahr. Aber ich will mit Ihnen nur **von den Vorurtheilen der Kindheit und**

der

der Auferziehung sprechen, weil es nicht von uns abhängt, ob wir sie annehmen wollen, und wir gleichwol verbunden seyn, sie bis zu ihrer gänzlichen Vertilgung zu bekämpfen. Sie müssen sie betrachten, wehrter Graf, wie Ungeheure, die Ihre Sanftmuth nur noch mehr zu Ihrer Verfolgung aufmuntern würde.

Der Graf.

Ehe Sie mir die Waffen wider sie in die Hände geben, mein Herr, so haben Sie die Gütigkeit, und lernen Sie mich sie erst kennen.

Der Ritter.

Sehr gern! Erinnern Sie sich des schwarzen Mannes, womit man Ihnen, wie ich es befand, vor sechs oder sieben Jahren ein Schröcken einjagte? Nun wohl! da sehen Sie ein Vorurtheil. Dieses Gespenste, dessen Fürstellung Sie laut schreyend machte, befand sich nirgends, als in Ihrer Hofmeisterinn und Ihres Lehrmeisters Kopfe. Es war ein eingebildet Ungeheuer, womit man Ihnen drohete. Lassen Sie uns die verschiednen Gattungen derer Vorurtheile umständlich durchgehen.

Die ersten sind die, welche man von einer unklugen und leichtgläubigen Amme oder Hofmeisterinn empfängt. Sie unterhalten ein Kind von Hexen, Wiederkommenden, und andern dergleichen entsezlichen Wunderdingen, welche die Legenden bezeigen. Oder wenn sie der Anblik eines Viehes, Vogels,

Wurms

Wurms oder Ungeziefers brav erschrekt, so theilen sie ihren Schrecken dem Kinde mit, indem sie ihm umständliche Historien von den bösen Einflüßen dieser Thiere erzählen. Sie stützen sich auf Beyspiele und bringen es endlich so weit, daß es diese Bestien für die Austheiler oder doch Wahrsager von Tod und Leben hält.

Der Graf.

Ich kann mich nicht ohne Lachen des Markis von Orval erinnern, der mein Cammerad und guter Freund auf der Schule war. Wenn er beym Spaßierengehen eine Krähe sahe, erschrak er. Und lies sie uns von ohngefähr ihr Krächzen hören, so gieng er mit der Ueberzeugung nach Hause, daß in diesen acht Tagen einer von uns sterben würde.

Der Ritter.

Sie haben recht, daß Sie sich dieser abergläubischen Schwachheit nur errinnern, um darüber zu lachen. Allein auch die von dieser Gattung, so äußerst auslachenswürdig sie auch seyn, greifen die Gemüther dennoch sehr stark an, die von ihnen gerührt worden. Diese ersten Eindrücke wachsen mit den Jahren, und kommen so weit, daß sie sich selbst in unsre Vernunft gründen.

Der Graf.

Das habe ich in der That an dem Markis von Orval bemerkt. Wenn wir über ihn wegen seiner Leichtgläubigkeit spotteten, so führte er uns die Griechen und Römer an, diese so weisen und

er-

erleuchteten Völker, welche sogar aus dem Fressen der Hüner ihre Vorhersagungen abnahmen.

Der Ritter.

Wenn das Lächerliche derer Vorurtheile so stark in die Augen fällt, daß man es für sich selbst nicht verstecken kann, so sucht man sie durch den Ursprung ehrwürdig zu machen, den man ihnen beylegt. Solchergestalt werden sie Tirannen, denen man gehorchet, ob man gleich empfindet, wie verachtungswürdig sie seyn. Ich gebe es zu, sagt ein Mensch, der sich für einer Spinne, Kröte oder Eule fürchtet, daß es lächerlich ist, und ich bin der erste, der deswegen über mich selbst spottet. Aber diese Furcht ist stärker wie ich: sie stekt in meinem Blute = = = Sehen Sie, so bürdet man der Natur eine Antipathie auf, welche von der Amme herkommt! = = = Ich gestehe, das ist ungereimt, sagt ein andrer, der bey dem Geräusch des Donners zittert, dem im Dunkeln die Haut schauert, und der die Kobolde beschwöhrt; aber die Religion, die Kirche = = = Also zieht man die übelverstandenen heiligen Orakel über Fabeln zur Rechenschaft, welche von Blödsinnigen verkündigt worden.

Der Graf.

Sie haben mir nur noch von einer Gattung derer Vorurtheile gesagt. Ich bitte Sie, mein Herr, schreiten Sie zu denen andern. Ich glaube nicht, daß ich von dieser eingenommen bin.

Der

Der Ritter.

Unter die andre Classe bringe ich diejenigen, die man von einem Lehrmeister oder demjenigen bekommt, der uns im Christenthum unterrichtet, und vielleicht so unwissend und unbescheiden als sclavisch Gottesfürchtig ist. Er bildet sich ein, er wähle den rechten Weg, seinem Untergebenen Ehrfurcht gegen die Religion einzuflößen, wenn er ihm einen Gott vorstellt, der ohn Unterlaß zornig ist, der den Donner blos brüllen und einschlagen läßt, um die Schuldigen zu schrecken und zu strafen, und sich des Todes zum Werkzeug der Rache bedient. Dieser ungereimte Lehrer macht aus der Erbsünde ein Gespenst, welches so groß als leer sein Gehirne ist. Er bringt einen Haufen Teufel auf den Schauplaz, mit Schwänzen und Hörnern geziert, und mit Feuerhacken und Schwärmern bewafnet, die verlarvt in der Welt herum laufen, und sich mit Affenpossen belustigen. Die wunderbahre Geschichte von denen Versuchungen des **heiligen Antonius, Hilarions, Romualds** und andrer müssen alsdenn diese abgeschmakten Dinge beweisen, und so wird ein junger Kopf, vielleicht noch dazu auf immer, verdorben.

Der Graf.

Sie befreyen mich, mein Herr, von einer Betrachtung, die mich oft traurig gemacht hat. Da ich dasjenige, was mir mein Lehrmeister aus der Legende vorsagte, nicht mit besonderer Ehr-

anhörte, so beschuldigte er mich, daß ich keine Frömmigkeit hätte, und meine Grosmama, gegen die er sich oft deswegen beklagte, konnte mich niemals sehen, ohne mir zu sagen, daß man ohne Frömmigkeit kein rechtschaffener Mann seyn könnte. Ich verlies sie allezeit traurig und unzufrieden, und mehr als einmal, wenn ich von ihr weggieng, sezte ich mir vor, alle meine Kräfte anzuwenden, nach meines Lehrmeisters Weise fromm zu seyn. Ich versichere Sie, mein Herr, daß ich diese fabelhafte Begebenheiten mit aller der Genauigkeit untersuchte, die mir der Vater Geoffroi bey den historischen Begebenheiten empfohlen hatte. Ich beschloß sie mit Seufzen über meinen Unglauben. Nun aber bin ich ruhig. Jez kann ich ja fromm seyn, ohne meiner Vernunft Gewalt zu thun.

Der Ritter.

Ich mache eine dritte Classe aus denen Vorurtheilen, welche die Früchte von dem unbescheidnen oder politischen Eifer eines Gewissensrathes seyn, den der Geist der Partheylichkeit beseelet. Von Halsstarrigkeit erfüllt, und von christlicher Liebe entblösset, oder von Absichten zum Nutzen der Kirche geführet, wird er seinem Beichtkind eine so unordentliche Liebe für seine Religion einflößen, daß er ihm alle andern verhaßt und verwünschungswehrt machen wird. Er wird ihn alle diejenigen, welche das Unglük haben, in einem andern

Glau-

Glauben als dem seinigen gebohren und erzogen zu seyn, als Gegenstände des Zornes Gottes = als Schlachtopfer, die zum ewigen Feuer bestimmet seyn, betrachten lassen. Der Abscheu, den er ihm von den Meinungen beybringt, erstrekt sich bis auf die Personen. Daher entstehen die entsezlichen Ausschweifungen, denen man sich in den Religionskriegen überläßt.

Glauben Sie nicht, wehrter Graf, daß ich das geringste von der Natur und den Würkungen derer Vorurtheile übertreibe. Ich kann Ihnen sehr große Männer zeigen, welche von ihnen erniedriget worden. Das ganze Leben des Athenienfers **Nicias** ist eine bloße Sammlung von Fehlern, die ihn seine Vorurtheile begehen ließen und sie ihm verbargen. In der römischen Geschichte werden Sie funfzig Beyspiele von gleicher Stärke finden. Doch, wir wollen sie nicht so weit suchen. **Der Marschall von Chatillon**, unter **Ludwig dem dreyzehnten**, fiel in Ohnmacht, wenn er einen Eber, todt oder lebendig, sahe. Was würde aus der Armee worden seyn, die er anführte, wenn die Feinde, indem er seine Anordnungen zum Treffen machte, einige solcher Thiere hinlaufen lassen, oder einer von ihrer Reuterey aus seinem Geschwader hervorgestochen wäre, und ihm auf der Spitze seiner Lanze einen wilden Schweinskopf vorgehalten? **Der Feldmarschall Graf von Dohna**, in Preußischen Diensten, furchte sich so sehr

für den Mäusen, daß er außer seinem Hause in keinem Bette schlafen konnte. Ich habe viel vornehme Officiere gekannt, welche die zahlreichste Artillerie, wenn man sie hart vor ihnen abgefeuert, nicht bewegt hätte, und die sich in die Keller verstekten, so bald sie ein schwarzes Wölkgen sahen, und auch da noch zitterten und bebten wenn sie das Geräusch des Donners hörten.

Ein großer König war um das Ende seines Lebens dergestalt von der Furcht für den bösen Geistern besessen, daß er selten einschlief, ohne seine Arme vom Kreuzmachen ermüdet, und sein Bette mit Weyhwasser genäßt zu haben. Ein Betrüger, der sich so verstellt hatte, wie man sich die Wiederkommenden einbildet, verursachte die traurige Krankheit unsers Königs **Karls des sechsten.** **Der Herzog von Alba** würde wenigstens ein großer Mann gewesen seyn, hätte ihn sein barbarischer Eifer für den katholischen Glauben nicht herunter gesezt. In seinem unglükseeligen Vorurtheil wider die Kalvinisten war er überredet, daß ein Mensch dieses Glaubens leiblicher Weise mit dem Siegel der Verwerfung müße gezeichnet seyn. Er bildete sich ein; es einem am Gesichte anzusehen, dergestalt, daß die Phisionomie mehr als einen Katholiken vor den Augen des Herzogs verbrennenswürdig machte, welcher die Leute solchen Merkmahlen zu folge zur Hinrichtung schikte. **Montluc** hat seinen ganzen Ruhm durch Vorurtheile von dieser Art verdunkelt.

Der

Der Graf.

Ich empfinde mich zwar mit keiner einzigen dieser Kleinigkeiten behaftet. Indessen ersuche ich Sie gleichwohl, mein Herr, mir hierüber alles Licht zu geben, was ich nöthig haben könnte, wenn ich so unglüklich wäre, davon eingenommen zu seyn. Es kan wenigstens ein Verwahrungsmittel für mein ganzes übriges Leben abgeben.

Der Ritter.

Es sind noch keine hundert Jahre, daß die ehrwürdigsten Tribunale in Frankreich mit Hexenprocessen so viel Geräusche, als immermehr mit Staatsgeschäften machten. So gar der Hof verlangte, beschleunigte und authorisirte ihre Einrichtung. Die Weisheit **Ludewigs des vierzehnten** sezte sie endlich auf ihren wahren Wehrt herunter, und die Rechtsgelahrheit derer Parlementer siehet die Zauberer entweder für boshafte Schwärmer oder Giftmischer an. Sie bestraft sie als Stöhrer der öffentlichen Ruhe. Ich will Ihnen eben nicht sagen, mein Vetter, daß es weder Magie noch Schwarzkünstler gäbe. Ich überlasse es unsern Doktorn, diese Aufgabe aufzulösen. Allein, ich kann glauben, daß Gott, welcher diese beständige von uns bewunderte Ordnung der ganzen Welt eingerichtet, es nicht der Macht eines Bösewichts überlaßen habe, sie durch Geberden und ihm selbst unverständliche Wörter zu verwirren. Verachten Sie diejeni-

gen, die man Ihnen für Hexenmeister angeben wird: vermeiden Sie ihren Umgang und mißtrauen Sie dem, was Ihnen von ihrer Seite zukommt. Die Kennтnüß einiger giftigen Kräuter ist ihre ganze Wissenschaft, und man muß die Schwärze ihrer Seele fürchten, die sie dieselben gebrauchen läßt.

Die Todten müßen nicht die geringste Unruhe erwecken. Ihre Leichen sind unempfindliche Klumpen, den Würmern und der Fäulniß zur Beute. Ihre Seelen können vielleicht, entweder in der Seeligkeit oder in der Qvaal, noch einigen Theil an demjenigen nehmen, was hierunten vorgehet. Die Kirche lehret uns, daß wir durch unsre Gebete und gute Werke denenjenigen einige Linderung schaffen können, welche sich im Leiden befinden. Aber um diese Hülfe von uns zu erhalten, werden sie nicht kommen und sich der Gefahr aussetzen, sich derselben zu berauben, wenn sie es wagen, uns für Schröcken sterben zu machen.

Der Graf.

Aber, mein Herr, ich habe von glaubwürdigen Personen, von alten Officieren, die nicht im Stande waren, einem was aufzubürden, versichern hören, daß sie verschiedene mahl bey Nacht in Flandern und in Italien nackende Gespenster sich aus den Gräbern erheben sehen.

Der Ritter.

Wenn Ihnen diese Dinge von glaubwürdigen Personen berichtet worden, so widerstreiten Sie nicht ihre Wahrheit. Allein, schreiben Sie diese Arten von Erscheinungen keinem Wunder zu. Es ist ein Phenomenon, deßen Ursachen ich Ihnen handgreiflich und sichtbar machen kann. Ich habe sie ergründet, nachdem ich eben so, wie ein andrer, über das vermeinte Wunderwerk erstaunt bin, welches ich ohngefähr vor zwölf Jahren in der Ebene von Gvaskalla sahe. Hören Sie dieses mit Aufmerksamkeit an.

Die Fäulniß derer leblosen Körper ist ihre Auseinanderlösung. Wenn sich der Leichnam zertheilet, so kehrt jede Art von Theilen in ihr Element zurük: die gröbsten bleiben bey der Erde, woher sie genommen worden, und die feinsten bey der Luft, die sonsten damit angefüllt gewesen. Dieser leztere Staub nun nimmt seinen Weg durch die Spalten und Poren oder kleinen Oefnungen der Erde, worein die Leiche gelegt worden. Er führt viel irdische Theilchen mit sich weg, die ihn belästigen, und verhindern, sich sogleich auseinander zu schlagen. Außer der Erde sezt er sich in der Ordnung, worinn er war, da er noch zu der Zusammensetzung eines Klumpens diente, und alle diese Stäubchen zusammen stellen den Abriß der Figur vor, wozu sie sonsten gehörten. Allein, außer dem, daß diese Figur nicht dichte ist, so ist sie auch noch sehr unvoll-

kommen. Es ist nichts, als ein verworrener Umris, den allein solche Augen erkennen können, die schon zum Voraus eingenommen seyn.

Wenn sie bey der Armee seyn werden, und von ohngefähr an einem Ort solten gelagert seyn, wo eine Schlacht fürgefallen, oder wenn Sie bey Visitirung derer Posten etwan zu Nachtzeit über einen Kirchhof müßten, und Sie von ferne dergleichen Gespenster wahrnähmen, so spornen Sie kühnlich Ihr Pferd darauf zu, oder solte das Pferd wegen dieses Staubes stät werden und schnauben, so steigen Sie ab und gehen vorwärts hin. Die Bewegung, die Sie in der Luft verursachen werden, wird alle diese Atomen aus ihrer Ordnung bringen, und wenn Sie an den Ort kommen, werden Sie nichts finden, als Ursach, über das Entsetzen zu lachen, was Sie vielleicht anfänglich verspühret haben. Wenn wir wieder nach Paris zurükkommen, so errinnern Sie mich doch, Sie bey den Hrn. Abt Nollet zu führen. Dieser gelehrte Phisikverständige wird Ihnen diesen Mechanismus der Natur erklären, indem er vor Ihren Augen die Blumen aus ihrer Asche wird wieder aufwachsen lassen. Gewöhnlicher Weise aber ist es Betrügerey und Kunst, welche die Wiederkommenden herfürbringen.

Der Graf.

Oh, ich habe davon besondre Histörchen erzählen hören, bey denen das Italiänische Sprüchwort

wort statt finden konnte: Si non é vero, é bene trovato; Wenn es nicht wahr ist, so ist es doch gut ersonnen.

Der Ritter.

Für die Teufel werden Sie nicht zugänglicher seyn, wehrter Graf, als für die Wiederkommenden, wenn Sie betrachten, daß diese hoffärtigen Engel von einem **unveränderlichen Gott** zu ewigen Quaalen verdammet seyn, und daher keinen Stillstand haben können. Schreiben Sie die Historien der Legende nur der frommen Staatsklugheit derer ehemaligen Oberhäupter in denen Klöstern zu, welche zu andächtigen Allegorien ihre Zuflucht nahmen, um die Myriaden von Mönchen, die sie zu regieren hatten, im Zaum zu halten, oder aufzumuntern. Die Fasten und Kasteyungen oder Kreuzigungen bereiteten ihnen wunderwohl die Wege dazu. Die Einbildungskraft solcher ausgemergelten Leute ist viel stärker als ihr Gedächtnüs: sie führte sie gleich mitten unter die Teufel, wenn sie zwey Stunden vorher eine Beschreibung von der Hölle gehört hatten. Die Teufel, die wir fürchten, und ohne Unterlas bekämpfen sollen, sind unsre bösen Neigungen. Diese sind der Löwe, der den Augenblik, da wir nicht auf unsrer Hut seyn, erwartet und auskundschaftet, um uns zu verschlingen.

Man muß es dem Frauenzimmer überlassen, sich bey dem Anblik eines Vogels, Wurmes oder

Ungeziefers zu erschreken, und Vorbedeutungen daraus zu ziehen. Diese Schwachheiten des schönen Geschlechtes sind uns vortheilhaft bey ihm. Sie machen, daß es unsre Gesellschaft verlangt, und verschaffen uns die Mittel, ihm zu gefallen, indem sie ihm Zutrauen in unsre Herzhaftigkeit einflößen. Halten Sie es nur für gewis, mein Vetter, daß ein kluger und beherzter Mann allzeit entweder in seinem Arm oder in seinem Fleis siegreiche Erhohlungsmittel wider die allergefährlichsten Thiere finde.

Betrachten Sie den Donner nicht anders, als den Hagel, Schnee und Regen. Dies sind die **wäßrigen** Dünste, welche die Sonne aus der Erde pumpet und wieder dahin zurükfallen läßt: der Donner wird durch die **feurigen** Dünste verursacht, welche dasselbe Gestirn an sich ziehet und wieder zurük sendet. Seine Auseinandertreibung ist so wie die Auseinandertreibung des Schiespulvers in der Ordnung der Natur, und die Ursache des Geräusches, was er macht, ist auch die Ursache des Geräusches einer Mine. Ihr Lehrer in der Artillerie kann Ihnen alles dieses besser entwickeln, als ich. Der Donner ist nichts als ein mittelbahres Werk des Allerhöchsten, so wie es alle zufällige und zusammengesezte Wesen seyn. Wenn Gott ihn blos als einen Diener seines Zornes brüllen und einschlagen ließe, so würde er sich an keinen andern als an bewohnten Oertern hören lassen: er würde

nicht

nicht auf die Kirchen, nicht ins Meer und in der Dunkelheit der Nacht herabblitzen.

Seyn Sie überzeugt, mein Vetter, daß der Donner eine natürliche Würkung ist, welche natürlich handelt. Sie hören ihn im Winter seltener als im Sommer, weil da die Erde weniger in Gährung ist, und ihre Poren oder Oefnungen geschlossener sind, weshalben sie der Sonne weniger feurige Dünste verschaft, deren Strahlen noch überdies schräger und folglich mit geringerer Würksamkeit auf sie herabschüßen. Der Donner schlägt eher in hohe Gebäude, als in niedrige Hütten ein, weil jene die Wolke, welche die Dünste in sich schlüßt, drücken, sie zu bersten zwingen, und ihre Last auszuwerfen bewegen.

Der Tod kann so, wie jede andre Sache, unter Gottes Händen ein Werkzeug der Gerechtigkeit und der Strenge seyn. Allein so viele Bösewichter, die zu dem höhesten Alter gelangt, so viele tugendhafte und der Welt nüzliche Leute, die in der Blüthe ihrer Jahre weggenommen worden, sind ein unverwerflicher Beweis, daß der Tod keine besondere Strafe in der Ordnung der Vorsehung sey. Der Tod ist ein unvermeidliches Ziel für alle Körper. Er mag früh oder spät kommen, so geht es den tugendhaften Mann wenig an. Er mag gewaltsam oder natürlich seyn, so ist dies ein gänzlich gleichgültiger Umstand für ihn. Die einzige Todesart, die er fürchten mus, und die zu vermeiden auch bey ihm stehet, ist

die-

diejenige, welche ein Laster oder eine Niederträchtigkeit unehrlich machen könnte.

Was die Vorurtheile der dritten Gattung anbetrift, welche die gefährlichsten für diejenigen sind, welche, wie Sie, gebohren seyn, die Schiedsrichter derer Zwistigkeiten zwischen denen Königen und denen Völkern abzugeben, so können Sie sich dafür bewahren, oder davon heilen, wenn Sie sich nicht entschlagen zu glauben, daß der gerechte und gütige Gott nicht die Unwissenheit bestrafe, und so vielerley Wege, um zu ihm zu gehen, gutheissen könne, als Seiten es giebt, auf welchen man seine Unermeßlichkeit erblikt. Die christliche Liebe und die Menschlichkeit lassen uns vermuthen, daß dem Schöpfer alle Menschen eben so wehrt seyn, als wir. Wir wollen uns Glük wünschen, daß wir in einer Religion gebohren und erzogen worden, welche Gott auf die wahre Weise dienet, und innerlich überzeugt seyn, daß sie die beste ist. Wir wollen aber auch denken, daß sie, ohne etwas von ihrer Fürtreflichkeit zu verliehren, eben nicht die einzige gute seyn kann. Die Aeste eines Baumes haben mit dem Stamm weder einerley Rinde, noch einerley Gestalt, und sind gleichwohl von eben demselben Holze. **Wer Gott und seinen Nächsten liebt, hat das Gesäz und die Propheten erfüllt.** Lassen Sie uns diejenigen als unsre Brüder ansehen, welche diesen von dem Erlöser gegebenen Grundsaz annehmen,

und

und ihm folgen. Lassen Sie uns sie beklagen, wenn sie sich von denen andern Lehren entfernen, aber nicht hassen.

Der Graf.

Wie, mein Herr! man soll die Hugenotten nicht hassen? man soll sich begnügen, die Jansenisten zu beklagen? Wenn der Vater **de la Tour**, mein ehemaliger Vorgesezter, Sie eine solche Lehre behaupten hörte, so würde er mir rathen, Sie zu fliehen.

Der Ritter.

Ey wohl! und wem werden Sie Gehör geben, Ihrem Onkel, oder Ihrem Vorgesezten?

Der Graf.

Wenn Sie, um es zu wissen, meiner Antwort nöthig haben, so ist ihr Gedächtnüs, mein werther Onkel, nicht so gut, wie das meinige. Kann ich wohl die fürtreflichen Lehren, die Sie mir jez gegeben, mit Aufmerksamkeit angehöret haben, und noch etwas aus meines Vorgesezten seinen machen, der von einer der Ihrigen ganz entgegen gesezten Meinung ist? Sie haben vergessen, mein Herr, daß ich mich verbindlich gemacht, die Unterredungen, womit Sie mich beehren, zu Papier zu bringen, und daß ich bis iez noch immer Wort gehalten.

Der Ritter.

Es fehlet Ihnen noch, mein Vetter, eine Muttersprache zu verstehen, um aller Vortheile Ihres Geistes im Umgange zu genüssen.

Der Graf.

Ich bitte Sie, mein Herr, sagen Sie mir, was das für eine Sprache ist? Wenn es nur nicht Griechisch oder Hebräisch ist, so verspreche ich Ihnen, daß ich sie zu lernen suchen wil.

Der Ritter.

Es ist eine Sprache, welche noch mehr, als diese beyden, eine Muttersprache ist. Es ist die Sprache der Augen und Gebärden. Ich habe auf Ihren Scherz mit einem andern geantwortet, und Sie erwiedern mit vollem Ernst! = = = Ich sehe wohl, daß ich sie mit meinem dogmatischen Ton ermüdet habe, und daß ich, um Sie wieder aufgeräumt zu machen, dieses Gespräche, wie die andern, mit einer Geschichte beschliessen sollte. Allein, ich habe lange geredet, und die Stunde nähert sich, da Sie sich mit dem König David *) zu ergötzen pflegen. Morgen wil ich mich meiner Zusage entledigen. Da Sie noch die Geschichte derer Ankas in frischem Andenken haben, so wil ich daraus den Blöden nehmen, der Ihnen zum Beyspiel von denen Würkungen derer Vorurtheile der Kindheit und der Auferziehung dienen soll.

*) Der Pikkönig.

Das fünfte Gespräch.

Fortsezung des Vorigen.

Der Graf.

Was meinen Sie, mein Herr, zu der kleinen Geschichte, die ich so verwegen gewesen, und der leztern Unterredung, womit Sie mich beehret, zu Folge verfertigen wollen?

Der Ritter.

Ich sage hierzu, mein liebes Kind, daß Sie die zärtliche Zuneigung verdienen, die ich Ihnen gewiedmet habe, und ich es bereuen muß, daß ich mich nicht in einen Stand gesezt habe, worinn ich Ihnen behülflicher seyn könnte, als nun. Sie müssen geschiktere Meister haben, als mich, der ich nichts als den rohen gesunden Verstand mit ein wenig Erfahrung besize. Sie haben nicht allein alle meine Begriffe erwischt, sondern Ihr Geist ist noch weiter gegangen, als der meinige, und Sie haben ein vollkommenes Gemählde aus dem Umriß gemacht, den ich Ihnen gegeben. Ihre Historie ist mehr werth, als die, so ich Ihnen versprochen. Ich darf mir hinfür bey unsern Unterredungen nur vorsezen, Sie auf den Weg der Wahrheit zu weisen, und Sie

einzuladen, sie zu suchen: Sie sind mehr, als ich, versichert, sie zu finden.

Der Graf.

Dulce est laudari à laudato viro, *) sagte Cicero zum Caro. Ich glaube, mein werther Onkel, daß Sie mich zu sehr lieben, um mir Lobsprüche zu geben, die ich durchaus nicht verdiente. Die Ihrigen durchdringen mich mit Freude. Aber erlauben Sie mir, zu denken, daß ich sie der Begierde schuldig bin, die ich habe, mich zu unterrichten, und daß Sie sie mir nur geben, um mich anzufeuern, sie zu verdienen. Ich habe irgendwo gelesen, daß man die Leute wegen Tugenden loben könne, die sie nicht hätten, um ihnen Geschmak dafür einzuflößen, und sie zu ihrer Erwerbung zu reizen. Also bin ich für die Mühe bezahlt, die ich gehabt, meine kleine Geschichte zu verfertigen. Bezahlen Sie mir nun durch die Erzählung der Ihrigen das Vergnügen, was Sie sagen, aus jener ihrer Durchlesung geschöpft zu haben.

Der Ritter.

Kleiner Loser! Sie wollen Ihres ganzen Triumphes genießen. Wohlan, ich wil Ihnen nichts davon benehmen, und ich erlaube Ihnen, sich auf Kosten meiner Erzählung zu belustigen.

*) Es thut sanft, von einem belobten Manne gelobt zu werden.

Der Ynka Timidak,
eine amerikanische Geschichte.

Es giebt nicht viel Völker, bey denen der Aberglaube so unumschränkt geherrscht habe, als bey den **Peruanern**. **Manko = Kapak** ist ihr erster bekannter Fürst. Da er bey diesen rohen Menschen einen unerschöpflichen Vorrath von Leichtglaubigkeit antraf, so bediente er sich geschikter Weise der Religion, um sie sich unterwürfig zu machen: er offenbarte sich ihnen als der Sohn der Sonne und des Monden, und gab sich für den Gesandten dieser zwey leuchtenden Gottheiten aus, um sie glüklich zu machen. Versichert, daß die Liebe und Ehrfurcht, die man für ihn haben würde, derjenigen gemäß seyn werde, die er für seine vermeinten Eltern einflößen könnte, so mißbrauchte er die Einfalt derer Peruaner so weit, daß er mit allem, was einige Beziehung auf Sonne und Monden hatte, geheiligte Begriffe verband, und es dergestalt, weil diese beyden Gestirne ihren Einflus auf die ganze Natur haben, nichts so Weggeworfenes gab, was nicht zur Religion gehört hätte.

Da der Aberglaube unter Unwissenden beständigen Zuwachs erhält, so ward er hier bald bis zur Ausschweifung getrieben. Man kann versichern, daß er unter der Regierung des **Huaskar** zu seinem Perioden gekommen war: denn wäre er noch einiges Wachsthumes fähig gewesen, so

hätte er es unter seinem Sohn und Nachfolger **Timidak** erhalten. Dieser letztere hatte einen jüngern Bruder, Namens **Arahualpa**, ein junger Mensch voll Verstand, Muth und Ehrgeiz. Die Ynkas, seine Hofmeister, und die Priester hatten ihn nur so weit bringen können, daß er den bloßen äußerlichen Schein der Andacht an sich genommen, und noch dazu waren sie auch diesen Erfolg nichts, als der Klugheit des jungen Prinzen schuldig. Da er nach dem Thron strebte, so merkte er, daß er Gesinnungen verheelen müste, welche die Priester, und folglich auch die Nation, welche alle ihre Eindrücke blindlings annahm, von ihm abwendig gemacht haben würden. Und so wie er wuste, daß sein Onkel **Atamaka**, aus Liebe zum Studiren und zur Einsamkeit, die Krone an **Huaskar**, seinen jüngern Bruder abgetreten, als hatte er sich stäts geschmeichelt, sein ältester Bruder **Timidak**, der wohl noch eher, als **Atamaka**, Ursach hatte, das Gewicht des Zepters zu fürchten, werde nicht weniger grosmüthig seyn. Allein er betrog sich. Nach dem Tode des **Huaskar** erklärte sich **Timidak** zum Erben des Reichs derer Ynkas, und ward bey dem Ausruf derer Priester von allen Peruanern dafür erkannt.

Arahualpa, dessen Hofnungen zu Boden gestürzt waren, sahe sich verurtheilt, seine ganze Lebenszeit in der Dunkelheit des Klosters zu

Rusko

Ruskо zuzubringen. Er war zu lebhaft und zu unternehmend, als daß er sich einem solchen Schiksal hätte ergeben sollen. Er entschlos sich, zu fliehen. In der Verwirrung, welche die Freude von **Timidaks** Krönung in dem königlichen Seminarium machte, entwischte er glüklich, und wählte sich bey seinem Onkel **Atamaka** eine Freystadt.

Dieser weise Prinz hatte in dem Buche der Natur nicht lange studiert, ohne zu erkennen, daß die Götter von Peru, die Eltern derer Inkas, blos unempfindliche und Menschen zu zeugen unfähige Geschöpfe wären. Den andern Theil seiner Entdeckung verschwieg er, als welcher nicht offenbar werden konnte, ohne dem Beherrscher zu schaden, und den Staat umzustürzen. Aber bey Bekanntmachung des ersten hielt er gar keine Maße, weil derselbe dem Schimpfe ein Ziel seßen solte, welchen ein unschuldiges Volk dem Schöpfer anthat.

Huaskar vergas, daß er der Grosmuth seines Bruders den Thron schuldig war: er sahe in ihm nichts, als den Feind der Religion, deren Beschüzer und Oberhaupt er war, und indem er mit ihm, als einem Stöhrer der allgemeinen Ruhe umgieng, so sezte er einen Preis auf seinen Kopf. Die Wissenschaft des **Atamaka** und sein Eifer, sie zum Trost derer Kranken anzuwenden, zogen ihm die Liebe und Verehrung derer **Peruaner** in seiner Gegend dergestalt zu, daß

sich niemand unterstehen durfte, die seinem Meuchelmörder versprochne Summe zu gewinnen, und Huaskar starb, ohne seinem Eifer und der Empfindlichkeit seiner Priester in Atamakas Blute ein Genügen geleistet zu haben.

Dieser Todesfall hatte Atamaka den Frieden und Ruhe wieder verschaft; allein, er hatte das Andenken der Undankbarkeit, womit man seine Wohlthat belohnet, nicht ausgelöschet. Er empfieng seinen Vetter, als ein beqvemes Werkzeug, ihm zu der Rache zu dienen, die er deswegen an demjenigen ausführen wolte, den sich Huaskar zum Nachfolger gewählet. Er untersuchte das Genie, die Gesinnungen und Eigenschaften des jungen Prinzen, und da er mehr in ihm fand, als er nur jemahls suchen dürfen, so rechtfertigte er das, was seine Empfindlichkeit fehlerhaftes hatte, durch den festen Vorsaz, die Peruaner von dem Joch des Aberglaubens zu befreyen, welches sie drükte, ohne, daß sie es fühlten. Er bewerkstelligte diese edle Absicht, wenn er Atahualpa auf den Thron sezte, und er entschloß sich also, ihn darauf zu setzen.

Nicht zahlreiche Heere waren es, die er dazu gebrauchen wolte: Die Vorurtheile waren die einzigen Feinde, die er dem Timidak erregte, und der Ausgang bewies, daß er recht gehabt, diese Feinde für hinlänglich zu halten, denselben der Krone zu berauben.

An

An dem Tage, da das Volk von Ruko und denen umliegenden Gegenden in dem Vorhof des Tempels versammelt war, um das hohe Fest der Sonne zu feyern, kamen auf einmahl ganze Wolken von Fliegen auf das Bild der Gottheit herunter, welches oben an dem Vordertheil des Gebäudes stund, und hatten es kaum berührt, als sie todt herunter fielen. Die Bestürzung breitete sich in denen Gemüthern aus: jeder fragte den andern, was dieses Wunderzeichen bedeute. Die Günstlinge der Sonne versammeln sich, ihr ihre Huldigung abzulegen, und was sie erhalten solte, verursacht ihr Verderben! Ein schrekliches Unglük drohet dem Reiche = = Man durchblättert die heiligen Jahrbücher, und findet keinen ähnlichen Fall darinn: die Trauer ist allgemein.

Desselben Tages gegen Abend sezt sich ein Kuntur *) auf das Gewölbe des heiligen Doms. Er suchet dadurch zu brechen: er sezt sich endlich auf die Kuppel, bleibt lange Zeit darauf, und flügt nicht eher weg, als bis er seinen Bauch ausgeleert hat. Eine neue Ursach zur Unruhe = = ein weites Feld zu Muthmassungen. Die heilige Stätte ist entweihet! welch Laster hat den Zorn

*) Der größeste Vogel in der Welt. Es giebt einige, deren Flügel in der Ausbreitung von einem Ende zum andern sechs Klaftern betragen, und welche einen Ochsen in ihren Klauen wegführen.

der Gottheit auf sich gezogen? Was für Sühnopfer verlangt sie? Ist es der Ynka? Sind es die Priester?

Während der Nacht ward **Timidak** plözlich durch ein erschrekliches Geräusche aufgewekt, und sahe Legionen Sterne mit flammenden Schweifen an den silbernen Wänden des Doms hinlaufen, unter welchem sein Bette stund. Ihnen folgten abscheuliche Gespenster. Eine Erscheinung von einer ungeheuren Größe und mit den Kleidern des ersten Ynka **Manko Kapak** angethan kommt bis mitten ins Zimmer herfür: sie hat nur einen Arm, welcher aber ganz feurig ist: sie nähert sich dem Bette, strekt den Arm aus, dessen Hize der Ynka empfindet, und spricht mit einer übermenschlichen Stimme zu dem erschrockenen Fürsten diese donnernde Worte: **Timidak, trit deinen Thron deinem Bruder Atahualpa ab, oder stirb: Dies ist der Wille der Sonnen.**

Der Tag bricht an: der **Ynka** berichtet, was er gesehen: man stelt genaue Untersuchungen an, und entdekt nicht die mindesten Spuren dieses schreklichen Gesichtes. Der oberste Staatsminister **Kaburuza** unterstund sich allein, zu verlangen, daß man das Geheimnüs ergründen solte: er argwöhnte Kunststükgen und Betrügerey, und er erbot sich gegen den **Ynka**, die Nacht in seinem Zimmer zuzubringen, mit dem Versprechen, die Erscheinung daselbst zu erläutern, oder

umzu-

umzukommen. **Timidak** war lange unschlüßig, ob er es solte bey dieser ersten Anmahnung bewenden lassen, oder eine zweyte abwarten: Doch gab er endlich dem inständigen Gesuch seines Ministers nach. Der Grospriester gab dem **Kahuruza** zum Voraus eine Lossprechung über die Entweihung, so er begehen würde, indem er die Nacht unter dem geheiligten Dache zubringen wolte, unter welchem nur allein die Ynkas schlafen konnten, und das Volk bezog sich wieder auf den Grospriester, wegen der Folgen, welche diese Nachsicht in der Reichs und Kirchenordnung haben könnte.

Die Nacht kommt herbey. Die Mauer wird wieder voller Sterne und Gespenster. **Kahuruza** nähert sich ihnen, legt die Hand an verschiedene Figuren und fühlt nichts. Nun fieng er an zu fürchten, hier möchte wohl was Uebernatürliches fürgehen, und seine Verwegenheit reuete ihn schon. Da wurde es aber vollend ganz anders, wie sich die Erscheinung zeigte. **Timidak** wickelte sich in sein Bette, und sein für Furcht zitternder Minister wuste nicht, was er anfangen solte. Dieser leztere rafte endlich seine Stärke und seinen Muth zusammen, und brach los, um den Riesen anzupacken. Allein, der feurige Arm fiel ihm auf das Haupt, und da das Schröcken noch der Gewaltsamkeit des Schlages half, so blieb **Kahuruza** ohn Empfindung ausgestrekt auf dem Boden liegen.

Die Sonne war nicht so bald aufgegangen, als **Timidak** seinen Leibbedienten rief. Man stellt eine zweyte Durchsuchung an, und der einzige außerordentliche Gegenstand, den man wahrnimmt, ist der Minister, bestürzt und verwirrt, an dem Kopfe verwundet, und mit halbverbrannten mit Blut besudelten Haaren. **Timidak** lies das Kloster derer heiligen Jungfrauen, und das derer Ynkas eröfnen. Beyde Geschlechter begaben sich mit grossem Pracht nach dem Tempel: man verrichtete die Hebe- und Sühnopfer: der Ynka legte sein Diadem auf den Altar, und versprach abzudanken, um die Sonne zu besänftigen. Das Volk war stumm: man hörte nur ein verwirrtes Gemurmel, wovon man nicht sagen konnte, ob es von Freude, von Schmerzen, oder von Mitleiden herrührte. Allein, ein lezles Wunderwerk zerstreuete diese gottesfürchtige Gedankenstille der Versammlung.

Kahutuza war von Reue über den Fehler durchdrungen, den ihn seine Klein gläubigkeit begehen lassen, und kam, die Vergebung der Gottheit deswegen zu verdienen, indem er dem Opfer mit beywohnen wolee. Viere von seinen Bedienten trugen ihn in einem offenen Palankin auf ihren Schultern. So wie er in den Vorhof kam, ward er mit Blindheit geschlagen, ohne daß seine Träger das geringste Uebel dabey empfanden. Man sahe blos große Streiffen von Licht, welche wie Strahlen schienen, die von dem

dem Bilde der Gottheit herkämen. Allein man hörte eine fürchterliche Stimme, welche diese Worte aussprach: **Er sterbe! er hat den Vater derer Ynkas beleidiget: Atahualpa ist der Sohn des Gottes: Timidak ist ein Widerspänstiger.** Das Volk hielt nun nicht mehr an sich: es rief den **Atahualpa** für den Sohn der Sonnen und König derer Ynkas aus: **Timidak** aber, voll Unterwürfigkeit für den Befehl des Gottes, ergab sich, aus dem Palast ins Kloster zu gehen, und dankte der Sonne für das Leben, was sie ihm noch lies

Der Graf.

Ach, mein Herr, was für eine Menge von Wunderwerken! Dieser Geschichte habe ich mit weit mehr Aufmerksamkeit zugehöret, als noch irgend einer, die man mir erzählt hat. Ich begreife wohl, daß so viel außerordentliche Zufälle, welche ein leichtgläubiger Prinz und sein eben so leichtgläubig Volk einem Wunderwerke beymassen, blos von der Geschiklichkeit des **Atamaka** herkamen. Aber ich errathe die Triebfedern nicht, die er gebrauchte, sie herfür zu bringen.

Der Ritter.

Das hieße auch zu viel von Ihnen fordern, mein lieber Graf, wenn man Sie das wolte ausfindig machen lassen. Ich will sie Ihnen zu erkennen geben.

Der alte Fürst legte die Geheimhaltung zum Grunde seines Unternehmens, und schloß, daß

seine Maschinen desto mehr Nachdruk haben würden, je weniger Personen sie bekant wären. Er muste einen Menschen haben, welcher im Pallast in einigem Ansehen stünde: einen andern, der in den königlichen Dom gelassen würde: und einen dritten, der in die heiligsten Oerter des Tempels freyen Zutritt hätte. Es fiel ihm ein, den Priester zu gewinnen, der des Tages beständig um **Timidak** war, und sich des Nachts in der Gallerie der Bogenkrümmung des geheiligten Doms aufhielt, unter dessen Rundung in der Mitten das Bette der Könige derer Ynkas stund. Dieser Mann war als wie **Timidaks** Gewissensrath. Sein Posten gab ihm großes Ansehn, und bis auf den **Ynka** beugte sich alles für ihm. Er allein vermochte mehr, als drey andre zusammen.

Atamaka hatte sich unter dem Vorwand nach **Rusko** begeben, dem neuen Ynka Glük zu wünschen, und ihm seine Aufwartung zu machen, in der That aber, mit dem Priester **Fulak** daselbst eine geheime Unterredung zu halten. Mit denen Bewegungsgründen und Geldsummen, welche hinlänglich gewesen wären, aus einem Mann von gewöhnlichem Stande einen Betrüger zu machen, vereinigte er noch das bestimmte Versprechen des Primats von **Rusko**, und **Fulak**, von diesem hohen Range geblendet, nahm es über sich, die erforderliche Rolle zu spielen. **Atamaka** gab ihm eine Composition, welche die Eigenschaft

hatte,

hatte, die Fliegen an sich zu ziehen und zu vergiften: damit bestrich er eine große bleyerne Tafel, die er hinter das Bild der Sonnen stellte, welches an dem Vordergiebel des Tempels stund, und der Talisman hatte die Würkung, welche Sie gesehen haben.

Da **Fulak** die Freyheit hatte, in dem heiligen Dom allenthalben herum zu gehen, so stieg er auf die Kuppel, wohin er ein Stük Fleisch trug, welches er daselbst feste anbund. Der Kuntur ist der größeste fleischfräßige Vogel, den man in der Welt kennet, und hat den feinsten Geruch. **Aramaka** hatte einen, den er in seiner Einsamkeit aufgezogen. Er hatte ihn heimlich bis auf eine Vierthelmeile von **Rusko** gebracht, und er lies ihn los, als die Zeit kommen war, da sich das Wunderzeichen zeigen solte. Der Vogel flog dahin, wo er die Beute roch, und da er sie nicht von dem Ort, da sie angebunden war, wegnehmen konnte, so war er gezwungen, sie daselbst zu verzehren. Da er seine Gefräßigkeit hier befriedigen konnte, so mußte das alte Futter dem neuen Plaz machen, und er verunreinigte den heiligen Dom.

Sie haben gehört, daß **Fulak** in der Gallerie schlief. **Aramaka** hatte ihm Gläser gegeben, auf welche gemahlte und ausgeschnittene Sterne und Gespenster geklebt waren. Dabey hatte er ihn mit einer Blendlaterne, deren Glas ein Vergrößerungsglas war, versehen. Der Betrüger

stellte

stellte sich über des Königs Bette, dessen Himmel ihn verbarg, und lies nach der Art, wie es ihm derjenige gewiesen, der ihn zum Werkzeug gebrauchte, den Schatten derer Figuren und Gespenster an der Wand, die ihm gegenüber war, erscheinen und herum lauffen.

Der Graf.

Ey! das war ja die Zauberlaterne. Diese Mauer, welche, wie Sie gesagt, mit glänzenden und polirten Silberblechen bekleidet war, kam dem Betrug zu statten, wie sonsten ein weis Tuch für die Laterne. Alles mußte nach Wunsche gehen. Ich errathe, daß **Fulak** die Erscheinung gewesen, die **Timidak** aus Furcht für einen Riesen angesehen. Aber um den feurigen Arm bin ich noch verlegen.

Der Ritter.

Erinnern Sie sich, daß **Atamaka** ein Naturkundiger war. Er hatte **Fulaken** einigen Phosphorus gegeben, und dieser aus denen Schränken, deren Aufsicht er hatte, die Kleider des ersten Ynka genommen. Das Glas seiner Blendlaterne gab ihm seine Riesengröße. Als er die Gegenwart des **Rahuruza** im voraus erfuhr, entschloß er sich, mit Unverschämtheit zu bezahlen. Er war in der Blüthe seines Alters, und der Minister war ein Greis: der Kampf konnte also nicht anders als zu seinem Vortheil ausschlagen. So bald er den **Rahuruza** sich bewegen sahe, ihn beym Leibe zu packen, so gab

er

er ihm mit seinem mit Phosphorus überzogenen und mit einem Panzerhandschuh bewafneten Arm einen rauhen Schlag auf den Kopf, bereit, ihn zu verdoppeln, und sich zu balgen, wofern der Stöhrfrieden nicht nachließe. Die Furcht vergrößerte das Uibel bey dem Minister, und der Betrüger hatte einen völligen Sieg.

Uramaka, der sich mit **Fulak** in geheim besprach, war nicht so bald von dem Argwohn des **Kahuruza** unterrichtet, als er das Verderben dieses zu einsehenden Mannes auf eine Art beschlos, welche dessen Tod seinem Entwurf nüzlich machte. Er gab **Fulak** einen Brennspiegel in die Hände, dessen Punkt sehr weit trug. Der Priester lies **Kahuruza** beybringen, daß er, so krank er auch wäre, sich nach dem Tempel müsse tragen lassen, das Aergernüs zu verbessern, was er durch seinen Unglauben gegeben. Indessen stellte er sich hinter die goldne Sonne, von wo er seinen Spiegel auf die Pforte richtete, zu der der Minister herein kam, und lies die Strahlen so geschikt auf ihn fallen, daß er ihn ins Antliz brannte, und also um das Gesicht brachte. Mit Hülfe eines Sprachrohres gab er hernach das brüllende Orakel von sich.

Wäre nun **Timidak** über die Vorurtheile erhaben gewesen, und hätte die vermeinten Wunderwerke untersucht, so hätten sich ihm ihre Ursachen gezeigt. Alle Wissenschaft des **Uramaka**, und alle Geschiklichkeit des **Fulak** würde geschei-

tert,

tert, und er selbst das Diadem nicht mit einer Mönchskappe vertauscht haben.

Das sechste Gespräche.

Vom Studieren und denen Leibesübungen.

Der Ritter.

Was ist das für ein Kriegsmann, der sich zu der Stunde suchen läßt, da er auf die Wacht ziehen soll? Ein Domherr, der zur Meßzeit nicht im Chor ist, gehet der Besoldung quitt: was soll es nicht einen Officier kosten, dessen Ehre sein einziger Bewegungsgrund ist?

Der Graf.

Ach, mein Herr! ich bin zu entschuldigen, wofern man einen Officier entschuldigt, der nur deswegen die Wacht versäumt, weil er dem Minister auf seine Schreiben antworten mus. Ein eigener Bote des Herrn **D'Alembert** aus Paris, hat mir beym Aufstehen vom Tische das Verzeichnüs derer Bücher gegeben, die ich mir etwan kauffen möchte, welches ich von diesem dienstfertigen Gelehrten verlangt hatte. Ich habe dem vollkommen artigen Briefe, der dabey war, antworten

worten und den Uiberbringer abfertigen müssen, der sich nicht aufhalten wolte. Sehen Sie, mein Herr, diß ist die Ursache der Verspätung: finden Sie, daß sie entschuldigen könne?

Der Ritter.

Ob ich gleich dabey mehr als Sie, mein Vetter, verlohren habe, so wil ich doch keinen Proceß anfangen. Wir wollen von diesem Verzeichnüs reden. Weil Sie es von Herrn D'Alembert verlangt haben, so müssen Sie wohl die Bücher, welche Ihre Professors Ihnen angewiesen haben, nicht mehr zu Ihrem Gebrauche tüchtig halten?

Der Graf.

Reden Sie mir nicht davon, mein Herr, ich bitte Sie: ich ärgre mich nur darüber. Sie haben mir sechs Jahre lang die Seele auf die Folter gelegt, um mir das dürre Vergnügen zu schaffen, die lateinischen Verfasser in der Urschrift zu verstehen, indeß, daß ein Lehrer, der eine andre Methode gewählt, hierzu nicht mehr als zwey Jahr von mir würde verlangt haben. Gütiger Gott! sechs Jahre, eine Sprache, die man nicht mehr redet, unvollständig zu lernen.

Der Ritter.

Ey, rechnen Sie denn nicht, daß sie Sie zu einem erträglichen Schauspieler gemacht? Das ist auch ein Erhohlungsmittel: Dionisius, der Tirann befand sich wohl, daß er im Stande war, Schule zu halten.

Der Graf.

Bespotten Sie mich nicht, mein Herr, wegen einer Sache, wovon ich nicht Herr war, sie zu unterlassen. Helfen Sie mir vielmehr durch Ihren fürtreflichen Unterricht, alle diese übel angewandte Zeit wieder gewinnen. Haben Sie die Güte, mir ihre Begriffe über das Studieren und die Leibesübungen mitzutheilen, und ich wil sie mit denen des verbindlichen Herrn **D'Alembert** vergleichen.

Der Ritter.

Sie wissen, mein Vetter, daß ich nicht die Stärke habe, mit diesem Gelehrten zu kämpfen: er kennt die Bücher besser als ich. Aber **Baska!** hier ist die Rede nur von denen Studien, die sich für einen Menschen meines Handwerkes schiken, und meine Erfahrung soll mir Licht hierüber geben: wenigstens wil ich ihr zu Folge mit Ihnen sprechen.

Die Neigungen, die man unserem Temperament zuschreiben kann, geben Anlaß fest zu setzen, daß wir nicht mit einem ganz leeren, neuen und unwissenden Herzen gebohren werden. Mit unsrem Verstande aber ist es nicht so. Diesen kann man mit einer blanken Tafel vergleichen, auf welcher sich keine Karakters befinden, als die, welche man darauf abdrükt. Es hängt also von uns und denen, die mit unsrer Erziehung beladen seyn, ab, nichts, als was gut und nüzlich, darauf abzudrüken.

Jede Wissenschaft und jede Kunst, an sich selbst betrachtet, hat ihr Verdienst. Allein, ausser dem, daß es einem Menschen, er mag mit einem noch so großen Genie begabt seyn, unmöglich ist, sich mit gutem Erfolg auf alle zu legen, so ist es auch unmöglich, daß sich alle für ihn schicken.

Der Graf.

Hier würden Sie mir wohl einen besondern Dienst leisten, mein Herr, wenn Sie die Güte haben wolten, mir die Wissenschaften zu bemerken, die ich für nöthig, nüzlich, schädlich oder gefährlich ansehen soll, = = wenn Sie mir die Schriftsteller nennten, deren Werke ich entweder suchen, oder verachten, oder hassen soll, = = = wenn Sie mir jene auf allen ihren Seiten zeigten, und von diesen ihre Abbildung und Karakter schilderten.

Der Ritter.

Sie verlangen zu viel von mir, mein wehrter Graf. Zu was wäre Ihnen die Bekandtschaft nüzze, die Sie mit unsern schönen Geistern gemacht haben und noch machen werden? Für diese gehört es, Ihnen die Wissenschaften und die Gelehrten zu schildern, und Sie auf den Weg zu leiten, von den Verfassern und ihren Büchern vernünftig zu urtheilen. Das, was ich auszuführen über mich nehme, ist stark genug.

Es ist kein kleines Geschäfte, unter der Vielfältigkeit derer Künste und Wissenschaften denje-

gen Theil herfür zu suchen, dessen Anbauung den **angehenden Helden** nicht misziert. Jeder urtheilt, die Kunst oder Wissenschaft, die er besizt und werth hält, sey nothwendig. Man frage einen Dichter *), in was das Heldenthum bestehe, und welcher Mensch der Welt am nüzlichsten sey. Er wird sagen, daß niemand heldenmäßiger sey, als ein Herzog oder Lord Pair, welche die Gelehrsamkeit so betreiben, als wenn sie ihr Glük davon erwarteten, die schimmernden Triumphe anführen können, die ihnen das Parterre zugesprochen, und sich ihrem Vaterland durch die schönen Verse bekandt gemacht, womit sie seine Sprache bereichert haben.

Von einer andern Classe Gelehrter werden Sie sagen hören, daß der größeste Mann, der jemahls auf der Welt gewesen, = = = der Mann, dem ein nicht so undankbar Zeitalter Altäre aufgerichtet hätte, derjenige ist, welcher, während eines langen Lebens, alles verachten können, was die Bewohner der Erdkugel angeht, welcher Europa gelehrt hat, warum ein fallender Apfel fällt, und nicht vielmehr in der Luft davon flüget, welcher dem Alter der Welt eine Nulle zugesezt hat, welcher unsern Planeten von der Furcht für denen Krankheiten derer andern Planeten befreyet, und der denen Menschen eine Menge schöne Sachen entdekt hat, wovon es ihnen

*) Voltaire in seinen Briefen über die Engelländer.

nen sehr gleichgültig war, wenn sie sie auch nicht kannten.

Eine andere Gattung Gelehrter wird Sie versichern, daß es keine schäzbarere und nüzlichere Leute gäbe, als diejenigen, welche den **Locke, Wolf** und **Leibnitz** durchdenken. Die Stüzen der Universität werden einem jeden den Tempel der Ehre verschlüssen, der seinen **Homer** nicht auswendig kan, und den **Aristoteles** Redekunst unbekant ist. Hier wird man dem Adel einen Cavallier zum Muster anführen *), der die seltene Gabe hat, die Musik zu einer Oper zu verfertigen, und Muth genug besizt, sie aufführen zu lassen. Dort wird man ihm das Beyspiel eines andern darstellen, der mit seinen Zeichnungen die Naritätenkabinetter anfüllt. Endlich, um die Verwegenheit aufs höchste zu treiben, wird ein neuer Lehrer in der Auferziehung kommen, welcher sagen wird, alle Wissenschaften und Künste, bis auf die Münzkunde und das Weberhandwerk wären einem Manne von Stande durchaus nöthig.

Der Graf.

Was für Streiche, mein Herr, versezen Sie nicht den berüchtigsten Schriftstellern dieser Zeit! Der berüchtigte **Voltaire** und der ewige Abt Plüsche stehen sich nicht gut in Ihrem Register. Ich habe gros Verlangen, zu sehen, was Sie

*) Voltaire eben daselbst.

mir erlauben wollen, von ihren Begriffen beyzubehalten.

Der Ritter.

Ich habe mich noch nie von denen übertriebenen Lobsprüchen überraschen lassen, welche der Eigennuz verschwendet, und von vernünftigen Leuten habe ich nie gesehen, daß sie sich dazu bekandt hätten, so wenig, als zu den Moden, auf die man mit einer gewissen Art von Wuth verfällt. Ich habe diese so eiteln als unwissenden Schulmeister mit Verachtung angehört, welche, um sich das Ansehen einer durchgängig allgemeinen Einsicht zu geben, Wissenschaften empfehlen, von denen sie kaum die Erklärung wissen, und Quellen, sie daraus zu schöpfen, angeben, die ihnen blos aus denen Verzeichnüssen derer Bibliotheken bekandt seyn. Nur allein das Nüzliche muß einen Menschen beschäftigen, der sich seinem Fürsten und Vaterland schuldig ist. Das übrige ist für seinen Zeitvertreib, und er ist bewandert genug darinn, wenn er es nur so obenhin weis. Die Wissenschaften und Künste, die zu dem Handwerk gehören, welchem Sie sich widmen wollen, sind von einem ungeheuren Umfang, und verlangen Ihre ganze Aufmerksamkeit. Sie müssen nicht bald anderwärts eine Ergözung suchen. Die Mathesis und alle ihre nüzlichen Theile, die Geschichte und die Sprachen würden allein, auch dem allerlängsten Leben, Beschäftigung und Zeitvertreib genug verschaffen.

Fügen

Fügen Sie diesen die Künste bey, die sich auf den Krieg beziehen: eine Aufgabe, die fähig wäre, abzuschröcken, wenn sie nicht gute Anführer durch ihre Methode erleichterten, und die Hälfte auch der weitläuftigsten Wissenschaft nicht ihr Ziel wäre für jeden, der bey dem Fürhaben bleibt, sich der Gesellschaft nüzlich zu machen.

Der Graf.

Ich bitte Sie, mein Herr, mir von jedem Theil derer Studien, die sich für einen solchen Menschen schicken, etwas zu sagen.

Der Ritter.

Das ist eben meine Absicht. Wir wollen bey der **Mathematik** anfangen. Vor ohngefehr hundert Jahren war sie blos eine ermüdende und fruchtlose Grübeley. Seit dem **Herrn von Vauban** ist sie eine nothwendige praktische Wissenschaft. Betrachten Sie sie, mein lieber Graf, als die Stüze und den Grund der großen Kunst des Krieges, und wenden Sie Ihren hauptsächlichsten Fleis daran. Um Wälle zu zerstören, muß man sie zu bauen wissen, und man kan sie nicht vertheidigen, wenn man nicht versteht, sie zu vernichten. Um ein Lager zu schlagen, so muß man die Ausdähnung und die Ungleichheiten eines Plazes ins Auge fassen, und ihn abmessen und theilen können. Weiter hinaus bietet Ihnen die Mathesis nur eine unnüze Pracht dar, die man denen überlassen muß, deren Einbil-

dungskraft stark genug ist, sich mit Nichts zu beschäftigen.

Die **Geographie** begreift den ganzen Erdball. Sie haben nur die von **Europa** nöthig. Die von der übrigen Welt heben Sie bis auf die Zeit auf, da Sie blos Ihrer Belustigung nachzuhängen brauchen, und daher Muße haben werden, Ihre Neugier zu befriedigen. Eine kurzgefaßte Beschreibung von **Asia**, **Afrika** und **Amerika** ist die größeste Lektur, die man von jezt bis auf noch lange Zeit hinaus über diese drey Welttheile von Ihnen fordern kann.

Die **Historie** geht, was die Nuzbarkeit betrift, mit der Matheſis in gleichem Grade. Sie zeiget die Klippen, an welche die größesten Leute unglüklicher Weise angelaufen, und den Weg, dem andere rühmlich gefolget sind. Sie ist ein treuer Spiegel, der alle Züge des Lasters und der Tugend, der Unwissenheit und der Fähigkeit aufsammelt. Studieren Sie sie, wehrter Graf, mit aller Hize, deren Sie nur fähig seyn. Allein, seßen Sie sich dabey zum Zwek, das Genie und den Karakter großer Leute Ihres Handwerks kennen zu lernen. Sehen Sie nicht so wohl das Schimmernde ihrer Handlungen an, als die Mittel, die sie zu ihrer Ausübung gebraucht, und den Zwek, der bey dieser Ausübung ihr Augenmerk gewesen. Die Größe eines Sieges muß Sie weniger rühren, als die Triebfedern, wodurch man ihn erhalten, und die

Fehler,

Fehler, die seinen Verlust verursacht. Der Gebrauch, den der Ueberwinder von seinem Fortgang gemacht, die Art, womit der Besiegte seinen Unfall ausgehalten, sind wieder Dinge, worin Sie Theil nehmen müssen. Die Ursachen und Folgen derer Fürfälle, die Absichten derer handelnden Personen, das sind die wesentlichen Punkte. Lesen Sie also umständliche Historien, oder die nur ein Stük der Geschichte abhandeln. Ziehen Sie diejenigen vor, worinn die Wahrheit herrschet: aber verwerfen Sie nicht die andern, worinn die Einbildungskraft das Wahrscheinliche mit dem Wahren vermischt hat. Die **Merkwürdigkeiten des Pontis**, und **Heinrichs von Gvise** sind lehrreicher, als die zahlreichen Bände derer **Maimbourgs** und **Varillas**. Die tiefe Kunst in den Karaktern ist es, welche den **Tacitus** und **Salust** Staatsleuten so kostbar macht, und die Genauigkeit in den Umständen sezt den **Herrn von Thou** über alle Neuern hinweg. Ein gut geschriebenes Leben des **Turenne** und **Marlboroughs**, soll das erste Buch in Ihrer Bibliothek seyn. Es ist der Inbegrif aller Tugenden und aller Fehler eines Feldherrn.

Hüten Sie sich für dem Gelüsten, mein Vetter, in die **Theologie** einzudringen, und Sillogismen zu begreiffen, die gemacht seyn, um nicht begriffen zu werden. Ueberlassen Sie denen Doktorn der Sorbonne, über den heiligen

Geist zu commentiren und ihn zu erklären; Sie aber schränken sich dahin ein, dasjenige völlig zu wissen, was Sie Ihr Katechismus lehret. Wenn die Glaubenszänkereyen weder den Staat noch die Hauptlehren angehen, so entschlagen Sie sich, Theil daran zu nehmen. In dem leztern Fall halten Sie sich, was das betrift, an das, was Ihre Väter geglaubt haben: sind die Fragen zweifelhaft, so kann man alles darauf wetten, daß der Streit nur blos wegen der Hartnäckigkeit derer Doktoren noch bestehe, die ihn erregt haben; und alsdenn müssen Sie, als ein guter Katholik, Rom anhören, dessen Orakel Ihnen die mühsame Untersuchung derer strittigen Punkte erspart. Wenn die Religionsstreitigkeiten den Staat angehen, so können sie nur über den äußerlichen Gottesdienst fürfallen. Da müssen Sie den Gottesdienst als einen Theil der Policey betrachten, und wenn nur die Verehrung, die man dem Schöpfer schuldig ist, nicht angegriffen wird, so treten Sie auf die Seite, welche Ihr Souverain an der Spitze der größten Menge zur besten macht. In einer Republik muß man sich zu dem Theil derer Bescheidensten und Tugendhaftesten schlagen. Man kann völlig vermuthen, daß sich Gerechtigkeit und Tugend dabey befinde.

Von den vier Theilen der **Philosophie**, welche die Schulleute so hoch rühmen, ist keiner, der einem Menschen Ihres Gewerbes noth thäte.

Die

Die **Geometrie** erfüllt zum Glük die Absicht der **Logik**, welche ist, dem Verstande durch Schärfung desselben Richtigkeit zu verschaffen. Die **Metaphisik** muß man denen überlassen, welche nur allein für sich leben können, ohne daß die Gesellschaft darunter leide, und daher im Stande sind, ihre Zeit auf leere Betrachtungen zu wenden. Wäre die **Moral** nicht in den Schulen auf einen Haufen unnützer Feinheiten herunter gesezt worden, so würde ihre Betreibung denenjenigen nothwendig seyn, welche gebohren sind, denen Menschen den ruhigen Genuß derer Wohlthaten der Natur zu versichern. Allein, Sie müssen die Regeln derer Sitten und der Billigkeit anderswo suchen. Mit etwas fleißiger Anwendung auf die sich ereignenden Fälle, werden Sie sie alle aus diesem allgemeinen Satz herleiten: **Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, und thue ihm nichts, als das, was du wolltest, daß er dir thun solte.** Da die **Phisik** nur den Geist zieren, und eine lobenswürdige Neugier befriedigen kann, so hat sie den ersten Rang unter denen ergözlichen Kenntnüssen. Wenn man sie aber höher erhebt, so entfernt man sich von der Wahrheit.

Die **Beredsamkeit** zieret den Helden, und leistet dem Kriegsmann große Dienste. Allein diese misgeschafne Zusammenhäufung von barbarischen Ausdrücken und Redensarten, die man in den Schulen lehret, giebt uns nicht ihre Grund-

sätze und Regeln. Die Beredsamkeit verschaft man sich durch das Lesen guter Bücher und den Umgang mit der politen Welt. Denken Sie richtig, mein werther Graf, so werden Sie sich auch so ausdrücken. Geben Sie Ihre Ursachen und Bewegungsgründe mit so viel Einfalt als Kürze von sich, so werden Sie beredt seyn, denn Sie werden in denen Zusammenkünften, wozu Ihre Geburth Sie kommen läßt, die Anmuth geschöpft haben, welche Ihre Rede schmücken muß. Auf diese Art bildeten sich jene beredten Männer, welche zu einer Zeit und in einem Staate lebten, wo ein großer Mann aus seiner Zunge das kräftigste Werkzeug seines Ruhms und Wohls machen muste, weil das Glük eines jeden, der denen öffentlichen Geschäften vorstund, von einem unbeständigen Volke abhieng. Wir sind zwar weder in einer solchen Zeit, noch in einem solchen Staate: aber die Beredsamkeit hat doch nichts desto weniger ihren Gebrauch und Nutzen.

Ich habe den Geschmak mit Misvergnügen bemerkt, mein lieber Graf, den Sie für die Poesie haben. Ich besorge, daß er bey Ihnen zur Leidenschaft = = zur Wuth werde. Wenn Sie sie mit der Beredsamkeit und Historie in eine Classe setzen, so werden es Ihnen die Poeten Dank wissen, und Sie zu einem von ihren Helden machen. Aber Sie werden Ihrer Einsicht keine Ehre machen. Der Geschichtschreiber und

der

der Redner, die sich über das Mittelmäßige erheben, sind Baumeister, welche Tempel und Palläste von dem härtesten Marmor aufbauen. Die Poeten sind Schüler, die sich im Ernst beschäftigen, Häufergen von kleinen gemarmelten Kieselsteinen aufzuführen. Die Poesie und die **Musik** sind Schwestern. So wie die wunderliche und methodische Ordnung der Silben die Fürtreflichkeit von jener macht, so ist die wunderliche und methodische Ordnung der Töne dieser ihr Verdienst. Ehemahlen, da sie nur angewendet wurden, den Schöpfer zu preisen, die Gerechtigkeit und die Gesetze zu empfehlen, und die Handlungen derer Helden zu feyern, da mußten sie beschäftigen. Jezt aber, nun sie durchaus aus dieser Sphäre herausgetreten, können sie nichts mehr thun, als ergötzen und die Zeit vertreiben.

Die Würkungen der **Musik** sind bezaubernd. Sie zerstreuet den Verdruß, befreyet den Geist, und macht ihn zu seinen Verrichtungen gelenke. Da aber einem, der sich der Welt nüzlich machen will, die Zeit kostbar ist, so schikt sich nichts weiter für ihn, als der Musik seinen Beyfall und einen kleinen Antheil seiner Muße zu schenken. Denn es ist nicht natürlich, daß man ein größer Vergnügen daran finden solte, selbst ein Instrument quarren oder heulen zu lassen, als harmonische Töne von einem Tonkünstler von Profession daraus ziehen zu hören.

Der Graf.

Ich fieng schon an, so ziemlich auf dem Clavier zu spielen, als ich den Plutarch las. Ich ward gerührt, da ich Philippen aus Macedonien seinem Sohn fürwerfen hörte, daß er zu wohl sänge. Ein Musikus hatte ihm selbst eben diese Lehre gegeben: Gott wolle nicht, Allergnädigster Herr, hatte er zu ihm gesagt, daß Sie die Musik so gut als ich verstehen solten! Diese beyden Ausspruche ließen mich den Geschmak an meinem Instrument verliehren. Ich bin bey meinem ziemlichen Spiel stehen geblieben. Die Dichtkunst aber betreffend, habe ich nichts gesehen, was mir den Geschmak daran abrathen solte.

Der Ritter.

Die Poesie hat ihre Annehmlichkeiten, und man kann sie ohne Gefahr lieben, ohngeachtet des tödtlichen Giftes, womit die Poeten sie angestekt haben. Helden haben ihr einige Augenblicke ihres Lebens geschenkt. Aber seyn Sie so gütig, mein lieber Graf, ja wohl zu bemerken, daß sie ihr nur Augenblicke ihrer Musse gewiedmet. Verse mit Terenzen zu machen, oder platte Steinchen mit dem Lälius ins Wasser zu schleudern, waren in den Augen eines von denen Scipionen zwey Belustigungen von gleichem Werth. Reimen Sie also bisweilen, wenn Sie Vergnügen daran finden. Aber das mus blos in diesem Verstande geschehen. Geben Sie

einem

einem Poeten Gehalt, der die Gabe, Sie zu ergötzen, hat. Der Herr von Vendome hatte seine Lust, sich Doggen zu halten. Allein, betragen Sie sich gegen die Poeten so, wie sich ohne Zweifel dieser Prinz gegen seine Hunde betrug. Befürchten Sie allezeit, von ihnen gebissen zu werden. Ihre Satiren sind es nicht, die man fürchten mus. Ihre am meisten gestählten Pfeile machen nur auf eine Classe von Leuten Eindruk, deren Hochachtung sehr gleichgültig ist. Allein, man mus ihre Schmeicheleyen befürchten.

Es liegt in der Natur eines Poeten von Profeßion, daß er ein Schmeichler ist. Der Geschikteste in seinem Handwerk ist der Gefährlichste. Die Freygebigkeit, welche durch die schlechte Beurtheilungskraft, die sie entscheidet, zum Laster worden, kann machen, daß man ein Ungeheuer in den Rang derer Helden sezt. Das Maas derer Lobsprüche, die ein Poete giebt, ist das Maas des Geldes, was er in seinen Beutel zu ziehen hoft, oder was er schon hinein gezogen hat.

Der Graf.

Ich gebe Ihnen alles das zu, mein Herr. Aber das ist das Laster derer Dichter, und nicht der Dichtkunst ihres. Ich weis, daß für einen Poeten, der dem **Nero**, **Domitian**, und andern Tirannen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, weil er keinen Gehalt von ihnen bekam, dieselben eine gute Anzahl gehabt, die ihre Tugenden her-

aus-

ausgestrichen. Ich weis, daß der Dichter **Martial**, nachdem er das Jahrhundert Domitians über alle andre erhoben, saget, man dürfe nur Geld, Sklaven, Landgüter schenken, kurz, so bezahlen, wie Mäcen und August bezahlten, so würden er und noch tausend andre so sehr und so gut loben, als immermehr Horaz und Virgil. Adsint Mecenates, non deerunt, Flacce, Marones. Ich weis, daß **Peter Corneille** seinen Weyhrauch dem **Monroron** verkauft hat, einem reichen Diebe des gemeinen Wesens, der bald hernach seines Stehlens wegen bestraft wurde. Ich weis, daß Voltaire *) einen Helden aus dem Kardinal Du Bois gemacht, und daß er so unverschämt gewesen, diesen Glüksritter zu ermahnen, fortzufahren, denen Königen Beyspiele zu geben, und Europa von dem Geräusche seiner großen Thaten erschallen zu lassen. Ich verachte auch den meisten Theil derer Poeten. Allein, in ihren Werken giebt es doch Schönheiten . . . .

Der Ritter.

Ich sage Ihnen ja nicht, daß Sie die poetischen Bücher mit denen, die wieder die Sitten seyn, in eine Classe setzen, und sie verwünschen sollen. Ich warne Sie nur, gegen die Poeten und ihre falsche Begriffe auf ihrer Hut zu seyn. Betrachten Sie diejenigen, die sich der Dichtkunst

*) In seinem Sendschreiben an diese Eminenz.

kunst weihen, und welche, so zu sagen, ihr Handwerk daraus machen, als wie Leute, die sich zur Ergötzung des gemeinen Wesens widmen. Bezahlen Sie sie, wie Sie die Komödianten bezahlen, und vermeiden Sie den ganz genauen Umgang mit ihnen. Sie rufen Ihnen zu *), daß nur sie allein die Unsterblichkeit verleihen können: glauben Sie es ihnen nicht. **Sokrates** stund die größesten Spöttereyen vom **Aristophanes** aus. **Perikles** und **Cimon** sind von den Poeten ihrer Zeit als wie die boshaftesten Menschen von der Welt geschildert worden. Die Nachwelt hat nichts destoweniger mit dem größten Lob und der stärksten Ehrfurcht ihr Andenken verewigt. **Gelon von Siracus**, von dem die Poeten nicht einst geredet, wird allezeit für einen grossen Mann gehalten werden, indeß, daß **Hiero**, ohngeachtet der prächtigen Lobsprüche **Pindars**, seine Stelle unter denen niederträchtigen und Tirannen erhält. **Der Marschall von Ancre** hat nur erst nach seinem Tode eigentlich so genannte Poeten zu Feinden bekommen. So lange sein Glük dauerte, ward Frankreich von Gedichten zu seinem Lobe gleichsam überschwemmt.

Es ist umsonst, daß es sich die Poeten für ihre Wohlthäter was kosten lassen = umsonst, daß sie große Leute verlästern, oder ein hartnäckig Stillschweigen ihrentwegen beobachten. Die Ge-

*) Horat. Epist. ad Mæcenatem.

Geschichte überzeugt sie der Schmeicheley, oder der Verläumdung, oder der Bosheit, und die Wahrheit triumphiret. Man findet in denen Poeten von **Ludwigs des vierzehnten** Regierung die prächtigsten Lobsprüche verschiedner Generale, deren Daseyn man iez gar nicht einmahl wissen würde, wenn die Geschichte nicht die Fehler angemerkt hätte, die sie begangen. In denen meisten sucht man die Nahmen **Turenne** und **Crequi** vergebens. Nichts desto weniger wird der erste ewiglich der Held der Nation, und der andre ein Kriegsmann vom ersten Range bleiben.

Verachten Sie die Lobsprüche, die man ohne Urtheilskraft verschwendet. Es ist rühmlicher seinen Nahmen in Prose neben dem Nahmen des **Turenne** zu sehen, als in einem Vers mit dem des **Vivonne** klingeln zu hören. **Cesar** erwürgte zwey Millionen Menschen: er beraubte, plünderte und zerstöhrte zwey tausend Städte: er brachte eine unzählige Menge freye Leute in die Sclaverey, und dis alles, blos um seinen besondern Ehrgeiz zu befriedigen: wird nun ein Held nicht von dem Dichter heruntergesezt, der ihn mit diesem ungerechten Römer vergleichet? Wird der Ruhm eines Königes nicht durch denjenigen verdunkelt, der ihm die Ehre anthut, zwischen ihm und Alexandern eine Aehnlichkeit zu finden, den er etliche Seiten weiter hin, von der Wahrheit gezwungen, zum Tollhause verdammet?

So

So ist die Beurtheilungskraft derer Dichter bey ihrem Loben beschaffen. Sie mögen Ihnen die Zeit vertreiben, und Sie ergötzen, wenn sie die Gabe dazu haben: nur lassen Sie sich von ihnen nichts weis machen.

Die Erlernung derer **Sprachen** schränken Sie auf das Teutsche *), Englische, und Italiänische ein. Mit dem Französischen und dem Latein, womit Sie dieselben verbinden müssen, werden Sie in keinem Europäischen Lande ein Fremdling seyn. Ihre Reisen werden Ihnen den guten Accent und die gute Aussprache verschaffen, und wenn Sie wieder heimgekommen, dürfen sie nichts weiter thun, als das, was Sie schon von diesen Sprachen wissen, ein wenig bearbeiten, und Sie werden finden, daß Sie wieder neuen Fortgang darinn haben.

Vor allen Dingen aber mein lieber Graf, erinnern Sie sich bey Ihrem Studieren des von uns angenommenen Grundsatzes: **Nicht zu viel und nicht zu wenig.** Die zu tief durchforschte Historie bietet nichts dar, als spizfündige und nichts bedeutende Untersuchungen, Jahr und Tage - Zahlen und Nahmen. Die übertriebene, oder gezwungene Beredsamkeit ist eine lächerliche Pedanterey, welche den, der sie an sich hat, allen Leuten überlästig macht.

*) Der Verfasser schreibt für einen Franzosen. Wir wolien also hier das Französische an die Stelle des Teutschen oder doch gleich dahinter setzen.

Die Künste theilet man in zwey Klassen, die freyen, und die mechanischen Künste. Diese sind die nüzlichsten, und die am wenigsten geschäzt werden: jene die angenehmsten, und die am wenigsten angebauet werden. Von beyden mus Ihnen keine unbekannt bleiben, die sich auf die Kriegskunst beziehet. Dergleichen ist die Architektur. Dergleichen sind die Güß- und Zimmerkunst, sowol zu Wasser, als zu Lande, wovon Sie aufs wenigste eine genaue Theorie haben müssen. Ihre Vernachläßigung ist um so vielweniger zu entschuldigen, da sie sich mit sehr geringen Kosten erlangen läßt.

Die andern Künste betreffend, wird es Ihnen genug seyn, sie zu lieben und durch Belohnungen, die Sie zu rechter Zeit denen Künstlern ertheilen, aufzumuntern. Der Geschmak wird nicht erlangt, weil der Zwek derer Künste die Nachahmung der Natur ist. Allein, er wird vervollkommnet, und der Anblik schöner Werke thut diese Würkung. Uiberlassen Sie es andern, sich ihn durch die Ausübung zu bilden. Es ist sehr selten, daß solche vornehme Künstler dem Staat andre Sachen verschaffen, als ein Mensch, dessen gleichen es Millionen giebt, und ich weis nicht, ob nicht die ganze Welt so, wie ich, befunden habe, daß alle diese große Nahmen von Verehrern der Künste, die Voltaire nach der Schnure hernennt, außer ihrem Plaze stehen.

Der Graf.

Es ist wahr, daß man so denkt, wenn man **Neron** auf dem Verzeichnüs der Thonkünstler, **Alphonsen von Castilien** auf dem derer Sternkundigen, **Renaten von Anjou** auf dem derer Mahler, **Heinrichen den achten von Engelland** auf dem derer Gottesgelehrten, und **Jakoben den ersten**, auf demselben Thron, unter denen Sprachkundigen und Schulfüchsen antrift. Selbst die Dichter heissen es dem **Kardinal von Richelieu** nicht gut, daß er den Titul eines Mitbruders mit dem eines Beschützers verbinden wollen.

Der Ritter.

Ihr Gedächtnüs ist bewundernswürdig, mein wehrter Graf. Geben Sie fleißig acht, daß es Ihnen zu Bildung Ihrer Urtheilskraft dienen möge. Hier sehen Sie, daß es Ihnen schon den Beweis der Güte meiner Meinung an die Hand gegeben. Geben Sie diesem Beweis nach, und richten sie nach dem, was Sie eben gehört haben, Ihre Liebe und Ihren Geschmak für die Wissenschaften und Künste ein. **Der große Conde** hat die Künste und Wissenschaften wehrt gehalten: er hat die Gelehrten und Künstler beschüzt, und er hat es auf eine Art gethan, die seiner würdig war. Die Künste machten seine Belustigung, aber nicht seine Beschäftigung aus: er machte seine Freygebigkeit, aber nicht seine Geschiklichkeit an ihnen berühmt. Kurz, er be-

gnügte sich, das Schöne zu kennen, ihm Beyfall zu geben, und es zu belohnen. **Corneille, Racine, Moliere, Lulli, Girardon, le Brun, Mansard, Balin**, u. a. m. fanden einen Liebhaber, aber keinen Nebenbuhler an ihm.

Die Uibungen des Leibes sind bey Ihrem Gewerbe nicht weniger beträchtlich, als die des Geistes. Da sie dem Studieren keinen Eintrag thun, so mus man sie mit demselben zugleich treiben. Es sind Belustigungen: denn der gröβte Theil davon macht einen Theil derer gewöhnlichen Ergözlichkeiten aus. Zu der Zeit da die Stärke des Leibes die Seele derer kriegerischen Eigenschaften war, waren die Uibungen zahlreich. Jetzund, da man, um den stärksten Kriegsmann auβer Stand zu fechten zu setzen, keine andern Streiche nöthig hat, als die, welche einen Trosjungen zu Boden stürzen, so giebt es keine gewaltsame Uibungen mehr. Dem Reiten mus man unter denen, die uns noch übrig sind, die Oberstelle geben. Sie begreiffen wohl seine Nothwendigkeit und Vortheile. Wer ein Pferd nicht zu regieren weis, wagt sein Leben, so oft er es besteiget. Uibrigens beraubt er sich der Geschwindigkeit und Würksamkeit, die man von einem Officier fordert, und ist beständig denen Spöttereyen des geringsten Soldaten ausgeseze, dem seine gezwungne Figur und schlechter Anstand in die Augen fält. Das Vergnügen, was diese Uibung verschaft, solte Ihnen schon allein

Ge-

Geschmak daran beybringen. Ich finde es so nüzlich und so ergözlich, daß ich noch bey meinen Jahren gern mit denen Akademisten des la Gveriniere *) figurire.

Die andern nüzlichen Uibungen schränken sich auf die mit dem **Feuergewehr**, und die, welche zu den **Fechtkünsten** gehören, ein, dergleichen sind, mit dem Degen, dem Säbel, dem Dusäken, dem Streitkolben und dem Dolche. Diese leztern ermüden sehr, und haben keine gegenwärtige Annehmlichkeit, welche für die Mühe damit schadlos hielte, wenn es nicht das Bild des Streites ist, was sie uns vorstellen. Allein, die Nacheiferung, und der Begrif des Vortheils, den man sich verschaft, um Frechheit und Beschimpfung zurük zu treiben, sind für einen Mann der Herz hat, hinlängliche Sporen dazu. Das Feuergewehr betreffend, so sind Sie schon ein Meister darinn.

Das **Tanzen** ist noch eine nüzliche, ja sogar nothwendige Uibung. Aber man mus es sehr fürsichtig angreiffen. Wenn Sie es vernachläßigen, so werden Sie in den Gesellschaften durch die ungesezte Stellung, womit Sie sich da sehen lassen, lächerlich, und sind mit der Verlegenheit, welche Sie beständig beybehalten, denen Leuten

*) Stallmeister auf der Reitschule in den Thuillerien der durch sein fürtreflich Buch, und noch mehr durch die guten Reiter, die er gezogen, bekannt ist.

zur Last. Machen Sie sich zu geschikt darinn, so setzen Sie sich herunter, und in den Rang derer Theatertänzer. Das Tanzen macht den Leib gelenke und giebt ihm Anmuth: Würkungen, welche Sie reizen müssen, nicht unwissend darinn zu seyn. Die großen Eigenschaften des Herzens und des Verstandes können nicht von allen Leuten erkannt werden. Der größte Theil schäzt und bewundert einen großen Mann nur nach den Erzählungen, die sie von seinen Handlungen haben machen hören. Wenn nun sein äußerlich Ansehen einnimmt, und das Innere verkündigt — wenn er mit der natürlichen Anmuth noch die gekünstelte verknüpfet, so darf er sich nur zeigen, um seinem guten Gerüchte das Siegel der Wahrheit aufzudrücken.

Der Graf.

Man sagt von einem teutschen Grafen, der auf einem Bal bey Hofe sehr schlecht tanzte, daß ein Edelmann, sein guter Freund, das spöttische Gelächter stillen wollen, was sein übler Anstand verursachte, und denen Lachern ins Ohr gesagt: Ach, meine Herren! Sie solten den Herr Graf nur an der Spitze seines Regiments sehn! es ist kein Officier in der Welt, der ihm da gleich käme. Ich glaube es, antwortete einer von den Spöttern; aber Sie solten ihn warnen, sich auch nur blos an an der Spitze seines Regimentes zu zeigen.

Der Ritter.

Ihre kleine Erzählung endigt gehörigermaßen unsre Unterredung. Diejenige, welche ich Ihnen auf den Fus derer vorigen machen könnte, würde vielleicht langweiliger als das Gespräch selbst seyn, und überdies weis ich nicht recht, wo ich zwey Leute finden soll, wovon der eine entweder die Uibungen des Leibes durchaus vernachläßigt, oder die des Geistes übertrieben. Erlassen Sie mir es also für heute, mein Vetter. Morgen will ich suchen, diese Untreu gegen unsern Vergleich wieder einzubringen.

Die andre Woche.

Das siebende Gespräch.

Von dem Eintritt in die Welt und der Liebe.

Der Ritter.

Bisher, mein lieber Graf, haben wir **den Held in der Lehre** gesehen, der, gleich einem Menschen, der auf eine weite Reise denkt, seinen Vorrath anschaft. Nun ist es Zeit, daß wir ihn in seinem Lauf sehen. Auf der Hut wieder das falsche Heldenthum und den verführerischen Schimmer des Ruhmes derer-jenigen, welche die Schmeicheley vergöttert hat = ein billiger Schätzer derer Tugenden und Laster = Besieger seiner Leidenschaften und derer Vorurtheile = mit nüzlichen und angenehmen Kenntnüssen versehen = kurz, so, wie ich gesucht, ihn Ihnen fürzustellen, ist er noch nichts, als ein porcelainern Gefäs, außer der Forme, welches den bloßen Brand hat. Es hat noch nichts, als eine bestimmte Gestalt, und die gehörige Zubereitung, schön zu werden. Es mus noch den

Schim-

Schimmer des Vernis, und den Schmuk der Mahlerey erhalten, und von einer geschikten Hand in ein günstiges Licht gestellt werden, wo seine Schönheiten seinen Untersuchern in die Augen fallen.

Die ersten Schritte, wehrter Graf, entscheiden fast immer. Ein Wanderer, der den ersten Tag nachläßig gegangen, wird selten die folgende Tage mehr Munterkeit bezeigen. Ein geschikter Stallmeister, der ein Pferd das erstemal, als er es geritten, stät und hartmäulig gefunden, glaubet dem Roßtäuscher nicht viel, wenn er es ihm das andre Jahr wiederbringt, und versichert, daß es keine Fehler an sich habe. Es ist also von der äußersten Beträchtlichkeit, die ersten Schritte, welche Sie in der Welt thun werden, so abzupassen, daß sie Anlaß zu günstigen Muthmaßungen auf die Zukunft geben.

Ein Cavallier mus mit sechzehn Jahren nur noch einen Freund an seinem Hofmeister haben. Er hat die Zeit erreicht, da er allein denken, und sich ohne Hülfe ausdrücken mus. Er ist es, welcher zeigen mus, daß das eingezogne Leben, was er führen müssen, ihn zu dem, in welches er tritt, nur noch geschikter gemacht habe. Es ist nicht Gebrauch, daß man ihn aus der Schule zur Armee gehen läßt. Man wil ihn vorher an denen Höfen sehn lassen, ihm die Schaubühne zeigen, worauf er spielen soll, und ihn zu den Arbeiten, die er wird auszustehen haben, durch den Anblik

derer Ergözlichkeiten anfeuern, welche zu ihrer Unterbrechung oder Vergeltung dienen.

Den Krieg führet man nur, um den Frieden zu erhalten. Daher ist es augenscheinlich, daß die Zeit des Friedens immer die längste ist. Selbst von denen Jahren, die zum Kriege bestimmt seyn, wird die Hälfte abgekürzt: der Winter ist für den Kriegsmann allzeit eine todte Jahrszeit. Wenn er also nur bey der Armee in einigem Ansehen steht, so bringt er drey viertheil seines Lebens in der Dunkelheit zu. Von dem Hofe erhält erst ein Edelmann die Mittel, ein **Held** zu werden. Die kriegerischen Tugenden sind bey Hof nicht gänge, weil sie da nicht an ihrem Orte seyn würden. Es ist daher eine wesentliche Sache für jeden, der bey Hofe wil gepriesen werden, sich die Tugenden und Eigenschaften zu erwerben, die der Hof zuläßt. Der Kriegsmann sey im Felde fürchterlich: aber bey Hofe **liebenswürdig.** Und er wird liebenswürdig seyn, wenn er mit einer edeln Denkungsart viel Ungezwungenheit und Redlichkeit in seiner Art zu handeln verbindet = wenn er weis, sich mit einem sanften Karakter = mit einem verbindlichen Geiste und einem gefälligen Gemüthe in andrer Geschmak zu richten = nach andrer Meinung zu denken, und sich zu den Schwachheiten eines jeden herabzulassen. Das Mittel, von andern geliebt zu werden ist, daß man scheine, sie zu lieben, und man ist weit entfernt, sie dessen zu überreden, wenn man hartnäckig

näckig dabey bleibt, noch andre Dinge, als das Laster, an ihnen zu tadeln.

Der Graf.

O wie geschwind möchte ich mich nicht in mein Kabinet begeben, um diese fürtreflichen Unterweisungen gleich zu Papier zu bringen! Ich versichere Sie, wehrtester Onkel, daß ich von ihrer Wahrheit gerührt bin, wie von einem Lichtstrahl in der finsterſten Nacht. Allein, wieviel Aufmerksamkeit gehört nicht dazu, diese Gefälligkeit in gemessenen Schranken zu halten, damit man diese kluge Verstellung nicht in Betrug ausarten lasse? Sie haben mir, mein Herr, ein weites Feld zu Betrachtungen gegeben, Seyn Sie so gütig fortzufahren: ich will meine Aufmerksamkeit verdoppeln.

Der Ritter.

Zuförderst, mein Vetter, seyn Sie niemahls ein Sonderling in Verwerfung oder Verachtung desjenigen, was man **die Mode** nennt. Sie würden machen, daß man Sie wenigstens für einen Misantropen ansehen würde, und man würde Sie hassen. Wenn es jemahls Mode gewesen ist, daß die Kriegsleute beständig mit ihren Waffen bedekt gewesen, so würde man denjenigen der Weichlichkeit beschuldigt haben, der sie in Friedenszeiten aus der Ursach nicht tragen wollen, weil sie da nur eine unnütze Bürde wären, und denjenigen hätte man wieder für filzig gehalten, der sie ohne einigen gebräuchlichen

Schmuk getragen. Jezt, da die Mode denen, die dem Kriegshandwerk folgen, befiehlt, außer dem Lager gepuzt zu gehen, so unterscheidet man sich nicht zu seinem Vortheil, wenn man es vernachläßiget, da man den Puz nicht beschuldigen kann, daß er den Leib verzärtele, weil er ihm gar keine würkliche Bequemlichkeit verschaft. Wenn uns die Gaben der Natur, die Schönheit des Leibes betreffend, reichlich zugetheilt worden, so haben wir die Pflicht auf uns, sie zu erhalten, und sie an den Tag zu legen, so wohl, um ihrer Freygebigkeit Ehre zu machen, als auch, um uns nicht derer Vortheile zu berauben, die wir daraus ziehen können. Gebrauchen Sie sich daher, mein lieber Graf, ohne sich ein Gewissen darüber zu machen, alles dessen, was fähig ist, die Annehmlichkeiten Ihrer Gestalt zu erhöhen, oder in ihr Licht zu setzen. Nur vermeiden Sie sorgfältig den Zwang darinn, welches noch dazu den Verlust der Zeit nach sich ziehet.

Der Graf.

Ich glaube, mein Herr, daß nichts einen Kriegsmann lächerlicher und verächtlicher mache, als dieser Zwang, der ihn in das Hasenhaftige verfallen läßt. Er scheint es selbsten anzukündigen, daß sein Verdienst von dem Nachttisch komme, und er verbietet so zu sagen selbst, ein anderes an ihm zu suchen.

Der Ritter.

Alle sanfte Tugenden erlangt und vervolkommnet man bey dem schönen Geschlechte, welchem sie alle zugetheilt seyn. Halten Sie, mein Vetter, den Umgang des Frauenzimmers wehrt, und suchen sie ihn mit Begierde. Er ist es, der Ihnen diese natürliche und anmuthige Höflichkeit geben wird, woher das umgängliche Wesen entspringt, ohne welches ein Mensch von Stande ein unerträglicher Bauerklotz ist. Noch ein andrer eben so starker Bewegungsgrund soll Ihr Augenmerk auf die Damen richten. Bey Hofe erhält man den Vorzug über seines gleichen, wenn man sich das Wohlwollen dererjenigen, die einiges Ansehen daselbst haben, erwirbt, und die Damen haben dessen viel. Es giebt keinen wohlgesitteten Staat, in welchem ihr Einflus auf die Austheilung derer Aemter und Würden nicht sehr gros wäre. Geben Sie denen kein Gehör, die auf dieses Privilegium losziehen, und dieses Vorzugsrecht einen Misbrauch schelten, welches unzählige Jahrhunderte dem schönen Geschlechte bekräftigt haben. Es thut mir Leid, daß ich Ihnen den Herrscher nicht nennen kann, der es zuerst denen Damen erlaubte, Kandidaten vorzuschlagen, und der Achtung für ihre Empfehlung hatte. Ich würde gar nicht anstehen, bey seiner Regierung das Ende der eisernen Zeit anzumerken, und Ihnen diesen Fürsten als einen zärtlichen Vater seines Volkes anzuführen.

Das

Das Frauenzimmer liebt an den Mannsleuten die männlichen und hellglänzenden Tugenden, und besizt selbst die friedsamen Tugenden. Wer es also soweit bringt, daß er seine Hochachtung gewinnt, und ihm gefält, der hat gewis die ersten, und vereinigt mit ihnen noch etliche von den andern. Sehen Sie, warum ein erleuchteter Fürst und vernünftiger Staatsbedienter, wenn sie unter zwey Subjekte von gleicher Fähigkeit getheilt seyn, allemahl für den den Ausschlag geben werden, der den Beyfall der Damen hat. Ist es ein Kriegsmann, so wird seine Tapferkeit nicht das Mitleiden und die Menschlichkeit ausschlüssen: ist es eine Magistratsperson, so wird er mehr für die Güte, als die strenge Gerechtigkeit seyn: ist es ein Cameralist, so wird er in der Auflage derer Gefälle weniger strenge, in ihrer Einnahme mehr zu behandeln, und in ihrer Anwendung weniger jüdisch seyn. Mit denen andern Gewerben ist es eben so. Suchen Sie, mein lieber Graf, die gute Gunst des Frauenzimmers, wenn Sie sich in der Welt zeigen werden. Hohlen Sie sich bey ihm diese Sanftmuth, diese Gefälligkeit, diese grosmüthige Güte, ohne welche der größte Feldherr blos ein wilder und barbarischer Mensch ist. Nehmen Sie bey ihm den ersten Unterricht in dem genauen Gehorsam, zu welchem Ihr Stand Sie anstrenget. Lernen Sie auf eine angenehme Weise die große Kunst, denen Umständen nachzugeben, und sich selbsten

zu entsagen, um sich in die Zeit zu schicken, indem Sie sich von seinem unschuldigen Eigensinn und kleinen wunderlichen Kopfe lenken lassen.

Der Graf.

Sie überreden mich zwar, mein Herr, von der Nüzlichkeit des Umgangs mit dem Frauenzimmer. Allein, die dringende Art, welche Sie mir empfehlen, womit ich ihn suchen soll, hat vieles im Wege stehen. Es ist sehr schwehr, schöne Personen beständig zu sehen, die Augen bey allen ihren Reizungen zu öfnen, und doch gleichgültig zu bleiben. Ich las vergangnen Tag in einem Buche, daß Bewunderung und Ehrfurcht, Hochachtung und Freundschaft eines nach dem andern sich eines jungen Herzens bemächtigten, und daß aus dieser Sammlung von Regungen sich die Liebe bilde.

Der Ritter.

Mein Vetter, mein Vetter! Sie haben dieses anderwärts, als in den Büchern studiert. Aber ich wil ihre kleinen Geschäfte nicht durchforschen. Sagen Sie mir, was hat denn die Liebe sogar Abschröckendes für Sie?

Der Graf.

Sind denn die Irrthümer, in welche sie verschiedne große Leute gezogen hat, nicht hinlänglich genug, mein Herr, mir einen nachtheiligen Begrif von ihr zu machen?

Der Ritter.

Und das ist es alles, was Sie dawider eingenommen hat? Es mag seyn! Ich wil Ihnen diese Aufgabe beantworten. Die Liebe wehrter Graf, mus man in den Rang derer fürtreflichsten Sachen seßen, die aber Ausschweifung und Misbrauch verabscheuungswürdig machen. Was würden Sie von Ihrem Doktor sagen, wenn er Ihnen eine beständige Diät vorschriebe, weil er ein paar Leute an der Unverdaulichkeit sterben sehen? Wie würden Sie es aufnehmen, wenn Ihnen Ihr Hofmeister verböte, Wein zu trinken, weil er einst einen betrunkenen Menschen gesehn Ausschweifungen begehn? Die Sündenfälle **Salomons**, und **Simsons**, welche uns die Prediger anführen, kamen nicht von der Liebe her. Der allerweiseste König war blos ein Lüderlicher, und der Feind derer Philister war niemals ein Liebhaber. Den Begierden des erstern waren kaum tausend Weibsbilder genug. Der andre war nur viehischer Weise von den Reizungen seiner **Delila** eingenommen: er versäumte, sich ihres Herzens zu versichern, und gieng blos auf ihre Person.

Die **Liebe** ist ein sicherer Wegweiser zum **Heldenthum**, und die Erfahrung aller Zeiten hat zu erkennen gegen, daß diejenigen, deren Herzen gegen die Liebe unempfindlich seyn, nicht sehr von der Tugend können gerührt werden. Warum ist **Marius** ein Barbare, indeß daß **Cesar**, den ein gleicher Ehrgeiz verschlingt, seine

Güte

Güte zu **Rom** anbetenswürdig macht, und die **Römer** alles Uibel, was er ihnen zugefügt, fast ganz vergessen läßt? **Livia** benimmt **Augusten** seinen grausamen und blutdürstigen Karakter. Woher kommt der Unterschied zwischen **Muhämmed dem andern**, und **Sülejman dem andern** = zwischen **Ludwig dem eilften**, und **Heinrich dem vierdten**? **Germanikus** würde vielleicht ohne **Agrippinen** nichts weiter, als ein großer Kriegsmann gewesen seyn. **Titus**, der Abscheu derer **Römer** während seines Konsulats, ward nachher der Liebhaber der **Berenice**, und wurde das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes. Unser König **Karl der siebende** war seinen Muth der schönen **Agnes** schuldig. Ohne diese schöne Person würde **Frankreich** andern Herren gehorsam seyn.

Der Graf.

Also mein Herr, haben alle Helden geliebet, und weit entfernt, daß es ein Tribut gewesen wäre, den sie der menschlichen Schwachheit abgetragen hätten, so war es vielmehr, nach Ihrer Meinung, eine glükliche Folge derer Neigungen, die sie zum Heldenthum hatten. Ich gestehe Ihnen, daß ich die Liebe noch nie aus diesem Gesichtspunkt betrachtet habe. Ich war blos so weit gekommen, mich zu überzeugen, daß die Uneinpfindlichkeit Dummheit vorausseżt, und der Beweis, der meine Uiberzeugung gewürket, ist eine kleine Erzählung, die ich in **dem Tür-**

tischen Rundschafter gelesen habe. Hier ist sie!

Ein dummer Bauer lies seinen Esel auf einer Wiese auf dessen Treu und Glauben weyden gehen: ein Vorbeygehender befand ihn für eine gute Beute, und führte ihn hinweg. Der Bauer kam des Abends seinen Grauschimmel zu suchen. Aber er mochte sich die Augen noch so sehr reiben, er sahe ihn doch nicht. Seine Zuflucht war zu **Meister Micheln**, dem Dorfküster. **Michel** empfahl dem Gevatter die Geduld, und versprach ihm, den Esel Sonntags nach der Messe und Vesper auszurufen. Allein, niemand gab die geringste Anzeige von dem Grauschimmel, ob er gleich demjenigen, der ihn würde wiederfinden helfen, ein Schwein zur Vergeltung versprach. **Michel** hatte sich bey seiner Ehre verpflichtet, **Martinen** einen Esel wieder zu schaffen: er wolte sich also auf eine artige Weise davon los machen. Er that noch eine lezte Ermahnung, worinn er sich besann, zu sagen, wenn jemand noch niemahls geliebt hätte, so solte er nur herzutreten, und ebensals ein Schwein bekommen. Den Augenblik drängte sich ein schäbichter Kerl durch das Volk, seine Mütze in die Höh haltend, und da er bey den Ausrufer kam, verlangte er das Schwein mit hoher Betheuerung, daß er noch niemahls geliebt hätte.

„Hier, Gevatter! sagte **Michel** zu **Martinen**, indem er ihm diesen Dudentopf zuführte.

„Ich

„Ich hatte euch vrrsprochen, euch euren Esel wie„der finden zu helfen. Weil aber die, welche „ihn entwendet, hartnäckig dabey bleiben, ihn „nicht wieder zugeben, so nehmt indessen hier ei„nen andern, den ich euch zustelle: mir aber „gebt das Schwein.„

Der Ritter.

Die Erzählung ist gut und wohl angebracht. Man soll daraus den Schlus ziehen, daß die Liebe nicht zu fliehen sey, weil ihre Miskenntnüs von so schlimmer Anzeige ist. Allein, man mus die Liebe wohl von dem unterscheiden, was blos ein thierischer Antrieb, oder eine grobe Lüderlichkeit ist. Caligula war von Cesonien, Nero von Poppeen, und Peter der Grausame von Marien von Padilla eingenommen, und gleichwohl waren sie Ungeheure. Es war nicht Liebe, was ihnen diese schönen Personen einflösten. Insgemein bezeichnet ein schönes Gesichte eine schöne Seele. Es steht nicht zu vermuthen, daß die Natur sich an der Rinde erschöpft, und das Herz verabsäumt haben werde. Gleichwol ist ein schönes Gesicht bisweilen ein schöner Betrüger. Daher kommt es, daß diejenigen, welche sich von seinen Reizungen fangen lassen, ohne in das Innere durchzudringen, nur schlimmer durch die Verblendung werden, worein sie eine unordentliche Leidenschaft stürzet, welche blos den Körper zum Gegenstande hat. Die Liebe gründet sich auf das Gemüthe und den Ka-

rakter, und da es nicht möglich ist, daß eine andre Sache, als die Tugend, daran gefallen könne, so kann die Würkung der Liebe, welche die Verwandlung des Liebhabers in den geliebten Gegenstand ist, für denjenigen, der auf das Heldenthum abzwekt, nicht anders als glüklich seyn.

Ein Frauenzimmer, welches grausam, geizig u. s. w. wäre, ist eine Erscheinung, die desto mehr Abscheu erregt, je seltener sie ist. Die gewöhnlichen Neigungen derer Schönen sind Ehre und Zärtlichkeit. Gegen diejenigen, mein Vetter, welche nur eine dieser Neigungen haben, müssen Sie gleichgültig bleiben. Da sie kein Gegengewichte in ihrem Herzen hat, so wird sie bald zur Leidenschaft werden, und die Liebe einer solchen Gebieterinn wird ganz gewis ungerecht oder niederträchtig seyn. Herkules hört zu den Füssen der zärtlichen Omphale auf, ein Held zu seyn, und Tarqvin wird ein Barbar, der ehrsüchtigen Tullia zu gefallen. Das Beyspiel des Liebhabers der Kleopatra sagt Ihnen, daß Sie diejenigen fliehen und verabscheuen sollen, welche die Ehrsucht sowohl als die Wollust tiranisieret.

Allein der Schönheit ergeben Sie Ihr Herz, an der Sie erkennen, daß sie für das Vergnügen und die wahre Ehre fühlbar ist. Die Empfindungen, die sie Ihnen einflössen wird, werden nicht von der Zeit abhängen. Sie werden Sie beständig ein wahres Vergnügen schmecken lassen,

und

und Ihnen helfen, Ihren Zwek zu erreichen. Wenn Sie der Liebhaber einer so vollkommenen Gebieterinn sind, so werden Sie auch bald ein Held seyn. Da sie Ihnen keine Nebenbuhler geben wird, als solche, die auch auf dem Wege zum Heldenthume seyn, so werden Sie sich keinen von ihr vorziehen sehen, wenn Sie ihnen allen darauf zuvorkommen. Eine Schönheit, deren Herz so zärtlich als edel ist, findet keinen Liebhaber, der ihrer würdig sey, als denjenigen, der alle andern übertrift. Sie wil, daß man ihre Wahl beneide und ihr Beyfall gebe = daß die allgemeine Hochachtung das Geschenk, was sie mit ihrem Herzen gemacht, rechtfertige, und das einzige Mittel, ihr zu gefallen, ist die Wissenschaft, der ganzen Welt zu gefallen.

Die Geschichte von **Mahmud** und **Idris** wird Ihnen zeigen, wie stark der angehende Held mit einer solchen Hülfe in seinem Laufe fortschreitet. Hören Sie sie mit Aufmerksamkeit an, mein lieber Graf: und wenn Sie die Schwachheiten des jungen Persers beseufzen, so wünschen Sie ihm Glük, daß er sich eine Gebieterinn zu wählen gewußt, die ihm half, sich wieder davon aufzurichten.

Mahmud und Idris,
eine persische geheime Geschichte.

Es ist keine seltene Sache, Glük und Natur einander entgegengesezt zu sehen. Man fin-

det oft in dem niedrigsten Stande Seelen, welche den erhabensten verdienen, und Personen in der Armuth, welche den größten Reichthümern würden Ehre gemacht haben. Weit entfernt, daß die Tugend dem Adel und Vermögen beschieden wäre, so hält man es vielmehr für so schwehr, sie damit zu verbinden, daß man diejenigen für doppelt tugendhaft hält, welche sie zu vereinigen wissen.

Zur Zeit der Regierung des großen **Abas** in **Persien** befand sich unter denen Tänzerinnen des Palastes die junge **Idris**, welche der Aufseher über die Schauspiele auf das Gerüchte von ihren Reizungen von **Kasbin** nach **Ispahan** berufen hatte. Als die Tochter einer Tänzerinn hatte sie dem Gewerbe ihrer Mutter gefolget. Allein, sie bewies durch einen ehrlichen Unterschied von ihren Gesellinnen, es sey keine Lebensart so schlüpfrig, daß man nicht die Tugend darinnen ausüben könnte.

Kaum hatte sich **Idris** auf dem Schauplaz der Hauptstadt gezeiget, so drängten sich die Herren vom Hofe um sie her, und bestrebten sich, ihr durch die Mittel zu gefallen, welche ihnen bey andern ihres gleichen angeschlagen. Der eine erschöpfte sich in Lobsprüchen über ihren Wuchs und Tragung: der andre lobte die Fassung ihres Gesichtes, die Schönheit und Regelmäßigkeit seiner Züge. Jener wolte die Lobsprüche behaupten, die er ihrer Stimme gab, wiederhohlte ihr daher

ein

eine Arie, welche sie gesungen, und wolte verzweifeln, daß er die Anmuth nicht erwischen konnte, womit sie die Worte zu beseelen wußte. Dieser rühmte die Richtig- und Flüchtigkeit ihres Tanzes, und machte ihr einige Schritte vor, die er behalten hatte, indem er sie von ihr gesehen. Ein Stuzer vom ersten Range erzählte ihr alle das gute Glük, was er nun verachtete, seit dem er sie erblikt. Ein junger Imam, dessen Geburth ihn zum Mullah bestimmte, kramte die Annehmlichkeiten seiner Gestalt und seines Anzuges stillschweigend aus. Ein alter Finanzbedienter lies einen Diamant von dem schönsten Wasser daher schimmern, und rechnete den Leihkauf über das Schifsholz zusammen, den er sonst gewohnt war, seiner Gebieterinn zu überlassen. Ein Kronbedienter machte eine prächtige Beschreibung der reichen Geschenke, womit er für die Freundschaft der kleinen **Zaki** erkenntlich gewesen. Kurz, jeder sezte seine Stärke und Geschiklichkeit in Bewegung, um seinen Nebenbuhlern vorgezogen zu werden.

Allein **Idris** lies sich nicht durch dergleichen Lokspeisen fangen. Im Palast, in den Zusammenkünften, auf denen Spatzierplätzen, und allenthalben redete man von der neuen Tänzerinn. Alle Leute lobten ihre Schönheit, Verstand und Annehmlichkeiten, und alle Leute stimmten noch darinn mit einander überein, daß sie viel Tugend an ihr bemerkten; eine Sache, die noch niemals

einer ihres gleichen begegnet war. Blos der Tugend vom ersten Range kommt es zu, jungen Hofleuten Ehrfurcht und Bewunderung einzuflössen. **Mahmud** faßte eine hohe Meinung von der Tugend der **Idris**, aus der ungewöhnlichen Würkung, welche sie herfürbrachte.

Mahmud war unter den jungen Herren am Hofe dasjenige, was **Idris** unter denen Tänzerinnen blieb, unzugänglich für die Fehler derer seines gleichen, und für die Laster seines Standes. So bald er nur in die große Welt gekommen, hatte er das Lächerliche in der lärmenden Gedankenlosigkeit empfunden, zu welcher sich die meisten jungen Leute seiner Gattung zwangen, und da er ein glüklich Vorurtheil wider das unthätige Leben hatte, womit er sie sich beschäftigen sahe, hatte er vermieden, ebenfals darein zu verfallen, doch ohne, daß er sie zu verdammen schien. Indeß daß der Nachttisch, die Tafel, die Besuche, die Schlafzimmer und das Spiel sich in ihre Tage theilten, so brachte er den Morgen in seinem Cabinet, mitten unter seinen Büchern, oder mit einigen Personen zu, deren Umgang ihn noch besser als das Lesen unterrichten konnte. Nach Tische gieng er bey denen Handwerkern des Palastes herum, und besprach sich da mit denen geschiktesten Meistern in allen Künsten, indem er ihrer Arbeit zusahe, und mit der äußersten Aufmerksamkeit ihr Verfahren beobachtete. Des Abends begab er sich nach dem Schauplaz, und genos das Ver-

gnü-

gnügen desselben mit derjenigen Mäßigung, welche allezeit den Geschmak und die Unterscheidungskraft begleitet. Hernach gieng er auf eine derer schimmerndsten Assembleen in Ispahan, so wohl um den Schein eines Sonderlings zu vermeiden, der ihn würde verhaßt gemacht haben, als auch sich je mehr und mehr zu der gefälligen und feinen Aufführung zu gewöhnen, welche die Seele davon ausmachte. **Mahmud** übertraf durch seinen Verstand und den Gebrauch, den er davon machte, diejenigen, welche ihm die Geburth gleich machte, und er unterschied sich durch sein gutes Ansehn so wohl als seine natürlichen und erworbenen Annehmlichkeiten sehr vortheilhaft von ihnen. **Idris** sahe diesen liebenswürdigen Perser nicht ohne Bewegung. Gleich anfangs sonderte sie ihn von dem Hauffen dererjenigen ab, die ihr beschwerlich fielen, und indem sie sich ihn mit Gefälligkeit als von ihren Fehlern befreyt abschilderte, so wünschte sie innerlich, daß die Schönheit, womit man ihr schmeichelte, Eindruk auf ihn machen möchte. Ihren Wünschen war man schon zuvor gekommen. **Mahmud** verzog nicht, ihr zu erkennen zu geben, daß er sie auf das lebhafteste und feurigste von der Welt liebe. Die Antwort, die sie ihm auf seine Erklärung gab, ist so sonderbar, daß sie völlig erzählt zu werden verdient.

„Ohne Zweifel nennen Sie dasjenige Liebe, sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln zu ihm,

„was eine blosse Würkung Ihres Geschmaks „für das Neue ist. Ich wil es jez nicht unter„suchen, gnädiger Herr; Sie sind es, der mei„nen Ausspruch bestimmen mus. Mit einer „Ungezwungenheit, die mir Schaden in Ihrem „Gemüthe thun wird, wenn Sie nicht so beschaf„fen seyn, wie ich glaube, gestehe ich Ihnen, daß „es mich vergnügt, Ihnen gefallen zu haben. „Wofern ich aber jemahls Anlas bekomme, den „Begrif zu ändern, den ich mir von Ihnen ge„macht, so hoffen Sie nicht, daß ich meiner „Neigung das geringste erlauben werde. Ih„nen wil ich es keinesweges übel nehmen, Ihr „Herz einer tugendhaftern Person, als ich bin, „zu schenken: Sie aber müssen sich auch nicht be„klagen, wenn ich das meinige jergend Jemand „zuwende, an dem ich erkennen würde, daß er „Sie an Tugend überträfe.„

Mahmud, von Bewunderung und Freude erfüllt, beeiferte sich, so zu werden, daß **Idris** verbunden würde, ihm beständig zu bleiben. Er legte sich mit erneuerter Hitze auf die seinem Stande nöthigen Kenntnüsse. Er forschte mit der größten Bemühung nach dem Verdienst und der Tugend im Mangel und Unglük. Seine Menschlichkeit, Grosmuth, Fähigkeit und Bescheidenheit wurden eins wie das andre berühmt. **Idris** vergalt ihm dasjenige reichlich, was er es sich kosten lies, ihr zu gefallen. Lobsprüche, auf die Wahrheit gegründet, und mit denen An-

nehm-

nehmlichkeiten, die ihnen ein schöner Mund geben kann, gewürzt, überschwemmten das Herz des zärtlichen **Mahmuds** mit Zufriedenheit. Er las in den Augen seiner schönen Gebieterinn, wie wehrt er ihr sey: er sprach von seiner Liebe - er schilderte ihre Flammen: **Idris** hörte ihm mit Vergnügen zu, schwohr ihm eine vollkommene Gegenliebe, und ermunterte ihn, es sie niemals bereuen zu lassen, daß sie sich ihm verbündlich gemacht. In diesen Ueberwallungen des Herzens, deren Süßigkeit nur allein eine wahre Liebe erkennen und empfinden kann, entwickelten sie eins dem andern die verborgensten Falten ihrer Seele. **Mahmud** verlies **Idris** mit Schmerzen: **Idris** sahe nicht ohne Kummer **Mahmuds** Entfernung: Kurz sie giengen mit der ungeduldigen Hoffnung von einander, sich bald wieder zu sehen.

Zwischen zwey so mächtigen Nachbarn, als der **Grosherr** und der **König von Persien** zusammen seyn, kann der Friede nicht lange währen. Er ward gebrochen, und **Mahmud** mußte zur Armee reisen. Er gieng zu **Idris**, mit ihr die harte Nothwendigkeit zu beseufzen, welche sie nun trennen wolte. Allein, wie er zu ihren Füssen lag, durfte er ihr nicht seinen ganzen Schmerz sehen lassen. Die Standhaftigkeit dieses schönen Mädchens schlos ihm den Mund, und er besorgte, ihr zu mißfallen, oder ihre Ungunst auf sich zu laden, wenn er ihr einige Schwachheit

be-

bezeigte. Idris sahe wohl, wie viel Gewalt er sich anthat, und wußte es ihm Dank.

Mahmud war noch keinen Monat von Idris entfernt, als ihn das Verlangen, sie wieder zu sehen, hinris. Er stahl sich heimlich von der Armee weg, und mit Hülfe des Vorspanns, den er auf seinem Wege verlegen lassen, war er an den Thoren von Ispahan, ehe man noch im Lager seine Verschwindung wahrgenommen. Nachdem er bey einem seiner alten Hausbedienten abgestiegen, verkleidete er sich daselbst in einen Bauren, um in der Stadt nicht erkannt zu werden, und indem er das Vergnügen, sich zu den Füssen seiner werthen Idris zu befinden, im voraus schmekte, flohe er gleichsam zu ihr hin.

Diese schöne Person war von ohngefehr auf ihrem Balkon, als **Mahmud** über den Hof gieng. Ohngeachtet seiner Verkleidung, erkannte sie ihn, und ganz voll Verdruß, ihn seiner Ehre und Pflicht dergestalt sehn zuwieder leben, lief sie, sich in ihr Kabinet zu schlüßen, nachdem sie ihrer Sklavin anbefohlen, keinen Menschen bey ihr anzumelden, er möchte seyn, wer er wolte. Als sie nun über den Fall ihres Liebhabers einige Thränen vergossen, dachte sie darauf, wie sie ihm helfen möchte, sich wieder zu erheben. Deswegen schrieb sie ihm dieses Billet:

„Idris

„Idris an den Bauer:
„Mein Freund! ich weis, daß du augenblik-
„lich nach dem Lager mußt. Gehe daselbst mei-
„netwegen zu Mahmud, und sage ihm, daß ich
„ihn bäte, sich zu erinnern, auf was für Bedin-
„gungen man behauptet das Herz der Idris.„

Mahmud bestürzte bey Durchlesung dieser wenigen Worte, und unterstund sich nicht, die Sklavinn, welche sie ihm übergab, auszuforschen. Er kehrte zu seinem Hausbedienten zurük, nahm daselbst seine Kleider wieder, und zwischen Bewunderung, Schmerz und Furcht getheilt, wandte er eben so viel Geschwindigkeit an, sich zur Armee zu begeben, als er angewandt hatte, sich davon zu entfernen. Aufmerksam, den Fehler zu verbessern, den er begangen, zeigte er den übrigen Theil des Feldzuges durch, so viel Feuer, Herzhaftigkeit und Fähigkeit, daß er verdiente, zu einer höhern Stufe befördert zu werden, welche ihm der König an der Spitze der Armee mit grossen Lobeserhebungen ertheilte. Idris schrieb ihm einen Glückwünschungsbrief, worinnen sie ihm dadurch, daß sie seines Austrittes nicht erwähnte, zu verstehen gab, sie hätte ihm denselben nunmehr verziehen.

Mahmud war für Freuden außer sich, und begab sich aufs eiligste nach Ispahan, sobald die Armee aus einander gangen war, wo er weiter nichts als seiner Hochachtung für seine tugendhafte Gebieterinn Gehör gab, und sie bat,

seine Flammen zu krönen, indem sie seine Gemahlin würde. Ihre Gemahlin, gnädiger Herr? antwortete **Idris** mit einem Erstaunen, was mit Unwillen vermischt war. Wie! **Mahmud** solte sich dergestalt vergessen! Um Ihr Herz zu verschenken, gnädiger Herr, durften Sie eben niemand anders, als Ihre Neigung zu rathe ziehen. Wenn es aber um die Wahl zu thun ist, mit wem Sie Ihren Rang und Ihr Glück theilen sollen, so sind Sie verbunden, denenjenigen Rechenschaft davon zu geben, von welchen Sie alles beydes haben. Da ich bereit bin, mein Leben aufzuopfern, wenn es Ihren Ruhm zu erhalten seyn müste, so werde ich denselben nicht selbst beflecken.

Der entzündete **Mahmud** drang nunmehr nur noch stärker darauf, als er so viele Grosmuth sahe. Was sind, sagte er zu ihr, diese Güter, welche Ihrer Meinung nach eine so große Ungleichheit zwischen uns setzen solten? Ein Augenblik kann mir sie rauben. Diejenigen, welche Sie mir zum Brautschatz mitbringen werden, reizende **Idris**, hängen dieselben wohl von denen Menschen und dem Glücke ab? Indem er so sprach, verbreitete sich der Schmerz über sein ganzes Angesichte. Neue Weigerungen sezten ihn in Verzweifelung: er zohe seinen Dolch und wolte sich damit durchstechen. Die zärtliche **Idris** konnte diesen grausamen Anblik nicht aushalten. Ach **Mahmud**! schriehe sie: hal-

ten

ten Sie ein = = leben Sie = = Morgen will ich die Ihrige seyn: bewilligen Sie mir nur diesen Aufschub. Mehr konnte sie nicht sprechen. Thränen und Schluchzen endigten ihre Beängstigung und hemmeten ihre Stimme. Bestürzt über ihre Schwachheit entriß sie sich denen Armen ihres Liebhabers, und begab sich in ihr Kabinet, wo sie nicht lange anstund, das Wort zu bereuen, was sie nun von sich gegeben.

Indessen würde **Mahmud**, der nichts mehr als seine Verzweifelung anhörte, sterben, wenn sie sich nicht seinem Verlangen ergäbe. In denen Stürmen, welche die Zärtlichkeit dieses schönen Kindes und der Antheil an dem Ruhm ihres Liebhabers auf sie thaten, ergrif sie einen Weg, welcher zu beyder Erhaltung tüchtig war. So lange sie frey war, konnte sie sich, ihres niedrigen Standes ohngeachtet, ihm nicht mit Ehren überlassen, ohne seine Gemahlin zu seyn, und von dem Abstand durchdrungen, den das Glük zwischen sie und ihn gesezt, empfand sie, daß sie diesen Titul nicht annehmen konnte, ohne ihren Liebhaber mit Schaam und Schande zu bedecken. Sie entschlos sich, diese Hindernüsse zur Zufriedenheit ihres lieben **Mahmuds**, auf Kosten desjenigen, was ihr am wehrtesten war, zu heben. Sie bedekte sich mit einem Schleyer, verlies bey Anbruch der Nacht ihre Wohnung, und gieng, sich an einen Sklavenhändler zu verkau-

kaufen. Hernach schrieb sie folgendes Billet an Mahmud:

„Sie haben mich nicht für unwürdig gehalten, „gnädiger Herr, Ihre Gemahlinn zu werden, „und ich bin von Erkänntlichkeit für dieses schim„mernde Merkmahl Ihrer Hochachtung durch„drungen. Ich glaube, daß mein Herz und „meine Empfindungen diese rühmliche Eigenschaft „nicht würden herunter gesezt haben. Allein, „was würden Ihre Verwandten sagen? was „würde ganz Persien sagen, welches die Augen „auf Sie richtet, und an mir nichts, als eine „geringe Tänzerin erblikt. Ich gebe es zu, daß „Ihnen ein Augenblick alles das rauben kann, „was so viele Ungleichheit zwischen uns sezt. „Wenn aber jemahls das Glük seine Härtigkeit „über Sie ausschüttet, so muß dennoch die gan„ze Welt gezwungen werden, seine Ungerechtig„keit einzugestehen, Sie zu beklagen, und Sie „zu bewundern. Sie lieben Idris: Sie sind fest „entschlossen, zu sterben, wenn sie sich Ihnen „nicht ergiebt. Kommen Sie, sie aus dem „Hause des Herrn zu nehmen, den sie sich gege„ben hat, damit Sie derselbe werden möchten. „Es ist keine Gemahlinn, sondern eine Skla„vinn, die Sie billiger Weise an ihr haben „müssen.„

Das achte Gespräche.

Von denen Tugenden und Eigenschaften des subalternen Kriegsmannes.

Der Graf.

Ich habe den Karakter durchdacht, mein Herr, den Sie mir von einem Hofmann gemacht haben. Er scheint mir mit dem eines Kriegsmannes im Gegensatze zu stehen. Gleichwohl empfehlen Sie mir, beyde mit einer zu verbinden, und = = = = =

Der Ritter.

Endlich, mein Vetter, ertappe ich Sie doch auf einem Fehler: es fieng mir schon an unerträglich zu werden, daß ich den Schüler so klug, wie den Lehrmeister sahe: Denken Sie anders, mein lieber Graf: es ist kein Gegensaz zwischen dem Hofmann und Kriegsmann. Die Eigenschaften des erstern sind dem andern durchaus nöthig. Ja, dieses feine und gefällige Wesen, welches dem Hofmann so wesentlich ist, ist so zu sagen die Leiter, auf welcher ein Edelmann bey der Armee in die Höhe steigt. Hat er die Freundschaft der Officiere nicht, so ist er dem Neide blosgestellt, und nur durch beständig an einander hangende Wunderwerke kann er vermeiden,

das Schlachtopfer desselben zu werden. Der Glanz seiner Geburt und seiner Thaten ziehet ihm Ehrfurcht und Bewunderung zu. Allein diese Ehrfurcht und diese Bewunderung nehmen nach dem Maas ab, als die Augen und die Gemüther sich an ihren Gegenstand gewöhnen, und wenn der junge Kriegsmann sich nicht beliebt gemacht hat, so hält man gar bald seine Geburt für eine Gunst des blinden Glüks, und giebt seinen rühmlichsten Handlungen Bewegungsgründe oder Hülfsmittel, welche ihr Verdienst verringern. Es ist nur gar zu gewöhnlich, daß man die Jahre des Dienstes zählen sieht, an statt daß sie solten gewogen werden. Alle Officiere, denen ihre langen Dienste im Kopfe stecken, sehen die Belohnungen, die man denen Verdiensten jüngerer, als sie sind, zugestehet, als so viele Ungerechtigkeiten an, die man ihnen erzeiget. Die Eifersucht nimt sie ein: ihr Murren bricht aus: und ihre Klagen gehen von den Ministern zu dem höchsten Oberhaupt selbst. Der König und seine Minister wissen, wie übelgegründet diese Beschwerden seyn: sie wissen, daß Talente und Fähigkeit nicht von dem Alter abhängen: sie fühlen, wie viel Leute, die fähig zum Befehlen seyn, durch diese Regelmäßigkeit der Rangliste im Gehorsam zurükgehalten, und wie viele zum Befehlen erhoben werden, welche blos gehorsamen können. Allein, die große Zahl derer Unzufriednen erschrekt sie, welche ihre unterscheidende

Wahl

Wahl machen würde, und aus einer so mächtigen als verdrüßlichen Staatsursache berauben sie den Staat derer Vortheile, die ihm ein guter Feldherr würde verschaft haben, und setzen ihn den fürchterlichen Folgen derer Unbesonnenheiten eines Unwissenden aus, der voll Hartnäckigkeit und guter Meinung von sich selbst stekt.

Wenn ein junger Kriegsmann will, daß die Aelteren als er seiner Beförderung keine Hindernüsse in Weg legen, oder sie nicht mit scheelen Augen ansehen sollen, so muß er sich ihre Freundschaft mit so vieler Sorgfalt als ihre Hochachtung verschaffen.

Der Graf.

Das ist keine leichte Sache, oder ich betrüge mich sehr. Wie soll man es dahin bringen, daß so viele eingenommene Leute dasjenige abschwören, woran gleichsam ihr Herze hänget? Wie soll man die Misgünstigen zur Billigkeit verpflichten? Wie soll man Menschen, welche viel von sich selbst halten, bewegen, zu erkennen, daß sie geringer als wir sind, und einem grössern Verdienst, als das ihrige, die gehörige Ehrerbietung zu bezeugen?

Der Ritter.

Indessen müssen Sie doch alle diese Wunderwerke würken, wenn sie mit Ihren Gaben herfürstechen, und Ihres gleichen überschreiten wollen. Wie würden Sie das nun anfangen?

Der Graf.

In einer so stachlichten Sache, mein Herr, kann ich mich nicht so geschwind entschlüßen. Ich glaube gleichwohl, daß ich mich meines Vermögens gebrauchen würde, meine Eifersüchtigen zu besänftigen. So wie **Hippomenes Atalanten** mit den goldenen Aepfeln aufhielt, die er in die Laufbahn warf, so würde ich ihre Augen von mir abwenden, indem ich sie auf meinen Beutel heftete. Ich würde das Ziel ihrer Begierde verändern. Vielleicht würde sie ein gegenwärtiger Dienst empfindlich finden, und sie über einen entfernten und ungewissen Schaden einschläfern.

Der Ritter.

Also bilden Sie sich ein, daß Leute, denen die Ehre kostbarer als das Leben ist, das, was sie dafür halten, einem geringen und kleinen Geldnutzen aufopfern würden. Ey! die Hofnung ihrer Beförderung macht ja, daß sie ihr väterlich Erbguth angreifen und verzehren. Nein, mein werther Graf: ich habe Sie noch nicht in die Zeit gebracht, zu welcher der **Held** seine Freygebigkeit und Pracht entfalten soll. Als ein Subalternofficier wird er durch die Niedlichkeit und Kostbarkeit seines Tisches, die Schönheit seines Aufzuges und den reichen Werth seiner Geschenke seines Gleichens nur beleidigen. Durch sein **Nachgeben** wird er zu dem Zwek gelangen, sich diejenigen zu Freunden zu machen, deren Feindschaft ihm so furchtbar ist. Er suche ihre

Gesell-

Gesellschaft, ihren Umgang. Er höre mit einem sichtbaren Vergnügen, ja gar mit Unersättlichkeit die manchmahl langweiligen Erzählungen von den Fürfällen an, an welchen sie Theil genommen, und lobe ihre Aufführung dabey. Sollte sie tadelhaft seyn, so muß er vermeiden, sie zu beurtheilen. Da sie gar nicht aufgelegt seyn, ihre Fehler einzugestehen, so wäre es so unnüz, als gefährlich, sie ihnen anzumerken, und der junge Kriegsmann ziehet immer seinen Nutzen aus ihrer Schwazhaftigkeit. Dieses, mein Vetter, ist der einzige Weg, wodurch Sie sich die ältern Officiere, als Sie, zu Freunden machen können.

Der Graf.

Es scheint mir, mein Herr, als wenn die Früchte dieser klugen Verstellung sich nicht blos allein darauf einschränkten, daß der Eifersucht ein Stillschweigen aufgelegt würde. Man macht sich aus denjenigen Gönner, die man sonst zu Neidern gehabt hätte. Indem jeder von ihnen einen seiner Züge an dem jungen Soldaten wahrnimmt, so findet er Ursach, sich alle zuzueignen. Sie glauben, ihn unterrichtet und gebildet zu haben: sie theilen seinen Ruhm mit ihm, indem sie ihn als ihren Pflegesohn betrachten: sie sind die ersten, die Hofnungen, die er von sich giebt, ins Licht zu setzen, und durch eben so wahre als gegründete Lobsprüche laden sie, so zu sagen, die Minister und den König ein, ihm zu gefallen die gewöhnlichen Regeln zu überschreiten.

Der Ritter.

Ich durfte Ihnen nicht so viel versprechen, aus Furcht, Sie möchten es mir nicht glauben. Allein es ist gewiß, daß der junge Kriegsmann für die Gefälligkeit, zu der er sich einige Jahre lang gezwungen, mit Wucher belohnt wird.

Der Graf.

Wenn Sie mich nun fragten, wie ich es anfangen wolte, die Zuneigung derer Soldaten zu gewinnen, so glaube ich, mein Herr, daß Sie mit meiner Antwort zufrieden seyn würden.

Der Ritter.

Die Liebe und Hochachtung des Soldaten ist nicht weniger nothwendig, als die Freundschaft derer Officiere. Wenn Sie während der Zeit, die Ihnen gegeben wird, sich des Commando würdig zu machen, vernachläßigten, seine Zuneigung zu erwerben, so würden Sie niemahls diese Nachläßigkeit ersetzen können, sondern ihre schlimme Würkung jeden Augenblick empfinden. Ich sage nichts von der Gefahr, worein der Haß derer Soldaten die Person eines Officiers versezt. Ich könnte Ihnen verschiedne vom ersten Range nennen, welche die Freundschaft des Soldaten verfehlt, und zu der kleinsten Aktion nicht anders, als zu einem gewissen Tode giengen. Ohne die Hochachtung und Zuneigung des Soldaten bleiben alle Tugenden des Kriegsmannes unfruchtbar. Er selbst ist verpflichtet, ihrer Darstellung zu entsagen: denn da er sich derer zu ihrer

Aus-

Ausübung nöthigen Arme beraubet, kann er keinen Versuch, als zu seiner Beschämung und zum Nachtheil seines Prinzen, machen.

Wachen Sie, werther Graf, ein Gut nicht zu verfehlen, dessen Beraubung alle Ihre Hofnungen einstürzen würde. Seine Erlangung ist eben keinen grossen Schwürigkeiten unterworfen.

Der Graf.

Die Freygebigkeit ist in den Augen des Soldaten eine sehr schäzbare Tugend.

Der Ritter.

Ich erstaune, mein Vetter, über die würksame Kraft, die Sie dem Gelde zuschreiben. Es ist wahr, daß es gemeiniglich eine kleine Summe ist, warum der Soldat sein Handwerk ergreift, und daß er seiner Besoldung wegen sein Leben waget. Aber der *) französische Soldat vergißt das Geld, für welches er einrolliret worden, so bald er es durchgebracht hat, und ist auf seinen Sold nur deswegen so aufmerksam, weil er alles ist, wovon er leben muß. Wenn er ihm fehlt, so hält er sich für verlezt, und gehet entweder durch, oder beobachtet seine Pflicht nicht, wie er soll, um sich wegen einer Ungerechtigkeit zu rächen. Kaum haben die Neugeworbenen unter der Fahne gestanden, oder den Zeltstab angerührt,

*) Jezt kann man dieses mit noch größerem Recht auf die preußischen Soldaten anwenden, besonders, was die Landeskinder aus der Mark und Nieder-Schlesien seyn.

gerührt, so ist der Geist des ganzen Haufens in sie gefahren. Die alten Soldaten feuren die neuen zur Nacheiferung an, und reizen sie zur Ehre. Die Armeen sind unsterbliche Körper, deren Geist von beständiger Dauer ist. Solte auch nur eine Hand voll Leute davon übrig bleiben, so ist sie hinlänglich, die Menge, in welcher sie sich zerschmelzet, in sich selbst zu verwandeln. Die Liebe zum Ruhm ist bey dem Soldaten nicht so vernünftig, als bey dem Officier: aber sie ist doch bey ihm: und diß ist hinlänglich, denselben über einen schmutzigen Eigennutzen zu erheben. Ich habe mehr als einen Officier gesehen, den der Soldat verachtete, so gar indem er von ihm mit Geschenken überhäuft wurde.

Der Soldat wird Sie lieben und hochschätzen, wenn Sie selbsten Soldat seyn. Von Hochachtung für ihr Handwerk erfüllt, werden die Soldaten dem Officier geneigt, den sie darinn herfür schimmern sehen. Ein Leib, welcher Arbeit und Ermüdung aushalten kann = = ein Herz, wozu die Furcht keinen Weg findet = = sehen Sie! das sind heldenmäßige Eigenschaften für sie: bey jeder Gelegenheit muß man sie ihnen zeigen. Sie müssen Sie allezeit im ersten Gliede sehen den Feind angreifen, oder zurük treiben: sie müssen Sie bey ihrer Beobachtung aufmerksam finden, die Gelegenheit zu suchen, und alles ins Werk zu setzen, um sie Ihnen zu verschaffen. Sie müssen Sie sehen, mit einer Hacke oder

Schauf-

Schauffel bewafnet, ihnen an den Verschanzungen und Laufgraben arbeiten helfen = = unter bloßem Himmel, oder unter dem Zelt, in Ihren Mantel gewickelt, schlafen = = Tag und Nacht zur Zeit der Gefahr unter den Waffen mit ihnen zubringen. Sie müssen Sie sehen, wenn Sie Hunger oder Durst nöthigt, mit Appetit in ein Commisbrod beissen, und nach der Reihe Wasser mit ihnen trinken.

Dieses versichert uns die Herzen der Soldaten, und macht, daß sie uns anhängen. Sertorius und Scipio bey den Römern, der grosse Conde, Turenne, Gaßion, Catinat, unter uns, haben sich durch diese soldatische Manieren bey ihren Truppen anbetenswürdig gemacht. Die Soldaten folgen demjenigen mit Freuden mitten in die grössesten Gefahren, von dem sie wissen, daß er sie mit ihnen theilen wird: sie stürzen sich so wohl aus Liebe, als aus Nacheiferung in dieselben. Ein Officier von solchem Schroot und Korn hätte sich bey der *) schändlichen Capitulation zu **Blendheim** mit Ruhm und Ehren bedekt. Das Regiment von **Berri** hat bey **Fontenoi**, und das von **Grace** den ganzen leztern Krieg durch seinen Obersten

*) Acht und zwanzig Bataillons der besten Französischen Völker, die in diesem Flecken eingedrängt waren, gaben sich, durch den Fehler der Officiere, ohne einen Schus zu thun, gefangen.

ein glänzendes Gerüchte erworben. Die Tapferkeit eines Haufens hängt von der Hochachtung und Neigung ab, die er für seinen Anführer heget. Wenn der Hauptmann oder Oberste seinen Muth und seine Tapferkeit durch eine vernünftige und geschikte Freygebigkeit unterstüzt, so ist er versichert, seine ganze Lebenszeit durch Freunde und Brüder an den Soldaten zu haben. Mit was für Eifer werden sie nicht dereinst dem General gehorchen, den sie gesehen haben, sich mit Vergnügen bis zu ihrer Kameradschaft heruntir lassen? Demjenigen, welcher, bey ihren kleinsten Nothwendigkeiten aufmerksam, eben so geschwind war, ihnen abzuhelfen, als begierig, sie zu kennen: Demjenigen, sage ich, den sie jederzeit als einen freygebigen und erleuchteten Belohner, als einen geneigten und grosmüthigen Gefärthen, als einen zärtlichen Freund, und als einen umgänglichen und mitleidenden Vorgesezten befunden haben?

Der Graf.

Ich erstaune, mein Hrrr, daß, da die Freundschaft derer Soldaten so leicht zu leicht zu gewinnen ist, es Officiere giebt, welche sie nicht besitzen. Was mich betrift, stehe ich Ihnen dafür, daß ich sie nicht vorbeygehen will. Entweder will ich an der Spitze meines Regimentes umkommen, oder auch, wenn ich es wegen einer höhern Stufe verlasse, die Hochachtung und Zuneigung aller derer mitnehmen, welche daselbst zurük = = = =

Der

Der Ritter.

Ich bemerke Ihnen nicht, wie weit sich die Tapferkeit des subalternen Kriegsmannes erstrecken müsse. Denn da der Gehorsam seine erste Pflicht ist, so kann er nicht durch Ausschweifung sündigen, wenn er blos seiner **Ordre** gemäs handelt. Die Tapferkeit ist beständig eine Tugend bey dem Kriegsmann. Bey dem Subalternen aber ist sie die fürnehmste, und beynahe die einzige. Um sich mit Ruhme zu krönen, darf er nichts thun, als die Ausführung dessen, was ihm vorgeschrieben worden, mit Herzhaftigkeit angreifen. Indem man gehorchet, lernet man befehlen, und gelanget auch dazu. Dieser kriegerische Grundsaz hat nicht nöthig, weiter auseinander gesezt zu wrden.

Der Graf.

Allein, mein Herr, Sie machen ja aus dem subalternen Kriegsmann eine Art vom Sklaven. Wie! er wird seinen Begriffen entsagen, seine Einsichten von sich stossen müssen! Ist ein General denn unfehlbar? und hat der Subalterne, welcher sieht, daß er das Werkzeug eines Fehlers seyn soll, nicht wenigstens das Recht, seine Fürstellungen zu machen? Ich habe gelesen, daß **Herr von Vaubrün**, der nach dem Tode des **Herr von Turenne** commandirte, einem Brigadier von der Cavalerie eine Ordre gegeben, welche die Armee zu **Altenheim** würde ins Verderben gestürzt haben, wenn sie wäre vollzogen wor-

worden. Der Brigadier schlug es ab, zu gehorchen, und behielt seinen Hauffen zu einem Manövre auf, was er für vortheilhafter ansah, und wodurch er auch würklich die Armee erhielt.

Der Ritter.

Da hätten Sie aber auch lesen sollen, mein Vetter, daß der Brigadier von dem Kriegsrath bestraft, und von dem Hofe belohnt worden. Scheint Ihnen dieses nicht widersprechend? Es würde sehr gefährliche Folgen nach sich ziehen, wenn man die militarische Subordination im geringsten antasten wolte. Wie viel Manövres giebt es nicht, wozu der General allein den Schlüssel hat? . . Wie viel Märsche und Gegenmärsche, welche dem Anschein nach unnüz, ja nachtheilig sind, deren sich ein Feldherr bedienet, den Feind dahin zu führen, wo er ihn hin haben will? Wenn der Subalterne die Freyheit hat, sich seinem Urtheil gemäß, was er blos über das Gegenwärtige fällen kann, zu betragen, so ist ja die Fähigkeit des Generals fruchtlos gemacht, und die Kriegskunst zu einem Schlendrian herunter gesezt. Der Kriegsrath bestrafte an dem Brigadier den Bruch derer Kriegsgesätze, und der Hof belohnte ihn wegen des Dienstes, den er dem Staate geleistet.

Allein, Ihr Einwurf verdienet, aufgelöset zu werden. Er ist billig, und ich erkenne, daß ich mich nicht deutlich genug erklärt habe. Der subalterne Kriegsmann ist keinesweges ein Sklave.

Sein

Sein Gehorsam muß geschwind und frey, aber nicht immer blind und ohne Einrede seyn. Es giebt Umstände, in welchen ein Officier, ohne seiner Tapferkeit und Unterwürfigkeit zu nahe zu treten, seiner Fähigkeit Ehre macht, wenn er sich denen Befehlen entziehet, die man ihm gegeben. Allein, diesen Wiederstand zu rechtfertigen, und seine Natur zu verändern, so muß der Nachtheil, den der Gehorsam dem gemeinen Besten verursachen würde, in die Augen fallen, die Ausführung des Befehles durchaus unmöglich, und schon der Versuch dazu vollkommen schädlich seyn: man muß, mit einem Wort, da die Wiedersprüche unwiderleglich seyn, Ursache haben, zu glauben, der Feldherr habe sie nicht gewust, indem er seine Befehle ausgestellet. Alles dieses vorausgesezt, kann und muß so gar der Officier dem General seine Vorstellungen machen, doch aber immer bereit seyn, zu gehorchen, wenn ihm der Befehl wiederholt wird. Wenn aber diese Umstände nicht da seyn, so ist der geringste Aufschub, die kleinste Klage, eine wo nicht gänzlich lasterhafte, doch ihm sehr wenig rühmliche Uebertretung. Sehen Sie! aus dieser Ursache waren die Vorstellungen des **Kirrers von Fourvilles** zu **Senef** vollkommen übel angebracht. **Der Prinz von Conde** kannte die ganze Gefahr, welcher er wackere Leute ausseszte. Allein, er war einmahl darein verwickelt, und hatte kein Mittel, mit Ehren zurükzuziehen. Man mußte

einen

einen entsezlichen Fehler entschuldigenswerth machen, indem man nichts unterlies, ihn gluklich zu machen. In den Umständen aber, die ich angemerkt habe, unterscheidet sich ein Officier vortheilhaft von seines Gleichen, und giebt zu erkennen, daß er sich im Gehorchen zum Befehlen unterrichtet habe. Ein erfahrner und fähiger General macht sich wenig aus einem Subalternen, der für ihn eine bloße Maschine ist, welcher er auch ihre geringsten Bewegungen zu geben verbunden ist. Im Gegentheil preiset und gebrauchet er mit vorzüglicher Liebe denjenigen, von dem er weis, daß er im Stande ist, seine Befehle, nachdem es Fall und Ort erfordern, auszulegen, zu erweitern, oder einzuschränken. Ein Officier von dieser Gattung war es, den der **Herzog von Luxemburg** an dem **Herrn von Feuquieres** sahe. **Turenne** würde einen **Ritter von Follard** zu seinem Freund, zu seinem Vertrauten gemacht haben. **Gustav Adolph** fand sein Wohlgefallen, **Banieren** zu den höhesten Ehrenstufen zu erheben, und würde ein gleiches für **Gassion** gethan haben, wenn er gelebt hätte.

Für allen Dingen, mein Vetter, müssen Sie sich eine Gewohnheit daraus machen, die Befehle Ihres Kommandanten mit einer lachenden Mine anzunehmen, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn, von welcher sie wollen, und zu ihrer Ausführung nicht blos zu laufen, sondern zu

fügen. Welcher scheinet, wider Willen zu gehorsamen, der entziehet sich der Handlung, die man von ihm begehret, und entsaget seinem Antheil daran. Ist der Erfolg glüklich, so überläßt der General die ganze Ehre davon dem Officier, welcher voll Eifer dabey gewesen, und ist er schlecht, so schreibet er es ihm niemahls zu.

Da die Zeit des Gehorsams zum Unterricht des Officiers bestimmt ist, so muß er dem Betragen seines Feldherrn aufmerksam nachfolgen, und mit Urtheilskraft seine Manövres ausstudieren. Es ist keiner, der nicht Fehler begienge. Selbst **Turenne** hat die seinigen. Der Officier muß sie bemerken, um sie eines Tages zu vermeiden, aber sich wohl in Acht nehmen, seine Kritik offenbar werden zu lassen, so wohl seinen Obern zu schonen, als auch in Betrachtung seines eigenen Nutzens. Das Wohlwollen des Generals ist ihm durchaus beträchtlich. Ohne dasselbe bleibt er in der Dunkelheit: die Gelegenheit, seine Gaben sehen zu lassen, werden ihm niemahls zugestanden, oder so zweydeutig gegeben, daß der glüklichste Erfolg zu nichts weiter dienet, als ihn für dem Tadel zu decken. Im Gegentheil bedarf es nichts, als ein bloßes Wort, welches Hochachtung und Freundschaft schon am rechten Ort anbringen werden, sein Glük und seinen Ruhm auf festen Fus zu setzen.

Der Graf.

Meine Aufmerksamkeit verdoppelt sich, mein Herr, und meine Erkänntlichkeit wird lebhafter, wenn ich in der Geschichte die Bekräftigung von demjenigen finde, was Sie die Gütigkeit haben, mir zu sagen. Ohne das *) vortheilhafte Zeugnüs **des andern Afrikanes** würde **Marius** wohl bey seiner Legion grau worden seyn. Dieses Zeugnüs war eine Empfehlung bey dem römischen Volke, welches aus dem **Marius** seinen ersten Feldherren machte.

Der Ritter.

Unsre Geschichte giebt uns noch mehr merkwürdige Beyspiele in dieser Art an die Hand, als die alte. Wir haben gesehen, daß die **Herren von Chemerault** und **von St. Fremond** so wohl die Ehre von dem Fortgang, woran sie keinen Theil gehabt, als auch die Vergessung derer Fehler, an deren Bestrafung gleichwohl dem gemeinen Besten gelegen war, der Freundschaft des **Herrn von Vendome** zu danken hatten. Der Herzog theilte seinen Ruhm mit ihnen, und brach sich selbst von dem seinen ab, um ihr gut Gerücht zu vergrößern, und zu ma-

*) Als man den Scipio fragte, welcher Römer wohl nach seinem Tode an seine Stelle treten würde, so schlug er den **Marius** auf die Schulter, und sagte: **Das ist der mich vertreten soll.** **Marius** war damahls unter der Menge der Subalternen nicht viel weiter angesehen, als von diesem grosen Mann.

machen, daß man sie bey der Staatscanzelley in Betrachtung zöge. Lassen Sie uns hingegen den **Graf von Bussi** mit so viel Wiz und Muth ansehen: er spielt die traurigste Rolle von der Welt: seine hoffärtige Einbildung von sich selbst, und seine unzeitigen Spöttereyen hatten ihn bey **Turennen** in Misachtung gesetzet. **Der Markis von Feuquieres**, einer der besten Officiere, welche **Frankreich** jemahls gehabt, ist auf dem Punkt, da er seinen Lauf vollenden solte, durch das rachgierige Stillschweigen eines Generals angehalten worden, den er nicht genugsam geschonet hatte: er ist durch die Empfindlichkeit verschiedner Officiere, deren Fehler er mit Bitterkeit aufgemuzt hatte, zu einem unthätigen und dunkeln Alter verdammt worden.

Der Graf.

Ich habe Lust, den subalternen Kriegsmann mit einem Schüler zu vergleichen, welcher mit Lehrbegierde erfüllt ist. Dieser leztere betrachtet seine Classen, als die Rennbahn, die er zu Ende lauffen muß. Er bestrebt sich aufs äußerste, diese Zeit des Zwanges zu verkürzen: er versichert sich der Gunst des Rektors und derer Schulcollegen, die ihm helfen können, eine Classe zu überspringen: er bricht sich von seinen Ergözungsstunden ab, um das zu lernen, was ihm seine Beförderung verdienen soll. Nichts schrekt ihn ab. Von der Hoffnung unterstüzt kommt er niemahls ausser Athem. Der subalterne Kriegs-

mann betrachtet alle Stufen zwischen dem General und seinem Range als wie hohle Wege, worinn seine Gaben sich nicht ausbreiten können: er ; = = =

Der Ritter.

Treiben Sie eine so unedle Vergleichung nicht weiter, mein lieber Graf. Hören Sie vielmehr die Geschichte zweyer jungen Prinzen an, welche in die Rennbahn getreten, die Ihnen nun geöfnet ist.

Kadoram und Belezis.

eine abissinische Geschichte.

Jedes Land hat seine Gesäze und Gewohnheiten. Sie mögen von den unsern so unterschieden seyn, als sie wollen, so können wir sie doch nicht mit Vernunft tadeln, weil wir ihren Ursprung und die Bewegungsgründe nicht wissen, welche verhindern, daß man sich ihnen entziehen könne. Mit dieser Unpartheylichkeit muß man den Gebrauch in Abissinien betrachten, welcher denen Kindern zwar das Erbrecht läßt, allein auch das Recht der Erstgeburt verbannet. Von dem König an bis auf den geringsten Unterthan setzen die Abissinier dasjenige ihrer Kinder zu ihrem fürnehmsten Erben ein, welches die meiste körperliche Annehmlichkeiten hat. Damit nun kein heimlich Stükgen dem Gesäz Gewalt anthun möge,

möge, so werden alle Söhne des Oberhauptes, so bald sie gebohren worden, aus dem Palast genommen, und nach einer unterirdischen Stadt an den äußersten Gränzen des Reiches gebracht. Niemand darf sich derselben nähern, es sey wer es wolle, oder es kostet ihn sein Leben.

Daselbst legen sich diese junge Prinzen, welche beständig einerley Gegenstände für Augen haben, und sich nicht einbilden, daß es andre in der Welt gäbe, ohne Zerstreuung auf die Uebungen, von welchen ihre Hofmeister glauben, daß sie sich für sie schicken. Diejenigen, von denen man, ihrer Schönheit wegen, glaubet, daß sie die Stimmen bey der Wahl theilen möchten, nehmen wechselsweise die Statthalterschaft der Stadt über sich, um im Kleinen dasjenige zu lernen, was sie im Großen werden auszuführen haben, fals die Wahlstimmen ihnen solten günstig seyn. Allein man giebt ihnen keinen Unterricht in der Kriegskunst, weil das Trauerjahr, welches auf den Tod des Königs folget, bestimmt ist, den Thronfolger darinn zu bilden, und es überdiß gefährlich seyn würde, Prinzen hierinnen geschikt zu machen, welche ein Zufall aus ihrem unterirdischen Aufenthalt herfürziehen könnte.

Als der König **Abdelam** gestorben war, so kamen die Großen, welche den Nachfolger wählen müssen, in die unterirdische Stadt. Da **Abdelam** verschiedene Gemahlinnen gehabt, so war seine Familie zahlreich. Nachdem die Gros-

sen alle diese junge Prinzen verglichen hatten, so fielen sie einstimmig auf zwey Zwillinge von besonderer Schönheit. Wegen ihrer vollkommenen Gleichheit aber unterstunden sie sich nicht, einen Ausspruch zwischen ihnen zu thun. Man kam schon auf die Meinung, sie losen zu lassen, und eine so wichtige Wahl dem Ohngefähr anheimzustellen, als der Grosfeldherr der Krone sich dawieder sezte.

Abissinien hatte damahls einen unglüklichen Krieg wider den König in Nubien auf dem Halse. Der Grosfeldherr wandte sich zu den Wahlfürsten. Ein mächtiger Feind, sagte er, hat die Gränzen überwältigt, und drohet dem Herzen des Staates: Abissinien kann nicht zu viel Vertheidiger haben. Man lasse beyde Prinzen zur Armee kommen: man gebe jedem ein Regiment daselbst, mit einem gleichem Gehalt, und keinen andern, als Obersten Rang. Ihr Betragen mag ihre Empfehlung seyn: wir wollen demjenigen die Krone zusprechen, der sich am fähigsten zeigen wird, sie zu unterstützen. Die Wahlfürsten fielen der Erinnerung des Grosfeldherren bey, und die Prinzen, welche vergnügt waren, den Ausspruch zu verzögern, der einen von ihnen in den Höhlen zurücklassen solte, stimmten auch damit überein. Man ernannte Regenten, während der Zeit, daß der Thron leer stünde. Man sezte Todesstrafe darauf, wer denen beyden Brüdern würde behülflich seyn, aufzuborgen,

borgen, und man gab jedem seinen Gehalt, mit der Freyheit, ihn nach seinem Willen anzuwenden.

Ohne Rath, und ohne Freunde, sich selbst überlassen, erinnerten sich Belezis und Radoram derer Moralsätze ihrer Hofmeister, von denen sie am meisten gerührt worden. Belezis hielt sich an folgenden: **Ein Prinz muß sich bestreben, sehen zu lassen, daß er dem Herzen und Verstande nach eben so sehr, als dem Rang und der Geburth nach, über andre Menschen erhaben ist.**

Radoram, nachdem er die räthselhaften Sprüche, die sein alter Schulmeister gewohnt war, ihm zum Nachdenken vorzulegen, in jedem Verstande betrachtet hatte, glaubte, daß folgender die Richtschnur seines Betragens seyn müsse: **Die Wissenschaft des Fürsten ist die Wissenschaft der Zeit: er studirt alles, wenn er die Zeit studirt, und er wird sich zu allem bilden, wenn er sich nach der Zeit bilder.** Nun wollen wir sehen, wie sich die beyden Prinzen diesen zwey fürtreflichen Sprüchen zu folge aufführten: wenn jeder seinem Wegweiser mit gehöriger Einsicht folgte, so konnten sie am Ende des Feldzuges einander völlig gleich seyn.

Belezis zeigte sich bey der Armee auf die glänzendste Art von der Welt. Er erklärte denen Officieren seines Regimentes, daß, da er die

zufälligen erlaubten Einkünfte eines Obersten nicht verlange, er dieselben in zwey gleiche Theile, einen für die Officiere, den andern für die Soldaten, theilen wolte. Sein wohlbedienter Tisch stand allen denen frey, die sich ihn zu Nuz machen wolten. Sein für jedermann eröfneter Beutel war ein Erhohlungsmittel, für die Officiere, denen es etwas knap gieng. Er erhielt ihn durch die Beute öfterer Streifereyen, die er gegen den Feind that, beständig in guter Beschaffenheit, und bald ward seine Grosmuth im ganzen Lager berühmt.

Mit denen Generalen oft in Gesellschaft, sezte er sie über die Lebhaftigkeit und Ausbreitung seiner Einsichten in Verwunderung. Ob ihnen gleich eine lange Erfahrung den Weg zeigte, so waren sie doch fast immer gezwungen, ihre Meinung zu verlassen, und des Prinzen seiner Beyfall zu geben. In den Berathschlagungen, wo zu man ihn nebst seinem Bruder kommen lies, hatte er die Geschiklichkeit, das, was diejenigen, die den Rang vor ihm hatten, vorgetragen, kürzlich zu wiederholen, das Schwache darinn zu ertappen, und dessen gefährliche Folgen zu zeigen: hernach nahm er das von ihrer Meinung, was ihm gut schien; er schmükte und führte es mit so viel Beredsamkeit und Anstand aus, daß man in Versuchung gerieth, zu glauben, die Hofmeister wären in Ansehung seiner von dem Gesätze abgegangen.

Er

Er übertraf alle an Verstand und an Freygebigkeit, und bewies, daß er niemanden an Muth und Tapferkeit nachgåbe. Man kam dem Feind ins Gesicht, und beyde Armeen wurden nur durch einen Bach von einander getrennt. Da aber der Plaz zu keiner Schlacht gelegen war, so entzogen sich auch beyde Heerführer derselben. Man konnte nicht gut in die Ebne kommen, ohne einen Umweg von verschiednen Meilen zu nehmen, und über den Bach an einem Orte zu gehen, wo derselbe eine Krümmung machte. Diejenige Armee, die zuerst an dieser Krümmung war, hatte den Vortheil davon. Da man aber keine Bewegung in Geheim vornehmen konnte, so lief man Gefahr, angegriffen zu werden, indem man diejenige machte, welche nothwendig war. Weil es nun der König in Nubien, der Gefahr ohngeachtet, dennoch gewagt hatte, so lies der Abissinische Feldherr noch ein Regiment zu des Belezis seinem stossen, und fertigte ihn ab, den Feind zurük zu treiben, und an der Krümmung des Baches aufzuhalten, indeß daß er selbst die Armee auf einer andern Seite in die Ebene führte.

Belezis kam an das Ufer des Baches, welchen schon verschiedene Nubische Bataillons passiert hatten. Er fiel ihnen mit dem größten Ungestüm auf den Hals, brachte sie zum Weichen, warf sie mit einem großen Blutbade übern Haufen, und reinigte das Ufer. Der Prinz sahe,

daß die Feinde in Unordnung gerathen waren, und glaubte nicht, daß er dem Befehl buchstäblich folgen dürfe, der ihm fürschrieb, die Nubier nur zu verhindern, über zu gehen. Er gieng selbst unter der Begleitung aller seiner Leute hinüber, und durch diesen verwegenen Streich brachte er den Feind aus der Fassung. Er machte sich sein Erstaunen geschikt zu nuze, und drang heftig auf ihn hinein: alles, was er vor sich hatte, wendete ihm den Rücken. Der König eilte an den Ort, wo man der seinen so übel wartete, und brachte die Flüchtigen wieder zusammen, indeß ein Haufen frischer Völker auf die Abissinier losfiel. Belezis merkte, daß man ihn überwältigen und einschlüssen würde. Er verlohr sein kaltes Blut nicht, sondern im Gegentheil, nachdem er Befehl zum Zurükzug gegeben, bewerkstelligte er solchen mit aller einbildbaren Klugheit. Man sahe ihn jederzeit da, wo die größte Gefahr war, diejenigen durchbrechen, die ihm den Rükweg abschnitten, und auf die losgehen, die ihm von hinten in den Eisen lagen: kurz, er gewann den Bach wieder, über den er mit Hülfe einer Verstärkung, so ihm der Grosfeldherr zugesendet, glüklich zurükgieng. Er verlohr viel von den Seinen: allein, außer daß der König von Nubien den Verdrus hatte, sich von einer Hand voll Leute getrozt zu sehen, so war auch noch der Verlust, den dieser Fürst erlitte, gar beträchtlich. Hätte der Grosfeldherr sich herum geschwenk-

schwenkt, mit seiner ganzen Armee anzugreifen, so hätten es die Nubier, denen man schon eingefallen war, und die sich von einem Marsch an beschwehrlichen Oertern in Unordnung befanden, nicht ausgehalten. Diß war ein Fehler, den Belezis hoch aufmuzte. Der Grosfeldherr nahm ihm den Schimpf sehr übel, und um sich zu rächen, stellte er an dem Tage der Schlacht den Prinzen in den Hinterhalt des rechten Flügels. Belezis entschlos sich den Augenblick, der Empfindlichkeit des Grosfeldherrn Troz zu bieten. In der Meinung, daß dieses die lezte Probe wäre, die er auszuhalten hätte, sahe er es als einen guten und geschikten Streich an, zu dem Siege etwas beyzutragen. Mit derjenigen Genauigkeit im Ueberschauen, welche eine der ersten Eigenschaften des Kriegesmannes ist, sahe er, daß der Feind, welcher sehr hoch aufmarschiert war, die Abißinier auf ihrer rechten Seite überflügelte, und nicht ermangeln würde, ihnen in die Flanke zu fallen. Da er nur etwas hatte, womit er die Veränderung seiner Stelle rechtfertigen konnte, so rükte er mit seinem Regiment an die Spitze des rechten Flügels vor, welcher nun eben so hoch aufmarschiert war, als der linke der Nubier. Das Treffen war lang und hartnäckig: endlich aber erklärte sich der Sieg für die Abißinier, und alle Leute gestunden, daß ohne Belezis der rechte Flügel eine gänzliche Niederlage würde erlitten haben.

Der Graf.

Sie mahlen den Belezis, mein Herr, nach einem von denen Karaktern, die Sie mir abgerissen haben. Ich beklage ihn. Mit vielen schönen Eigenschaften wird man ihn in die unterirdische Stadt zurük senden.

Der Ritter.

Warum entscheiden Sie den Handel, ehe Sie beyde Theile angehört haben? Belezis folgte standhaft dem Grundsaz, den er angenommen hatte. Die ganze Armee wuste, daß er an Freygebigkeit, Verstand, Muth, und kriegerischer Fähigkeit andre Menschen eben so weit überträfe, als ihn seine Geburth über sie erhöbe: Dieser einstimmige Zuruf soll ihm wohl den Sieg vorher sagen.

Der Graf.

Alles, was Ihnen beliebt, mein Herr. Aber ich sehe ihn nicht gern den Grosfeldherrn mißvergnügt machen. Ich bitte Sie, erzählen Sie mir die Aufführung des Radoram. Ich erwarte, daß Sie mir an ihm einen Abriß von Korem mahlen werden.

Der Ritter.

Radoram sezte sich gleich anfänglich in Kopf, daß, weil man ihm nicht mehr als ein Regiment zu commandiren gegeben, man auch an ihm nichts zu sehen erwartete, als einen rechtschaffenen Obersten. Diesem Grundsaz zu folge beflis er sich, die Pflichten dieser Ehrenstelle einzusehen und zu erfül-

erfüllen. Weit davon, daß er durch seine Ausgabe schimmern wolte, so schränkte er seine Ausrüstung und ganzes Hauswesen in zwey Zelte, vier oder fünf Bediente und einigen Vorrath von Pökel- und Rauchfleisch ein. Allein bey der ganzen Armee war kein Officier besser beritten und besser bewafnet, als er. Da er von dem Kriege nichts wuste, als was ihn das Lesen in der Geschichte erblicken lassen, so suchte er den Umgang der alten und fähigsten Officiere, nicht etwan, sich durch seine Anmerkungen und Critiken den Ruhm eines lebhaften und richtigen Verstandes zu erwerben, nein, sondern um sich in ihren Erzählungen zu unterrichten, sich nach ihrem Beyspiel zu bilden, und sich ihre Erfahrung gleichsam zuzueignen. Die Zeit, welche die Generale bey Tische zubrachten, wandte er an, die Arbeiten und die Soldaten zu besuchen, diese kennen zu lernen und ihnen liebzukosen, und von jenen sich vollständige Begriffe zu verschaffen.

Sein Regiment betreffend, so studierte er dessen Staabs- und niedrige Officiere aus. Er erwarb sich die Hochachtung und Freundschaft derer erstern, und gab den andern zu erkennen, daß sie einen aufmerksamen Beobachter an ihm hätten. Genau, diesen leztern so gar mehr, als ihnen zukam, zu bezahlen, wolte er auch, daß sie es gleichfals wären, dem Soldat seinen völligen Sold zu geben. Er trat nichts von allem

seinem

seinem Einkommen ab. Allein, er hob es, so wie alles, was er von seinem Gehalt ersparte, dazu auf, diejenigen zu belohnen, die er auf ihre Schuldigkeit erpicht sehen würde, und diejenigen, welche nur nöthig hatten, dazu angefeuert zu werden, aufzumuntern, sie mit Lebhaftigkeit zu verrichten. Die ihm als Leute von keinen Kräften fürkamen, beurlaubte er mit Gelde, ihm Freywillige an ihre Stelle anzuwerben. Die er als Leute von Herz und Kopf bey Gelegenheiten befunden, belohnte er mit doppeltem, drey ja wohl gar vierfachem Solde, in Erwartung, bis er sie befördern könnte. Die Kranken und Verwundeten waren versichert, daß sie von ihm alle Hülfe und Mittel zu Wiedererlangung ihrer Gesundheit erhalten würden. Da er wuste, daß einige Officiere in bedrängten Umständen waren, so lies er ihnen durch unerforschliche Umwege dasjenige beybringen, was sie wieder in Komlichkeit setzen konnte. Verschiedene hatten ihre Ausrüstung verlohren, die der Feind auf dem Marsch weggenommen: er lies unter der Hand Bagage einkaufen, welche der Verlohrnen ähnlich war, und indem er sich stellte, ob wäre es eine Beute, die man den Nubiern abgenommen, so ersparte er denen, welchen er sie als die ihrige, die man wiederbekommen, zurükgeben lies, den Schmerz, den ein Mensch, welcher Herz hat, allzeit empfindet, wenn er annehmen muß.

Bey den Berathschlagungen schien er mehr darauf zu denken, wie er sich unterrichten, als wie er seine Meinung von sich geben wolle. Er bezog sich auf seine Unerfahrenheit, und nahm die Meinung an, die er als die beste rühmen hören: und wenn er den, der sie eröfnet, auf eine feine Art gelobt hatte, so dankte er ihm, daß er ihm das Mittel verschaft, mit Nutzen zu sprechen. Im Gehorchen war er geschwind. Keine Hindernüsse waren fähig ihn aufzuhalten, sie hätten denn ganz und gar unüberwindlich seyn müssen. Da er mit seinen Soldaten die rauhesten Arbeiten theilte, und sie in den schröklichsten Gefahren anführte und leitete, so zeigte er ihnen durch sein Beyspiel, wie man sich dem Siege nähert. Niemahls brachte ihn eine Leidenschaft, oder eine Begierde nach Ruhm, der nur ihm allein angegangen wäre, dazu, daß er das Leben eines einzigen unter ihnen gewagt hätte. Er hatte sich weder ihren Schweis noch ihr Blut fürzuwerfen: der Gehorsam rechtfertigte ihn in allem. Indessen gehorchte er doch nicht ganz blindlings.

Eines Tages, als ihn der Grosfeldherr mit seinem aus 1600 Köpfen bestehenden Regiment absendete, die Feinde von einem Posten zu jagen, woher sie der Armee sehr beschwehrlich fielen, so flohe er, nach seiner Gewohnheit, das auszuführen, was ihm war anbefohlen worden. Da er aber den Posten recognosciren lassen, und selbsten recognosciert hatte, und dadurch erfuhr,

daß

daß der daselbst wohl verschanzte Feind an die 3000 Mann stark wäre, so schob er den Angrif bis zur Rükkunft eines Expressen, den er an den Grosfeldherrn geschikt hatte, auf. Der Grosfeldherr wolte es dem Expressen nicht glauben. Er begab sich selbsten an den Ort hin. Allein, er sahe, daß er übel berichtet worden, und veranstaltete den Angrif des Postens mit der einen Hälfte der Armee, indem er den Prinzen sehr lobte, daß er so viele wackere Leute nicht zu einem so gewissen als fruchtlosen Tode geführet hätte. Ein jeder, der die dem Prinzen gegebene Ordre wuste, tadelte den Grosfeldherren sehr, daß er sich in Sachen von solcher Wichtigkeit was aufbürden lassen. **Kadoram** wandte alles an, ihn frey zu sprechen, und sein Eifer war hierinn so geschikt, daß es ihm gelung. Der Grosfeldherr hielt sich ihm deshalb verpflichtet, und seit dem voller guten Willens für ihn, schafte er ihm öfters Gelegenheiten seine Verdienste sehen zu lassen. Endlich kam der Tag zum Treffen. Der König in **Nubien**, der in Person bey dem Gros seiner Armee stritte, hatte seine besten Völker dahin gestellet, welche beym ersten Anfall die Schlachtordnung der **Abissinier** durchbrachen. Ihr Hinterhalt war durch das Regiment geschwächt worden, welches der Grosfeldherr da weggezogen, um es bey dem Hinterhalt des rechten Flügels an die Stelle von **Belezis** seinem zu setzen. Der König in **Nubien** warf

das

das Gros des Heeres auf diesen Hinterhalt zu übern Haufen, und verfolgte mit seiner ganzen Reuterey die Flüchtigen.

Hier lies Radoram sehen, daß, wenn er seine Ordre zu rechter Zeit einzuschränken wüste, er nicht weniger hizig wäre, sie auszudähnen, so bald es die Nothwendigkeit erforderte. Der Grosfeldherr hatte ihn mit seinem Regiment an die rechte Spitze des linken Flügels gestellt. Er bewegte sich gegen den rechten Flügel der Nubier, als er bemerkte, daß das feindliche Fusvolk von dem Gros der Armee, welches der Kern des ganzen nubischen Fußvolkes war, von seiner Reiterey entblößt stund, und sich theilen wolte, um den beyden Flügeln des abißinischen Heeres in die Seiten zu fallen. Die Zeit war kostbar: die Generals von dem linken Flügel sahen nichts, als den feindlichen rechten, welcher gegen sie losbrach. Der Prinz zohe also nichts als seinen Muth und die Wichtigkeit des Manövres zu rathe. Er zohe sich in das lezte Glied, und lies das erste vom Hinterhalt, nebst einigen Geschwadern zur Unterstüzung vorrücken. Er stellte verschiedne kleine Bataillons in Colonnen, theilte die Reiterey in ihre Zwischenräume, und fiel dieses nubische Fusvolk an, welches an den Seiten nicht bedekt war. Der Erfolg war seiner Hofnung gemäs. Seine zu Roß und Fus vermischt fechtende Leute hatten bald diesen Klumpen Fusvolk durchbrochen und zerstreuet.

streuet. Der Prinz begieng nicht den Fehler, denen Flüchtigen nachzusetzen. Der Gehorsam rief ihn auf seinen ersten Posten zurük, und eine halbe Schwenkung links um brachte ihn wieder dahin. Hierbey fiel er dem rechten nubischen Flügel in die Seite, und entschied vollend dessen Niederlage, welche der Generallieutenant schon glüklich angefangen hatte.

Der Graf.

Ich sagte es wohl, daß man Belezis in die unterirdische Gegenden zurük schicken würde. O! er hatte seinen Grundsaz nicht so auf der guten Seite genommen, wie sein Bruder.

Der Ritter.

Ich will Sie seine Fehler anmerken lassen. Stellen Sie sich für, wehrter Graf, als wenn Sie einer von seiner Richtern wären, und an Ihrer Stimme das meiste gelegen sey. Morgen werde ich Sie unter der bewachsenen Allee erwarten.

Das neunte Gespräche.

Von den Tugenden und Eigenschaften des Feldherrn.

Der Ritter.

Geben Sie sich keine Mühe, mein Vetter, sich gegen mich zu verstellen. Ich schäme mich nicht, daß Sie gesehen haben, wie ich mich zu der Unterredung, die wir mit einander halten solten, vorbereitet. In der Absicht, heute mit Ihnen von den Tugenden und Eigenschaften des Generals zu sprechen, habe ich doch im Plutarch den großen Mann nachsehen wollen, den ich glaube, Ihnen zum Muster vorstellen zu können.

Der Graf.

Sie vergrößern ohn Unterlaß meine Erkänntlichkeit, liebster Onkel = = = =

Der Ritter.

Wir wollen uns nicht in Komplimente einlassen. Ich bin zufrieden, wenn Sie überzeugt seyn, daß ich zu Ihrem Nutzen alles thue, was mir möglich ist. Haben Sie das Urtheil des Belezis wohl überlegt?

Der Graf.

Ja, mein Herr, indem ich seine Geschichte zu Pappier brachte, habe ich den Eindruk angemer-

ket, den jeder ihrer herfürstechenden Züge auf ihre Beobachter machen muste.

Der Ritter.

Sehr wohl. Das Murren des Lagers half denen Wahlfürsten den König kennen, den sie erlesen musten; die Stimme des Volkes betrüget selten. Was haben Sie sich gesagt, daß die Officiere dachten?

Der Graf.

Indem sie eingestunden, daß **Belezis** freygebig wäre, so wolten Sie ihm doch keine Erkänntlichkeit für die Geschenke schuldig seyn, die sie von ihm empfangen hatten. Er giebt, sagten sie, ohne Ueberlegung, und ohne Anstand: er scheint, das, was er giebt, nur deswegen zu geben, weil er es verachtet. Er macht sich für das, was er giebt, mit der Prahlerey, womit er es thut, bezahlt: er läßt es durch die Verwirrung erkaufen, die er gar nicht besorgt ist, denen zu ersparen, welche etwas von ihm empfangen. Seine Freygebigkeit ist nüzlich, aber blind, voll Eitelkeit, und überlästig.

Der Ritter.

Sehen Sie, das ist die Sprache derer Leute, denen die Erkänntlichkeit zur Last fällt. Fahren Sie fort, mein lieber Graf: Sie dringen vollkommen in die Natur des menschlichen Herzens ein. Was dachten die Generale?

Der

Der Graf.

Belezis, sagten sie, ist ein Prinz, der vielen Wiz besizt. Allein, er ist dessen gar zu sehr überredet. Voll Vertrauens in seine eigene Einsichten folget er blos ihrer Anführung. So wenig bereit, Beyfall zu geben, als strenge, zu tadeln, ertapt er bey andern, was man kritisiren kann, ohne desjenigen zu gedenken, was sie entschuldigen könnte, oder ihnen Lob verdiente. Sein Muth und Seine Herzhaftigkeit sind so gros, als möglich. Allein, wenn sie jezund nichts zurük halten kann, was werden wir nicht von ihrem Ungestüm zu befürchten haben, wenn er Herr seyn wird, sich ihnen nach Gefallen zu überlassen?

Man muß gestehen, sagten die Soldaten, daß der Prinz Belezis beherzt und unerschrocken ist. Allein, bey allem dem bestehet seine Herzhaftigkeit nur darinn, daß er den Tod verachtet, und wenn er ihn fürchtete, so würde er geringer als der Geringste unter uns seyn. Er ist beständig bey den Generalen: seine eigene Soldaten sind ihm unbekandt. Sein Bruder soll leben! Ihm liegt das Handwerk am Herzen: er versteht, Soldat und Oberster zu seyn.

Kurz, alle, welche den Karakter des Belezis durchdachten, und sein Betragen während des Feldzuges untersuchten, vereinigten sich, große Eigenschaften an ihm zu erkennen. Allein, sie urtheilten, daß sie entweder unreif und übel an-

gebracht, oder unordentlich wären. Wir verlangten, sagten sie, einen Officier, einen Soldaten an ihm: er aber hat uns einen Prinzen, einen General wollen sehen lassen. Wenn er unser König wird, so wird er alles seyn wollen: er wird glauben, alles zu wissen, und wird alles ausführen wollen. Unsre schönsten Handlungen werden in seinen Augen blos nach Befehl und Pflicht scheinen, und der wird übel anlaufen, welcher auch wird wollen klug seyn.

Der Ritter.

Nach einem so wohl überlegten Urtheil darf ich nicht mehr befürchten, mein wehrter Graf, daß ich Ihnen das geringste sagen könnte, was über Ihren Horizont wäre. Ich kann Sie dem Helden in seinem Lauf nachfolgen lassen. Von denen Officieren geliebt, von den Soldaten wehrt und hoch gehalten, von dem General begünstigt, ist er ein Lehrling, der nur noch einen Schritt zu thun hat, um Meister zu werden. Für die Zeit, mein Vetter, da Sie an diesem glüklichen Punkte seyn werden, will ich Ihnen keine Erinnerungen geben. Die Erfahrung und Betrachtung werden Ihnen hinlängliche Rathgeber seyn, und Sie werden in Ihnen selbst diejenige Hülfe finden, welche Ihnen alsdenn nöthig seyn wird. Allein, es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß Sie keine falsche Vorurtheile von demjenigen haben, was den vollkommenen Feldherrn ausmacht, und da die ersten Begriffe,

wofern

wofern sie wahr seyn, niemahls verlöschen, so wünsche ich, sie Ihnen beyzubringen.

Den großen Kriegsmann zu bilden, ist Klugheit, Muth und Ausrichtsamkeit nöthig. Diese drey Eigenschaften schlüssen alle andern kriegerischen Eigenschaften in sich ein. Der kluge Mann wählet die wahren Mittel, das auszuführen, was er für kommlich ansieht: er siehet die Schwürigkeiten vorher, und da er geschikt ist, die Art, wie er es anfängt, sie zu entfernen oder zu überwinden, zu verbergen, so sezt er alle, die ihm Hindernüsse in Weg stellten, in Verlegenheit. Der beherzte Mann greift die Ausführung desjenigen, was er entworfen, mit Kühnheit an: er wird durch keinen Seitensprung aus der Fassung gebracht, und fest im Mittel der Gefahr, weis er, so wohl sie auszuhalten, als ihr zu entgehen. Der ausrichtsame Mann schläft bey gutem Erfolg nicht ein, und läßt sich durch den schlimmen nicht niederschlagen, sondern allezeit Herr über sich selbst, erkennt und sammelt er die Vortheile des ersten mit eben der Geschwindigkeit, mit welcher er gleichsam flüget, denen verdrüßlichen Folgen des andern zu steuren.

Sehen Sie, mein Vetter, diß macht den großen Kriegsmann aus. Erkennen Sie darinn den **Turenne**, wie er seine Anstalten machte, um jene große Armee, welche in **Elsaß** und **Lothringen** eingedrungen war, Stükweise aufzuheben. Erkennen Sie diesen Helden, wie

er sie mit gleich so viel Muth als Geschwindigkeit aufhob, und den schwachen Rest eines Heers von 60000 Mann bis in das Herze **Teutschlandes** zurük jagte. Sie sehen in dieser einzigen That den klugen Mann, den beherzten Mann, und den ausrichtsamen Mann beysammen. Erkennen Sie diesen vollkommenen Feldherren, wie er vor **Valenciennes** geschlagen worden, und sich bald hernach wieder im Felde zeigte, die Sieger aufhielt, und sie zwang, zu zweifeln, ob es auch wohl wahr wäre, daß sie ihn geschlagen hätten. Diß ist der Gipfel der Ausrichtsamkeit, der Herzhaftigkeit und der Klugheit. Sehen Sie den weisen **Montecuculli** mitten aus dem Hauffen derer Subalternen durch ein Manövre herfürbrechen, welches dem des großen **Scipio** ähnlich war. Er war es, der die Diversion in **Pommern** anrieth und ausführte, welche die **Schweden** zwang, **Teutschland** zu verlassen, welches man nicht wieder sie vertheidigen konnte. Sehen Sie weiter **den Prinz Eugen**, wie er die besten Feldherren seiner Zeit hinters Licht führet, wie er wider ihren Willen oder wider ihr Wissen über eine Menge von Flüssen und Strömen sezt, wie er mit einer Hand voll Leute unermeßliche Länder bedekt, oder sie von Feinden reiniget, und zahlreiche Armeen anstürmt, und sie in die Flucht schlägt, und wie er den Sieg hinter sich drein schlept, oder mit dem Schikfal ringet.

Ich

Ich könnte Ihnen, mein lieber Graf, noch eine Menge anderer großen Generale anführen, welche Europa herfürgebracht, weil jedes Zeitalter und jede Nation deren verschiedene zählet. Allein, diese durchlauchtigen Männer haben in denen Gelegenheiten, worinn sie ihre Klugheit, Muth und Aufrichtsamkeit bewundern lassen, blos große Kriegsleute dargestellet. Lassen Sie uns den vollkommenen Feldherren, den Helden in ihnen suchen.

Um diesen rühmlichen Titul zu verdienen, muß ein Feldherr mit unermüdlichem Eifer das Nüzliche und Ehrliche suchen, und diß nur allein suchen. Der falsche Begrif, den die meisten Menschen von dem Ruhm haben, macht, daß diejenigen, welche an der Spitze derer Kriegsheere stehen, sich oft genug blos darauf legen, wie sie schimmernde Streiche ausführen mögen, in dem festen Glauben, dann wären sie mit Ruhm überhäuft, wenn sie nur ihren Namen berüchtigt gemacht.

Der Graf.

Ist es möglich, daß mit so viel Einsicht, als Leute haben müssen, welche ihr Verdienst zu diesem hohen Range erhoben, die Feldherren nicht das Blendwerk sehen? Ey, mein Herr! wenn der Ruhm in einem berüchtigten Namen bestünde, so würden die größten Bösewichter, dessen mehr erlangt haben, als der größte Theil derer Helden. **Nero** und **Caligula** sind bekannter, als

Trajan und Marc = Aurel = Carrouche ist in Frankreich bekannter, als du Gveclin und Bayard.

Der Ritter.

Das Vorurtheil davon wird mit der Muttermilch eingesogen, und durch das übelverstandne Lesen derer Dichter und einiger Geschichtschreiber genähret. Wenn man dem **Nüzlichen** und **Ehrlichen** nachfolgt, so folgt man auch dem **Rühmlichen** nach, selbst in dem fälschlich angenommenen Begriffe, weil man dadurch den Beyfall erlangt. Wenn man aber dem nachhängt, was rühmlich scheint, so ertappt man nicht immer das Nüzliche und Ehrliche. Hätte der **Prinz von Oranien**, nachheriger **König von Engelland**, den **Herrn von Luxemburg** bey **St. Denis** *) geschlagen, so hätte er, in dem einmahl angenommenen Verstande seinen Ruhm vermehret. Indessen würde sein Sieg dennoch eine würkliche Befleckung gewesen seyn. Er hätte seinen Fehler für den Augen des Volkes bemäntelt, aber keine gute Handlung daraus gemacht.

Ein Feldherr hat die Kräfte seines Oberherren nicht deswegen in Händen, daß sie ihm zu seiner eigenen besondern Größe dienen sollen. Er kann dieselbe zwar suchen, allein blos dadurch, daß er das-

*) Der Prinz wuste, das der Friede geschlossen war. Gleichwohl grif er den Herrn von Luxemburg an, in der Hofnung ihn zu überrumpeln.

dasjenige thut, was an sich ehrlich, dem Fürsten nüzlich und dem Staat vortheilhaft ist. Wer den Ruhm suchet, den fliehet er, und im Gegentheil, wer diesen vermeinten Ruhm zu verachten weis, der ist sicher, des wahren nicht zu verfehlen. **Fabius** kümmert sich um das Murren seiner Bürger nicht: er ist taub bey ihren Vorwürfen, und errettet sie, wieder ihren Willen. **Lucullus** liefert mit 15000 Mann dem **Tygranes** eine Schlacht, der eine Armee von 200000 Köpfen hat. Er schmekt das Vergnügen schon im voraus, seinen Sieg von den **Römern** preisen zu hören. Aber der Senat, welcher besser als das Volk urtheilt, tadelt ihn, daß er die Provinzen und die Ehre der Republik gewagt hat.

Der Graf.

Ueber einen so beträchtlichen Gegenstand wolte ich Sie bitten, mein Herr, mir einige Beyspiele aus einer Zeit anzuführen, welche der unsrigen näher kommt. Denn ich habe mit **Herr von Robert** öfters von dem Kriegswesen derer **Römer** gesprochen, und dieser geschikte Officier hat mir den Glauben beygebracht, sie wären in diesem Stük denen andern Völkern so sehr überlegen gewesen, daß ein Consul ohne Verwegenheit hoffen konnte, mit zwey oder drey *) Legionen die zahlreichsten Armeen zu schlagen.

*) Die stärkste Legion bestand aus 5000, und die schwächste aus 4500 Mann.

Der Ritter.

Nun wohl! Wir wollen den großen Conde und den Vicomte von Turenne mit einander vergleichen. Wir wollen uns von denen Schmeichlern nichts aufbürden lassen, welche glauben, es sey dem Menschen zu hoch, den Unterschied zwischen diesen beyden Feldherren zu bestimmen. Die Geschichte beurtheilet sie nicht in Ansehung ihres Ranges, sondern in Ansehung ihrer Thaten. Wenn **Turenne** sich für einer feindlichen Armee zurükziehet, so denkt er nicht an das, was man Ruhm nennt. Wenn er aber in seinem Zurükzug **Elsas** Fus für Fus strittig macht, **Champagne** und **Bourgogne** bedekt, und den Feind die ganze bequeme Jahreszeit unnüzlich zubringen läßt, so erhält er das Reich, und es ist kein **Franzose**, welcher nur von seinem Manövre unterrichtet ist, der seinen Namen nicht mit Lob ausspreche, und ihm noch in der Erde Dank sage. Der Prinz trift, wider die Meinung aller Leute, bey **Rocroi** mit einer Armee, die der seinen in allen Stücken überlegen ist: die Liebe zum Ruhm führt ihn in die entsezlichsten Gefahren: er trägt einen vollkommenen Sieg davon, und die Dichter sezen ihn in den Rang der Helden. Allein, bey allem diesem guten Erfolg ist nicht ein vernünftiger Franzose, der nicht noch über die Gefahr zittert, welche der Staat damahls gelaufen, und der das Feuer einer allzustark aufsiedenden Jugend nicht

an

an dem Feldherren erkennet, welcher den Dunst des Ruhmes in die eine, und das Schikfal Frankreichs in die andre Wageschaale legen konnte. Der Prinz selbst urtheilte in einem reiferen Alter nicht viel günstiger von dieser berüchtigten That, und theilte sie sehr gern mit Gassion. Das Nüzliche und Ehrliche, mein Vetter, ziehet den wahren Ruhm allemahl nach sich.

Es ist ein wesentlich Ding an dem vollkommenen Feldherren, das Blut seiner Soldaten zu schonen, unabläßlich wegen ihrer Sicherheit auf der Hut zu stehen, und sich gegen die Verbrechen und das Laster sowohl des Ansehens, was ihm sein Fürst anvertrauet, als der Neigung zu bedienen, die seine Völker zu ihm tragen. Ein Herrscher ziehet einen geschikten Kriegsmann denjenigen, welche unter ihm seyn, nur deswegen vor, weil er hoffet, seine Fähigkeit werde seinem Volke viele Unfälle ersparen. Wenn die Waffen zwischen ihm und seinen Feinden den Ausschlag geben sollen, so wünschet der Fürst, daß es zu seinem Vortheil geschehen möge. Was für Staat kann er nun auf die Generale machen, die so Te deumgeizig seyn, und Siege hänffen, deren Frucht ein vier und zwanzigstündiger Besiz des Schlachtfeldes ist? Seine Streitigkeit wird einem Proceß ähnlich, welchem man nach gefälltem Urtheil für beyde Theile gleich verderblich befindet. Von so vielen Schlachten, die Turen-

ne geliefert, siehet man keine, welche unnüz oder gewagt gewesen wäre. Entweder war der Sieg durch die Genauigkeit seiner Maasregeln beynahe ganz gewiß, oder der Zurükzug leichte und wohl überlegt. In denen bey **Arras**, **den Dünen**, **Türkheim** und **Sinzheim** fürgefallenen Begebenheiten ist der **Held** mit dem **grossen Feldherren** zusammengeschmelzt. Der Feldzug, worinn dieser auf ewig berühmte Mann starb, ist allein ein vollständiges Collegium über den Krieg. Man solte sagen, er hätte darinn einen kurzen Begrif seiner ganzen Wissenschaft = = = = eine Wiederholung seines ganzen Lebens geben wollen. Welcher Unterschied war auch zwischen denen Zuruffungen, die er von den Soldaten und dem Volke empfieng, und denen, womit man den Ueberwinder bey **Senef** und den bey **Neerwinden** beehrte?

Der **Marschall von Villeroi** machte bey **Cremona**, und der **Marschall von Broglio** an der **Secchia** ein Loch in ihren Ruhm durch ihre gar zu große Sicherheit. Feldherren von besondern Gaben, hören sie einen Augenblik auf, über ihre Völker zu wachen, und sie werden zu gewöhnlichen Menschen: der erste verliehrt dabey auf immer das Zutrauen des Soldaten, und der andre hat einer Gelegenheit nöthig, die die einzige in ihrer Art ist, nur es wieder zu erlangen. Die Nachläßigkeit des **Grafen von Nassau-Weilburg** verursachte den Verlust

von

von Landau, und Herr von Tallard war ihr den Sieg bey Speirbach schuldig. Der Herzog von Eisenach machte durch die seinige, daß der Marschall von Crequi Consarbrük vollends vergas. Ohne Zweifel hätte Turenne den Stos bey Marienthal und der Prinz Eugen den bey Denain mit etwas mehr Wachsamkeit vermeiden können.

So bald der Marschall von Lorges seine Völker dem Laster und der Ausschweifung überlassen, so ist er nicht mehr der würdige Enkel des Turenne. Da er schrekliche Befehle überbrachte, war er ein Held, wenn er sie milderte, so wie in seiner Gewalt stund, an statt, daß er die Uebelthaten seines Heeres auf sich selbst lud, in der er ihm den Zügel schüßen lies. Wie bezeigte sich nicht Turenne in eben dem Lande bey eben der Strenge? Die Plünderung von Tillemont ist ein Fettflecken an dem guten Namen des berüchtigten Moriz von Oranien. Der Marschall von Luxemburg ist noch jezt wegen der Ausschweifungen seiner Völker in einigen Dörfern bey den Holländern in Vermaledeyung. Die Ansteckung von Altona läßt an dem Graf von Steinbok nichts als Unmenschlichkeit sehen.

Der Graf.

Allein, mein Herr, das Kriegsrecht verdammt jeden mit Sturm eingenommenen Ort zur Plünderung, und erlaubet, auf alle Arten ein Land

zu verheeren, woraus der Feind Unterhalt ziehen, oder welches ihm Winterquartiere geben könnte.

Der Ritter.

Summum jus, summa injuria; das größte Recht ist das größte Unrecht. Die Leidenschaft beruft sich auf das Kriegsrecht, und die Menschlichkeit lindert die Grundsätze, die ihr entgegen seyn. Man kann von einer mit Sturm eingenommenen Stadt Lösegeld nehmen: man darf denen, die man mit den Waffen in der Hand ertappt, eben kein Quartier geben: aber der Bürger, welcher keinen Theil an der Vertheidigung hatte, ist er strafbar, daß er in seinem Vaterland gebohren worden? muß man das Frauenzimmer wegen der Hartnäckigkeit des Soldaten züchtigen? Man kann ein Land zerstöhren und anstecken, ohne gegen die Einwohner grausam zu seyn, ohne die Asche derer Todten zu beunruhigen, und die geheiligte Freystadt derer Gräber zu schänden. Doch wir wollen uns so abscheulicher Dinge nicht weiter erinnern.

Es gehöret blos für den unwissenden Pöbel, das Glük wegen jedes schlimmen Erfolges zur Rechenschaft zu fordern. Männer, welche Urtheilskraft besitzen, untersuchen ihre Ursachen, und finden oft, daß man es auf Kosten des Feldherrn oder eines andern großen Officiers der Schuld ledig zählen könne. Die Schlacht bey **Malplaket**, sagen die meisten **Franzosen**,

ward

ward nur deswegen verlohren, weil der **Marschall von Villars** verwundet war. Allein, wird einer von diesen Leuten, die sich nur auf vernünftige Gründe geben, sagen, mich dünkt doch, als wenn man dem **Herrn von Villars** zum Nachtheil des **Herrn von Boufflers** viel Ehre erweise. Die Anstalten waren von diesen beyden Generalen mit gemeinschaftlicher Uebereinstimmung gemacht. War der eine verwundet, so trat der andre in seine Stelle. Wäre die Schlacht auch verlohren worden, wenn der **Marschall von Boufflers** verwundet gewesen. In diesem Fall hätte der König, der nur deswegen zwey Marschälle bey seine Armee gesezt, daß der Handel desto besser ausgeführt werden solte, die Schwührigkeit zu überwinden vermehret, anstatt daß er das Gegentheil zu thun gedacht. Wenn aber die Anstalten fehlerhaft waren, wenn die Sache schlecht geführt wurde, konnte man auch was anders als den Sieg von einem Heere erwarten, welches den **Prinzen Eugen** und den **Herzog von Marlborough** an seiner Spize hatte = = Feldherren, so geschikt in ihren Einsichten, so würksam ihre Vortheile zu erwischen, und Nuzen davon zu ziehen? Waren im Gegentheil die Anstalten wohl gemacht, und das Treffen gehörig unterhalten, wird man da den **Herrn von Boufflers** rechtfertigen können, daß er einen Zurükzug, wovon er ganz allein die Ehre hoffen konnte, einem Siege für-

gezo-

gezogen, dessen Ehre er mit dem verwundeten Marschall theilen müssen?

Auf solche Weise, mein wehrter Graf, muß ein Lehrling, der ein geschikter Meister werden will, die großen Zufälle stillschweigend untersuchen. Diese Untersuchung wird ihm den falschen soldatischen Grundsaz benehmen, welcher saget, daß man im Kriege viel wagen müsse. Die, welche ihn annehmen, stehen in der festen Meinung, daß der gute Erfolg sie mit Ehren überhäuffe, indeß das Glük dem Vorwurf wegen des übeln Ausschlages blosgestellt wird.

Der Graf.

Denken Sie also mein Herr, daß nichts in der Welt von denen Feldherren die Schuld des schlechten Erfolges abwälzen könne? Soll man auch einem General seine Niederlage beymessen, wenn er nur schlechte Völker gegen einen Feind hat, der mit einer guten Armee versehen ist?

Der Ritter.

Es ist unstreitig, daß der Phönix der Feldherren dadurch nur desto unglüklicher seyn würde, wenn er schlechte Völker hätte. Aber die Zaghaftigkeit seiner Soldaten schüzt seine Ehre nur in so weit, als er nichts beygetragen hat, sie zu unterhalten. Die beständigen Unfälle **Annibals** seit seinem Sieg bey **Cannä** werden der schlechten Lust seiner Soldaten zugeschrieben, welche das Winterquartier zu **Capua** weichlich gemacht hatte. Er aber hatte den Fehler begangen,

gangen, sie in einem Lande, wo alles im Ueberflus war, so lange Zeit müßig stehen zu lassen. **Marcellus** hingegen verliehrt zwar eine Schlacht wegen der wenigen Herzhaftigkeit seiner Legionen: aber er weis, seine Soldaten von einem Tag bis auf den andern zu verwandeln, und durch die Schärfe einer guten Kriegszucht macht er sie fähig, den Morgen drauf ihre Ueberwinder zu schlagen. Bey der **Marfeischen** Schlacht unter **Ludwig dem dreizehnten** kehrte die ganze Reiterey schändlicher Weise den Rücken: die Niederlage ward nichts desto weniger dem **Marschall von Chatillon** beygemessen, welcher, außer dem, daß er seinen Plaz übel gewählet, verabsäumet hatte, die Reiter auf seine Seite zu bringen, ob es ihm gleich sehr leicht fiel, wenn er ihnen nur über einen Theil ihres Soldes, den man ihnen zurükhielt, Gerechtigkeit wiederfahren lies. **Turenne**, der seinen Beutel, seine Klugheit und seinen Muth anwandte, um die **Weimarischen** Völker abzuhalten, ihn zu verlassen, verdiente selbst da die größten Lobsprüche, wenn er auch durch ihren Abgang geschwächt und deshalb aufs Haupt wäre geschlagen worden.

In der berüchtigten Schlacht bey **Höchstädt** ergaben sich acht und zwanzig Bataillons Franzosen mit allem ihrem Gewehr. Man geräth in Versuchung, die Officiers sowohl als die Soldaten der Feigheit zu beschuldigen. Allein,

wenn man es genauer untersucht, so sezt man den Fehlern des **Herrn von Tallard** noch diesen bey, daß er wackere Leute in einen elenden Posten eingesakt. Ein Feldherr, welcher von einem Feind übewunden worden, der ihm an Stärke überlegen gewesen, kann gar nicht vermeiden getadelt zu werden, und erhält es kaum, daß man ihn beklagt, wenn er nicht die Nothwendigkeit zu schlagen anführen kann. Ohne dieses ist er ein Verwegener, welcher billiger Weise bestraft worden.

Der Graf.

Allein, mein Herr, **Leonidas**, der den Durchgang bey **Thermopyle** einer unzählichen Armee streitig macht, stirbt ja, als ein Held? Keine von denen Schlachten derer **Griechen** wieder die **Perser** in **Griechenland**, läßt an ihren Feldherren Verwegenheit wahrnehmen?

Der Ritter.

Nein! denn sie waren unvermeidlich. **Leonidas** ist ein Held, der sich für das Wohl seiner Landesleute waget. Aber **Ludewig aus Ungarn**, der mit einer Hand voll Leute eilet, ein zahlreiches türkisches Heer anzugreifen, kam ohne Ruhm dabey um, ohngeachtet der Tapferkeit, womit er fochte.

Der Graf.

Der zwölfte **Karl** würde bey **Pultawa** nicht rühmlicher gestorben seyn als **Ludewig** bey **Mohaz**, er, der mit zwanzig tausend für

Hunger

Hunger und Arbeit halb todten Männern hartnäckig darauf bestund, sechzig tausend wohlverschanzte und mit allem versehene Moskowiter gewaltsam aus dem Felde zu schlagen. Man hat dem Herrn von Tourville den Ruin seiner Flotte bey dem Vorgebürge De la Hougve nicht Schuld gegeben, weil er fest bestimmten und ausdrüklichen Befehl hatte, zu schlagen. Aber der Stos bey Dettingen = = =

Der Ritter.

Halten Sie ein, mein Vetter. Sie verfallen in den Fehler, den ich mich zu vermeiden bestrebt habe. Tasten Sie keine Namen an, denen Sie Ehrfurcht schuldig seyn. Schlüßen Sie aus diesen Zügen der Geschichte, wovon eine größere Zahl unnüz seyn würde, schlüßen Sie daraus, sage ich, daß der Held nicht von dem Glük abhängt, und daß widrige Zufälle den Ruhm eines Feldherrn nicht berühren, so bald es nicht an ihm lag, ihnen auszuweichen. Allein, beobachten Sie, daß es der menschlichen Schwachheit eigen ist, zu fehlen, und daß ein Fehler für denjenigen ein Anlaß zu Lobsprüchen wird, der eine Lehre daraus zu ziehen weis. Er verbessert ihn: er macht, daß man ihn vergißt. So war der Gebrauch beschaffen, den Turenne von dem Stos bey Marienthal, und der Marschall von Creqvi von seinem Unfall bey Conſarbrük machten. Die Wiederwärtigkeit ist der Probierstein des Helden. Der-

jenige, den sie erbittert oder niederschlägt, ist von demjenigen nicht unterschieden, den das Glük hoffärtig macht. In einem wie in dem andern befindet sich ein schwacher Geist, eine Seele, die ihrem Schiksal nicht gewachsen ist.

Der Graf.

Der Admiral von Coligni und Wilhelm der dritte sind Muster, die ich mir wohl nicht gern nachzuahmen wünschte.

Der Ritter.

Nein, weil man eben nicht gern unglüklich ist: Allein, wenn man einmahl Unglük hat, so muß man seinen Helden daraus bilden. Bisweilen geben die Fürsten einer Armee verschiedene Feldherren: wollen Sie wissen, welcher seiner Vollkommenheit am nähesten ist? Betrachten Sie denjenigen, der sich für den Niedrigsten dabey hält. Aristides überläßt bey Marathon das Kommando dem Miltiades: Der Prinz Eugen giebt dem Herzog von Marlborough nach: Der Marschall von Catinat übersiehet dem Herrn von Villeroi sein stolzes Verfahren: Diß sind Züge des Helden, der seinem eignen Nutzen ein Stillschweigen auflegt, den seines Fürsten und Vaterlandes zu befördern. Varro hingegen verwirft bey Cannä die Warnungen Paul Emils: Herr de la Ferte verachtet bey Valenciennes Turennes seine: Herr von Villeroi schlägt zu Chiarri in Wind, den Marschall von Catinat zu

Rathe

Rathe zu ziehen: weisen Sie ihnen den Rang an, der ihnen zukommt.

Die Tapferkeit ist für einen Feldherren dasjenige, was für einen gründlichen Geometer die Arithmetik ist. Jeder von beyden gebraucht sich derselben; aber sie werden einer wie der andere lächerlich, wenn sie Parade damit machen wollen. Es schikt sich blos für einen Pedanten, zu beweisen, daß er seine Anfangsgründe so gut, als der beste seiner Schüler verstehe. Man kann **Turennen** mit Mühe eine *) kühne Handlung verzeihen, welche nöthig war, sich die Hochachtung des Soldaten zu erhalten, und man wird

*) Als Herr von Turenne eines Abends im Hauptquartier herumspazierte, hörte er zwey Soldaten in einem Zelte, worinn sie zechten, von ihm reden. Der eine sagte, der Vicomte würde ein vollkommener General seyn, wenn er so tapfer als klug wäre. Der Vicomte hies den Soldaten in acht nehmen, und als man ihn ihm gezeigt, so wartete er die Gelegenheit ab, ihn wegen seiner Unbescheidenheit zu bestrafen. Als er eines Tages recognoscirен muste, hies er ihn rufen, und ohne ihm etwas weiter zu sagen, als daß er ihn begleiten solte, führte er ihn bis an den Rand des Grabens von dem belagerten Plaz. Dem Soldaten war die Furcht auf das Gesichte gemahlt. Wie der Vicomte an dem Rande des Grabens war, hies er den Kerl mit folgenden Worten von sich: Gehe zurük und trinke mit deinen Kameraden, aber rede bey ihnen nicht übel von einem Mann, der so tapfer ist, wie du.

den **Marschall von Gaßion** beständig tadeln, daß er den Tod an *) einem Orte suchen gieng, wo es sich nur für einen Grenadier schikte, ihn zu finden.

Der Graf.

Erlauben Sie mir, mein Herr, Sie zu fragen, ob man in Beziehung auf die Tapferkeit von dem **Prinz von Conde** und von dem **Vicomte von Turenne** sage, daß dieser leztere für einen ganzen Feldzug, und der erste für einen Tag der Schlacht besser war? Ich kann diesen Ausdruk, den ich in guten Büchern gefunden, nicht anders begreiffen. Der Verstand, der sich davon darstellet, ist, daß **Turenne** ein besserer Feldherr und **Conde** ein besserer Soldat gewesen.

Der Ritter.

Derjenige, welcher sich zuerst also ausgedrükt hat, hat keine Ueberlegung gehabt, und selbst nicht gewust, was er sagen wolte. **Turenne** besas die Fähigkeit im Uebersehen und das kalte Blut im höchsten Grade, welches die fürnehmsten Eigenschaften eines Feldherren für einen Tag der Schlacht seyn, und diese Eigenschaften waren an dem **Prinz von Conde** so schimmernd als möglich. Das könnte man sagen, daß der Prinz einen Tag der Schlacht haben mußte, um seine Ueberlegenheit im Kriege zu erkennen zu geben.

*) Herr von Gaßion ward an den Paliſſaden von Lens getödtet.

geben. Allein hierbey muß man stehen bleiben. **Turenne** ist über die Vergleichung erhoben, und **den grossen Conde** würde man herunter setzen, wenn man ihn seinen Nebenbuhler in einer Eigenschaft übertreffen ließe, welche ihn geringer als denselben machen würde.

Der Graf.

Athenienser, sagte **Chares**, der damahls Feldherr der Republik war, **Timotheus** zeigt euch seinen Schild, der in dem Treffen aufs stärkste durchschossen worden, worinn er euch angeführet: sehet hier den meinigen! er ist noch so, wie er aus des Künstlers Hand gekommen, und ich würde erröthen, wenn er wäre verlezt worden.

Der Ritter.

Chares sprach, als ein großer Feldherr. Seine Zeit war fürbey, mit seiner Person seine Schuldigkeit zu thun. Die Billigkeit, mein wehrter Graf, ist die Grundveste aller Tugenden eines Feldherrn. Einen beherzten Mann fürchtet man: einem klugen und verschlagenen mißtrauet man: einen wachsamen und geschäftigen bewundert man: aber den **billigen** Feldherrn liebt, schäzt und bewundert man, und schenkt ihm sein Zutrauen. Wir wollen diese Unterredung mit der historischen Schilderung des größten Kriegsmannes beschlüßen, den das Alterthum aufweisen kann. Nach ihm haben sich unsre durchlauchtigsten Neuern gebildet. Eine einzige Handlung, die er gegen das Ende seines Lebens be-

gieng, verhindert mich, ihn Ihnen als einen Helden anzupreisen. Durch die öftern Verräthereyen der Seinigen mehr als durch seine andere Unfälle erbittert, wiederrief **Sertorius** in einem Augenblik eine Tugend, welche schon alle Proben ausgehalten zu haben schien. Wenn er aber vor diesem traurigen Augenblik gestorben wäre, oder wenn ihn der Tod nicht verhindert hätte, ihn zu ersetzen, so hätte er die gerühmtesten Helden Griechenlands und Roms weit hinter sich gelassen. Ihre Liebe für das Handwerk der Waffen wird Ihnen an einem Gemählde Geschmak finden lassen, welches ich sonst ohnedem zu ernsthaft für Ihr Alter halten würde.

Sertorius

eine Römische Geschichte.

Sertorius fieng während den ersten Spaltungen, welche **Marius** und **Sylla** in Rom erregten, an, daselbst bekannt zu werden. Als **Marius** aus der Stadt gejagt worden, ward seine Parthey von dem **Cinna** wieder errichtet, zu welchem sich **Sertorius** begab, nicht, weil er glaubte, als wäre die Gerechtigkeit auf Seiten irgend eines von beyden Theilen, da sie am Ehrgeiz einander gleich waren, sondern weil er von **Sylla** gehaßt wurde, und seine Sicher-

heit

heit nicht anders finden konnte, als wenn er sich zu dessen Feinden schlüge. Da er den wilden und grausamen Karakter des **Marius** kannte, so wiederrieth er dem **Cinna**, diesen alten Feldherrn in seinem Lager aufzunehmen. **Cinna** ward von der Gültigkeit seiner Ursachen überzeugt, und gab seiner Warnung nach, indem er sagte, es bekümmere ihn sehr, daß er alles dieses nicht vorher überdacht, ehe er den **Marius** zu sich berufen. Ach, rief **Serrorius** aus, **wenn du ihn berufen hast, so kannst du dich nicht entschlagen, ihn aufzunehmen. Treue und Glauben duldet weder Vernünfteln noch Ungewißheit.** Voll Abscheu gegen die Grausamkeiten, welchen sich **Marius** und **Cinna** überließen, machte er ihnen lebhafte Vorwürfe darüber, und da er gesehen, daß sie unempfindlich dabey waren, so ließ er die Trabanten mit Pfeilschüssen tödten, welche ihnen zu ihrer Barbarey dienten. Als der Theil, dem er aus Zwang angehangen, in **Italien** gestürzt war, so zog er sich nach **Spanien** zurük, in der Absicht, aus dieser weitläuftigen Gegend für sich und alle Römer, die sich der Tiranney des **Sylla** entzogen, eine Freystadt zu machen. Da war es, wo er seine Tugenden und große Eigenschaften an den Tag legte.

Serrorius, sagt **Plutarch**, glich **Philippen von Macedonien** an Geschäftigkeit, **Antigonen dem ältern** an Erfahrung, dem **Pirrhus** an Muth und dem **Annibal** an Klug-

heit; Dem **Metellus** war er an Fähigkeit und dem **Pompejus** an ruhmvollem Fortgang überlegen. Allein an Gunst des Glückes war er geringer, als alle diese Heerführer: denn dasselbe that niemahls etwas für ihn. An den Feind zu kommen uud ihn in der Nähe zu bestreiten war niemand in der Welt über ihn, und die größten Feldherren übertraf er, wenn es darum zu thun war, daß man einen Marsch oder ein Manövre für dem Feind verbergen, oder ihm zuvorkommen solte. Mit Herzhaftigkeit so wohl als mit Klugheit versehen, war er so geschikt, aus seinen Vortheilen Nutzen zu ziehen, als sich zu verhindern, deren zu geben: er vermied die mörderischen Treffen mit Geschiklichkeit: er wählte seine Posten mit einer allezeit sichern und durchdringenden Einsicht: er nahm alle Arten von Figuren und Formen an sich, um den Feind zu verderben: mit einer gleichen Aufmerksamkeit blikte er so vor als hinter sich; und stellte stäts seinen Gegnern unvermeidliche Netze, ohne jemahls in die zu fallen, welche sie ihm stelleten. So war **Sertorius** für den Krieg beschaffen.

So flüchtig und verbannt er war, ohne andre Bundesgenossen und Freunde, als die, welche ihm seine Tugend machte, und ohne andre Erhohlungsmittel, als die er in seiner Fähigkeit fand, hat er der ganzen Macht **Roms** die Spitze geboten. Mit funfzehen tausend Mann regulirter Völker hat er den Krieg wieder die berüchtigsten

tigsten Feldherren der Republik ausgehalten, welche die Schätze **Roms** zu ihrem Willen und 150000 alte Soldaten unter ihrem Befehl stehen hatten. Den **Metellus**, den man für den besten Heerführer seiner Zeit achtete, schlug er, machte ihm so viel zu schaffen, und führte ihn auf so schlüpfrige Wege, daß **Pompejus** mit einer neuen Armee kommen muste, ihm auszuhelfen. **Pompejus** sahe seine Lorbeern verwelken, so bald ihm **Sertorius** die Spitze bot. Nachdem er in eine unendliche Menge von Fallstricken gefallen war, sahe er sich so weit gebracht, daß er von Eroberung und Ansteckung einer verbundenen Stadt einen müßigen Zeugen abgeben mußte. Er verlohr eine große Schlacht, aus welcher er blos durch die Flucht mit Hülfe des **Metellus** entkam, der mit einer frischen und zum Angrif fertigen Armee herbey rükte. Da zohe sich **Sertorius** zurük. Als er die beyden Generale, die ihm mit vereinigten Kräften nachfolgten, ermüdet und abgeschrekt hatte, so fiel er ihnen wieder über den Hals, und verwickelte sie mit so vieler Kunst, daß ihre Armee zu schanden gieng, und sie mit derselben Trümmern **Gallien** flüchtig wieder gewinnen musten.

Als **Sertorius** eine Stadt von **Roms** beträchtlichsten Bundesverwandten belagerte, eilte **Pompejus** mit einem zahlreichen Heere herbey, sie zu entsetzen. Der erste unterstund sich, in dem Gesichte der Legionen gegen eine Anhöhe zu

rücken,

rücken, woher er den Platz noch näher einschlüssen solte, und der andre, den es anfänglich verdros, daß man ihm zuvorgekommen, wünschte sich hernach Glük zu seinem Unfall, der ihm den Vortheil verschafte, **Sertorius** zwischen der Stadt und seiner Armee eingeschlossen zu halten. Schon genos er das Vergnügen, diesen fürchterlichen Gegner zu demüthigen, und er lies denen Belagerten sagen, auf ihre Mauren zu kommen, und den Belagerer in der Falle zu betrachten. Aber es dauerte nicht lang, so erkannte er, daß er selbst auf dem Punkte stund, darein zu fallen. Er machte seine Anstalten zum Angrif, als er ein Corps von sechstausend Mann wahrnahm, die **Sertorius** nahe bey seinem vorigen Lager in einem bedekten Posten gelassen, und sich bereit hielten, ihm in Rücken zu fallen, so bald er nur den Handel würde angefangen haben. Er lies die Legionen wieder ins Lager einrücken, und hatte den Schmerzen, die Stadt, zu deren Entsaz er gekommen war, für seinen Augen einnehmen zu lassen.

Sertorius war über diejenigen, die man ihm entgegen stellte, so weit erhoben, daß sich **Metellus** bey dem geringsten Vortheil, den er in den Scharmützeln über ihn erhielt, einer ausschweifenden Freude überlies. Dieser alte Heerführer sezte einen Preis auf seinen Kopf, und versprach demjenigen, der ihn umbringen würde, hunderttausend Goldgulden, nebst zwanzigtau-

send

send Meßruthen Acker. Mit einem Wort, Pompejus konnte nicht anders, als mit Hülfe eines Verräthers und durch einen Meuchelmord über Sertorius triumphiren.

Diß, mein Vetter, sind Thaten, welche den großen Feldherrn beweisen. Hören Sie an, wodurch sich Sertorius in Stand sezte, sie auszuüben. Da er nur noch gemeiner Soldat war, so ergrif er mit geiziger Begierde die Gelegenheiten, sich herfür zu thun. Weil er von nichts, als von seinem Leben, Rechenschaft geben durfte, so sezte er es den größten Gefahren aus. Da sie aber keinesweges unübersteiglich waren, so zohe ihn immer seine Tapferkeit heraus, und da er sich niemahls fruchtlos wagete, so beschuldigte man ihn keiner Verwegenheit. Als er den Rang eines Anführers erhalten, so lies er in seiner Herzhaftigkeit nicht nach: er verknüpfte sie nur mit der Kühnheit und Klugheit, so, daß er sich durch unterschiedne bewundernswürdige Streiche das gute Gerüchte eines Mannes erwarb, der Verstand und Wirksamkeit besässe.

Niemahls begieng Sertorius eine Ausschweifung im Trunke. Er war der beste Reiter und der beste Infanterist bey der ganzen Armee. Zur Arbeit, zu einem kurzen Schlaf, zu den einfältigsten und gröbsten Speisen angewöhnt, besas er beständig die Zuneigung derer Soldaten, welche nicht einmahl in Versuchung geriethen, sich zu beklagen, da sie ihn eben das ausstehen

sahen,

was der geringste unter ihnen erduldete. In den Quartieren, oder wenn ihm ein Stillstand Musse verschafte, jagte und strich er in den Feldern allenthalben herum, welches ihm eine so große Kentnüß derer Gegenden zuwege brachte, daß er in seinen Zurükzügen niemahls verlegen war, sich aus den schlimmsten Umständen zu helfen, und im Nachsetzen gelung es ihm allemahl, seinen Feind in Verwirrung zu setzen, oder ihn an Oerter zu treiben, wo er nicht entwischen konnte.

Dieser großen Kenntnüß derer Oerter war **Sertorius** einen Theil seines guten Erfolges gegen **Metellus, Pompejus** und andre römische Feldherren schuldig. Sie hatten die besten Soldaten in der ganzen Welt, Legionen, die gewohnt waren, festen Fußes zu streiten, und alles zu Boden zu legen, was ihnen den Kopf bieten durfte. Versichert, auf flachem Felde zu siegen, suchten sie den **Sertorius** dahin zu ziehen, welcher sich ihre Hitze zu Nuz machte, und sie dahin führte, wo es ihm vortheilhaft war, daß sie hinkämen. Da waren alsdenn diese Ansprenger znm Vertheidigungsstand herunter gesezt, und stunden alles aus, was Belagerte ausstehen können, indessen daß ihr Feind, der ihnen Wasser, Fourage und Lebensmittel abschnitte, aller Vortheile eines Belagerers genos. Sezten sich die römischen Feldherren in Marsch, so war er hinter ihnen drein, quälte sie im Nachzug und

an

an den Seiten, uud erlegte sie, ohne zu fechten. Waren sie gelagert, so machte er ihnen so viel Lärmen, daß sie gezwungen waren, ihr Lager wieder aufzuheben. Veranstalteten sie die Belagerung irgend eines Platzes, so kam **Sertorius** unmittelbar durch einen andern Weg nach ihnen hin; er belagerte sie selbst und brachte sie auf das äußerste.

Nachdem wir an dem **Sertorius** den ausgelernten Feldherrn betrachtet haben, so wollen wir auch den Helden an ihm sehen. Weiser und enthaltsamer als **Philipp** und **Cesar**, treuer gegen seine Freunde als **Antigon** und **Pompejus**, menschlicher gegen seine Feinde als **Annibal** und **Metellus**, richtiger in seinen Unternehmungen als **Pyrrhus**, war **Sertorius** noch eben so unzugänglich für Wollust und Furcht, und bey gutem und bösem Glük sich immer so ähnlich bis auf den traurigen Augenblik, der ein so schönes Leben beflekte. Bereit, die Waffen nieder zu legen, wenn er Sieger war, unfähig, sich zu demüthigen, wenn er einen Stos erlitten, prächtig in den Vergeltungen, womit er schöne Thaten beehrte, gemäßigt in den Strafen, womit er die Fehler belegte, war er offenherzig und freundschaftlich mit den Officieren und Edelleuten, gesprächig und grosmüthig für die Soldaten und das Volk. Ohne Unterlaß auf der Hut wieder den Zorn, wich er wider seinen Willen der Nothwendigkeit, die ihm die Strenge anbefahl.

Er

Er zerstöhrte nicht mehr als eine Stadt, und er zerstöhrte sie blos, weil dem Ruhm seiner Waffen daran gelegen war, **Pompejen** darzustellen, wie er sich bey der Feuersbrunst eines Platzes so zu sagen wärmte, zu dessen Beystand er gekommen war. Allein ehe er ihn anstekte, rettete er vorher die Einwohner und ihre Sachen.

In dem gemeinen Leben war er sanft und menschlich, im Frieden schreklich durch die grossen Zurüstungen, die er zum Kriege machte, und im Kriege bewundernswürdig durch seine Liebe zu dem Frieden, den er suchte, ohne sich abschrecken zu lassen. Er war kein Ehrgeiziger, der seine eigne Ruhe und das Blut einer unendlichen Menge von Menschen seiner Leidenschaft aufopferte. Ein würklicher Kriegsmann durch seine Talente und sein Genie, führte er Krieg, ohne ihn zu lieben. Er nahm blos darum seine Zuflucht zu den Waffen, damit er sich Sicherheit verschaffen möchte, die er nur durch sie erlangen konnte; sie waren seine Freystadt. Voll Zärtlichkeit gegen sein Vaterland und Anverwandten that er sich mehr als einmahl in Ansehung ihrer durch die Güte seines Herzens herfür. Kurz, **Sertorius** war ein so wahrer Held als vollkommener Kriegsmann, indem er alle bürgerliche, politische und kriegerische Tugenden mit einer unverlezlichen Billigkeit krönte. Warum muß doch ein so großer Mann zu lange gelebt haben!

Das zehende Gespräche.

Von denen Reichthümern, ihrer Erwerbung und ihrem Gebrauch.

Der Ritter.

Ich beobachtete gestern, mein lieber Graf, daß Sie sich sehr wohl zufrieden von dem Spiel begaben. Haben Sie auch über die Ursache Ihrer Freude nachgedacht? Sie hatten ohne Zweifel gewonnen?

Der Graf.

Es ist wahr, mein Herr: ich gewann sechzig Marken.

Der Ritter.

Ey! und wie viel galt die Marke?

Der Graf.

Ach, wehrtester Herr Onkel, Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß meine Freude von dem Gelde herkam, was ich gewonnen hatte. Ich kann Sie versichern, daß, da ich im Spiele niemahls mehr gewagt habe, als was ich verlieren konnte, ohne meinen andern kleinen Ergözlichkeiten Abbruch zu thun, ich jederzeit bey der Vermehrung oder Verminderung meines Stamms gleichgültig geblieben bin.

Der Ritter.

Bloße Einbildung, mein Vetter! platonische Betrachtungen! Wo solte denn Ihre Freude beym Gewinnst, und ihr Verdruß beym Verluste herkommen?

Der Graf.

Vielleicht werden Sie mir schlechten Glauben beymessen, mein Herr. Allein, ich glaube, daß die Fürstellung des kleinen Vortheils, den ich über diejenigen habe, denen ich abgewinne, meine Freude verursacht. Wenn ich mit Verlust weggehe, so tadeln sie mich und lachen mich aus. Wenn ich aber gewinne, so gebe ich ihnen den Spott reichlich zurük.

Der Ritter.

Ich will Ihnen Ihr italiänisch Sprüchwort darüber sagen: Si non é vero é bene trovato. Dem sey indessen, wie ihm wolle: aus der Würkung, die Sie, wie ich in unsern Unterredungen bemerkt habe, dem Gelde zuschreiben, würde ich geurtheilt haben, daß Sie demselben mehr anhingen, als sich für Ihre Geburth und Ihr Gewerbe schikte. Diesen ersten Beobachtungen zu folge habe ich meine gestrige angestellt.

Der Graf.

Ich würde mir mein Lesen wenig zu Nuz gemacht haben, wenn ich mich nicht überzeugt hätte, daß Gold und Silber an sich selbst nichts hat, was unsre Begierden kützeln soll, weil sein Werth von Ganzem zu Ganzem nach der Natur

des

des Landes, dem Genie derer Völker und dem Willen des Fürsten abwechselt. Diese Metalle, welche man in **Europa** so hoch preiset, waren in **Amerika** wo nicht ganz und gar vernachläßigte, doch gewiß sehr wenig werthe Metalle: man wendete sie zu dem gemeinsten Gebrauche an, und das amerikanische Frauenzimmer zohe ihnen Glas und polirten Stahl vor. Auf den Küsten derer **Maldiven** und in einem Theil **Indostans** sezt man sie noch unter eine gewisse Art kleiner Muscheln: in **Frankreich** hat man so gar das Papier in höherem Preise gesehen. Die Diamanten, denen wir eine unendlich gröſsere Kostbarkeit als dem Golde beylegen, sind weiter nichts, als kleine leuchtende Kieselsteine ohne den geringsten Nutzen. Gold und Silber an sich selbst betrachtet haben einen geringern Werth, als das Eisen. In jedem Lande, wo sich keine prangende Wollust eingeschlichen, wird ein Messer, eine Axt, eine Säge, oder ein Pflugschaar allezeit einem Haufen Gold fürgezogen werden. Die **Europäer** haben dieses sehr glüklich bey Völkern erfahren, welche nichts, als die einfältige Nothwendigkeit kannten.

Der Ritter.

Ich mag Sie gern in diesem Ton des **Seneka** über die Verachtung derer Reichthümer reden hören. Allein, dieser Weltweise, der den Gütern dieser Welt so entsagt hatte, war der reichste Privatmann in Rom, und er hatte seine

Reichthümer durch alle Gattungen von Erwerbungsmitteln zusammen gescharrt. Wir wollen dem Gold und Silber seinen gehörigen Werth beylegen, und sagen, daß es, ob es gleich an sich selbst ein Geringes ist, dennoch viel bedeute in Ansehung seines Gebrauches. Durch dasselbe ist man seinen Freunden nüzlich, denen man das Leben angenehm macht: durch dasselbe kann man seinen Feinden Troz bieten, von denen es uns unabhänglich macht: durch dasselbe befestiget man den ehrlichen Mann in der Ausübung der Tugend, indem man ihn für der Versuchung, sich davon zu entfernen, verwahret: man ruft den Lasterhaften zu derselben zurük, indem man sie ihm Gewinn-bringend macht. Kurz, durch die Reichthümer macht man glükliche Leute, und da alle Menschen einer wie der andre geneigt sind, das Glük zu suchen, so erhält derjenige, welcher im Stande ist, es ihnen finden zu helfen, ihre Liebe und Ehrfurcht.

Der Graf.

Dieser kurzgefaßten Lehre von dem Nutzen derer Reichthümer zu folge ist es unmöglich, daß man sich zu ihrer Verachtung gewöhnen kann. Allein man siehet auch darinn die ganze Thorheit dererjenigen, welche das Gold und Silber blos zum Vergnügen ihrer Augen zusammenhäuffen, und man empfindet, wie gros die Zufriedenheit desjenigen seyn muß, der sich nur deswegen über

seinen

seinen Reichthum erfreuet, weil er ihn gehörig anzulegen weis.

Der Ritter.

Wenn für einen grosmüthigen Privatmann ein überflüßig Vermögen begehrenswürdig ist, so ist es einem Führer eines Heeres durchaus nothwendig. Besässe er auch alle Tugenden und Eigenschaften seines Standes, so würden sein Fürst und sein Vaterland wenig Dienste von ihm empfangen, wenn er sich im Mangel befände.

Der Graf.

Das ist eine erwiesene Wahrheit. **Lisanders** Nachfolger war an Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe über ihn erhaben: vielleicht war er auch in den kriegerischen Eigenschaften nicht geringer als er. Aber er war arm, und diß war genug, seinen Fortgang zu hemmen.

Der Ritter.

In der Zeit, da **Lacedemon** und **Rom** so zu sagen nur Höhlen von grimmigen wilden Thieren waren, welche die Raserey des Mordens beseelte, so kannte man die Reichthümer nicht daselbst. So lange derselbe Geist in diesen beyden Staaten herrschte, so sahe man darinnen die Armuth nicht als ein Uebel an, oder es gab vielmehr gar keine Armen darinn, weil keine Reichen da waren. Ihre Soldaten waren durch das viehische Vergnügen, das Blut ihrer Gegner vergossen zu haben, für das ihrige bezahlt

genug. Schwarzes Brod in Weineßig getaucht war ihre köstlichste Speise, wenn sie zu Hause waren: bey der Armee begehrten sie nichts bessers. Im Frieden mit alten Lumpen bedekt, verlangten sie im Kriege keinen andern Schmuk als ihre Waffen. Die beschwehrlichsten Arbeiten waren ihnen in ihren Häusern gewöhnlich: sie hatten nicht nöthig, zu denen aufgemuntert zu werden, die ihre Officiere von ihnen forderten. Kurz, da ihr ganzes Leben elend war, so sahen sie das als ein Gut an, was demselben ein Ende machte, und wenn sie den Tod fanden, so vergalt er ihnen die Hitze, womit sie ihn gesucht hatten. Der Feldherr konnte also arm seyn, ohne daß die Angelegenheiten seiner Obern darunter litten, ohne die Ehrfurcht zu schwächen, die man ihm schuldig war, und ohne die Zuneigung zu verfehlen, die man nothwendiger Weise für ihn haben muste.

Als sie aber durch die Handlung, die sie mit ihren Nachbarn und deren Unterthanen trieben, gesitteter worden, erkannten die **Spartaner** und **Römer** die Wildheit ihrer Kriege und die Süßigkeiten des Lebens: es war nicht mehr das Vergnügen, Blut zu vergüssen und sich des Titels Herren anzumassen, wofür sie zu fechten und zu siegen wünschten. Nun thaten sie es, sich jene Gemächlichkeit und jene Bequemlichkeit zu verschaffen, die sie bisher mit Verachtung verworfen hatten, weil sie ihre Annehmlichkeiten

nicht

nicht kannten. Die gemäßigsten Feldherren sahen sich bald verpflichtet, ihrer reichen Armuth zu entsagen. Je größer der Mangel gewesen, desto brennender war der Durst nach Reichthümern. Man führte Kriege über Kriege, man lieferte Schlachten über Schlachten, wozu die Soldaten nur in so weit giengen, als sie Geld dadurch zu erhalten hoften. Der abgemattete und von Müdigkeit erschöpfte **Römer** warf seinem General seinen Beutel für die Füsse, und machte ihm bittere Vorwürfe, daß er nichts für den Wehrt seines Blutes darinn sähe. Er gewöhnte sich unmerklich an die Freygebigkeit seiner Feldherren, und von der Gleichgültigkeit, wobey er anfänglich gegen diejenigen stehen blieb, an denen er diese Tugend nicht wahrnahm, schritte er gar balde zu ihrer Verachtung.

Die Feldherren selbst begriffen, daß die häufigen Siege die Ueberwinder verderben würden, und suchten Leiter und Helfer für die Gewalt, um zum Siege zu gelangen. Sie sahen in den Geschenken etwas, was diejenigen verführen konnte, mit denen sie hätten fechten müssen, nnd in den Belohnungen etwas, was denen Niedergeschlagensten den Muth wiedergeben, und ihn bey denen Beherztesten verdoppeln konnte. Seit dem sahen sie die Reichthümer für die Sennadern des Krieges an, und erriethen aus der Grösse derer, worüber sie schalten konnten, die Grösse des Erfolges, den sie sich versprechen

durften. Dergestalt ist nun der Ueberfluß dem Feldherren nöthig worden. Es wäre nur zu wünschen, daß diejenige, welche Kriegsheere geführet, von den erlaubten Mitteln diese Nothwendigkeit zu befriedigen, so wohl wären unterrichtet gewesen, als sie von der Nothwendigkeit selbst unterrichtet waren. Die Geschichte würde uns nicht so oft darstellen, wie die kriegerischesten Völker nach dem Frieden seufzen und die Soldaten ihr Haus und Herd bereuen.

Der Graf.

Ein Feldherr, der nicht allzugewissenhaft ist, darf sich zu bereichern, es nur wollen. Wenn er sein Ansehen mit niemand anders theilet, so kann er das ganze Land, was seine Armee bedekt, und das, welchem sie drohet, so zu sagen abschäumen. Ein einziger Feldzug ist für seine Begierde hinlänglich.

Der Ritter.

Ey! mein lieber Graf, kennet aber auch diese Begierde einige Schranken? Ein Feldherr, der damit behaftet ist, rathet den Krieg an, und verlängert ihn: sein Verlangen ist unersättlich, und seine Leidenschaft vermehrt sich in dem Maasse, als sie sich Genügen leistet. **Lucullus** war reich durch die Beute, die er von **Mithridaten** gemacht: seine Soldaten machten einen Aufruhr und wolten nach **Italien** zurük kehren. Aber das Gold des **Tigranes** war eine Lokspeise, der er nicht wiederstehen kounte: er schlepte die Legionen

gionen in Länder, wovon der Name so gar denen Gelehrten in Rom unbekannt war. Crassus war der reichste römische Bürger: wenig Könige hatten so viel Vermögen als er. Allein, er hörte von den Schätzen des Königs derer Parther reden, und ohne einen andern Bewegungsgrund, als den ihm seine Begierde einflößte, führte er sechzig tausend Römer in die Wüsten Asiens zum Verderben.

Der Graf.

Es ist nicht nöthig, mein Herr, daß Sie mich auffordern, über dasjenige Betrachtungen zu machen, was das Betragen dieser Feldherren verhaßtes an sich hat. Ich empfinde es, daß man keinen genug verdunkelnden Titul finden kann, es nach seinem Verdienste zu bemerken. Myriaden Menschen zum Tode zu führen, den Schweis und das Blut seiner Landsleute verschwenden, blos um seiner Begierde ein Genüge zu thun, dieses sind Laster, für welche man keine Ausdrücke hat.

Der Ritter.

Der vielleicht ungerechte Verdacht eines solchen Betragens hat in denen Augen derer nachsehendsten Engländer den Glanz derer Siege ihres fürnehmsten Kriegsmannes geschwächt. Ich will Ihnen nicht die Mittel umständlich erwähnen, deren sich geizige Feldherren gebrauchen, um mitten unter den Thränen zu erndten: ich wünsche, daß sie Ihnen stäts unbekannt blei-

ben mögen. Prägen Sie sich blos ein, daß niemahls ein Held seinen Erben, ausser seinem Erbgut und der Frucht der Wohlthaten seines Fürsten, etwas anders nachgelassen hat, als das Andenken seiner Tugenden und schönen Thaten. **Lisander**, von dem Sie gesprochen haben, war blos ein großer Kriegsmann; aber er besas die Uneigennützigkeit eines Helden. Er hatte in dem langen Kriege, den er durch die Eroberung von **Athen** endigte, eine unermäßliche Beute gemacht: nach seinem Tod mußte der Schaz des gemeinen Wesens seinen Töchtern eine Mitgift ausmachen, damit sie sich verheyrathen konnten. **Turenne** führte die **Französischen** Armeen beynahe dreyßig Jahr lang an: als er starb, hatte er nicht mehr als fünf hundert Franken in seiner Cassette. Dieser Feldherr erhielt beständig Würkungen von der Freygebigkeit des Königs seines Herren. Wenn aber auch **Ludewig der vierzehende** verschwenderisch in Ansehung seiner gewesen wäre, so wäre er doch nicht so weit gekommen, zu allen denen Gelegenheiten genug zu verschaffen, wobey dieser große Mann gewünscht hätte, geben zu können.

Nein, mein Vetter, es ist kein Schaz so gros, den nicht ein vollkommener Feldherr erschöpfen solte. Er muß diejenige, welche sich durch eine schöne Handlung hervorgethan, durch Belohnungen herfürziehen, diejenigen, welche er ihm ergeben weis, durch öftere Geschenke in

der

der Liebe zu ihrer Pflicht unterhalten, diejenigen, deren Schwachheit er besorget, durch Wohlthaten beleben, und denen Nothwendigkeiten derer, die bedrängt seyn, zu Hülfe kommen. Jeder Soldat muß einen Wohlthäter - - einen Vater an ihm erfahren: jeder Officier muß einen Beschützer - - einen Freund an ihm finden: die Völker wünschen sich in ihm einen mitleidigen Sieger, grosmüthigen Feind und uneigennützigen Vertheidiger. Wenn wir uns in eine umständliche Erzählung des Gebrauches einlassen wolten, den ein vollkommener General von dem Reichthum macht, so würden wir, so klein sie auch ist, über die Zahl dererjenigen erstaunen, welche sich, um so vielen und so grossen Pflichten ein Genüge zu leisten, der Versuchung nicht überlassen haben, von der Strafosigkeit, deren sie versichert waren, Nutzen zu ziehen.

Der Graf.

Sie sagen, mein Herr, nichts von der Pracht. An dem Subalternen haben Sie sie verwiesen: solte sie bey dem General nicht Gnade für Ihnen finden?

Der Ritter.

In einem Rang, worinn man durchgängig erkennt, daß der Feldherr über alle andre erhaben ist, hat er nicht zu befürchten, seine Pracht möchte die Augen verletzen. Im Gegentheil erwartet man, sie ihn für Augen legen zu sehen,

und da er keinen Bewegungsgrund hat, sie einzuschränken, so will man auch keine Gränzen daran finden. Seine Tafel, die man zur Tafel aller Officiere von Verdiensten gemacht, kann niemahls zu wohl bedient seyn. Bey ihm ist nicht die Schule, wo man die militarische Sparsamkeit lernen muß. Der Officier welcher von Arbeit und Mühe abgemattet ist, und nur blos ein Stük Brod, eine Schnitte Schinken und ein Glas Tischwein verlangt, um seine Kräfte wieder herzustellen, kann in sein Zelt gehen, es daselbst zu genüssen, wo er sein Mahl ohne Zwang und in der ihm bequemsten Stellung einnehmen kan. An der Tafel des Generals muß man den Mangel selbst nicht wahrnehmen, so lange Geld noch fähig ist, Lebensmittel herbey zu schaffen. So waren **Sertorius** und **Turenne** gesinnet. Sie wolten, daß ihre Gäste sich wohl bewirtheten, und sie forderten sie selbst zum Genusse des ehrbaren Vergnügens an der Tafel auf.

Aufmerksam, den Nutzen seines Beherrschers in Acht zu nehmen, und das Blut derer ihm anvertraueten Truppen zu schonen, glaubet der vollkommene Feldherr, daß er eine Nachricht, welche ihm zu diesen beyden Gegenständen behülflich ist, niemahls zu theuer bezahlen könne.

Der Graf.

Ich habe gelesen, oder sagen hören, daß **der Prinz Eugen** sich niemahls derer Spione bedie-

dienet, als wenn keine Ueberläufer zu ihm kamen, oder er keine Gefangene machte.

Der Ritter.

Verlachen Sie, wehrter Graf, den Mann oder das Buch, von dem man eine solche Ungereimtheit aufgebürdet bekommt. **Der Prinz Eugen** war viel zu erleuchtet, als daß er sich an den Bericht eines Ueberläufers oder Gefangenen halten sollen. Der des ersten ist allemahl falsch, in Ansehung seiner Unwissenheit, und der des andern ist von keinem Nutzen, weil ein wackerer Mann, den man mit den Waffen in der Hand gefangen, sich wohl hüten wird, einer Sache nachtheilig zu seyn, die er mit Gefahr seines Lebens unterstüzt hat. Der Fortgang **des Prinzen Eugen** straft das Betragen Lügen, was man ihm beymißt. Niemahls hat ein General von seinen Spionen so wohl bedient geschienen, und mehr Ursach gehabt, zu wünschen, daß er es seyn möchte, man müste denn glauben wollen, daß er die Befehle, die sein Wiederpart von seinem Hofe erhielt, aus ihrer Quelle erfahren, und daher im Stande war, seine Bewegungen zu errathen.

Die Spione sind in den Augen eines guten Feldherrn allezeit die ersten Beyhülfen zum Siege gewesen. Seine erste Sorge gehet dahin, sich deren einige zu versichern, auf die er sich verlassen kann, und in diesen geheimen Gelegenheiten läßt er seinem Eifer für das gemeine Beste

erst

erst freyen Lauf. Tausend Thaler sind eine ausschweifende Summe für einen Bauren, wenn man seine Glüksumstände erwäget. Der sie aber mit der Gefahr, die er gelaufen, und dem Dienst, den er geleistet, in eine Wage leget, preiset sich glüklich, daß derselbe sie nur verdienen wollen. Wie vielmahl hat **Turenne** in dergleichen Fürfallen nicht seine Schatulle ausgeleert! Was für ein Held, mein Vetter, war nicht dieser **Turenne**! Ich werde nicht müde, ihn Ihnen anzuführen. Was für eine große Seele hatte er nicht! Was für Liebe für seinen König! Was für Zärtlichkeit für seine Soldaten! Was für Ergebenheit für die Tugend!

Als die Einwohner von **Strasburg**, welches damahls noch kayserlich war, erfuhren, daß er an der Spitze der Armee in vollem Marsch gegen den **Rhein** begriffen wäre, so ließen sie ihm hundert tausend Thaler anbieten, und zugleich ersuchen, daß er seinen Weg nicht über ihr Territorium nehmen möchte. Bringet dieses Geld denenjenigen wieder zurük, welche euch abgesandt haben, sagte er zu den Abgeordneten von **Strasburg**: wenn ich glaubte, daß es des Königs Dienst erforderte, durch eure Ländereyen zu gehen, so könnte mich nur GOtt allein davon abwendig machen. Allein so gehet mein Weg anderswo durch - - - Auf dem Wege von **Oviers** lies er alles, so gar sein Silberwerk, auf die Strasse werfen, um bleßirte

Sol-

Soldaten auf seine Wagen zu setzen, indem er sagte, treue Unterthanen wären dem Könige kostbar, und diese brave Leute würden ihn wegen des Verlusts seines Silberzeugs sehr wohl schadlos halten.

Doch genug von diesen Lobsprüchen: wenn man das Gesicht allzulange auf eine schöne Fleischfarbe richtet, so ermüdet man es: ein Gemählde muß Schatten haben, um es bey Kräften zu erhalten. Ich will Ihnen einen Geizhals zeigen, der diese Würkung thun soll. Es ist das häßlichste Gesicht aus Guinea, was wir der schönsten Farbe Europens entgegen setzen wollen. Die Reizungen der leztern werden Sie desto mehr rühren, und da sie die Mißgestalt des andern noch abscheulicher machen werden, so werden Sie einen desto größern Ekel für seiner Gestalt bekommen.

Der Graf.

Sehn Sie! da kommt die Frau Marggräfinn zu uns. Ich wolte wohl, daß sie ihren Spaziergang noch eine vierthel Stunde anfgeschoben hätte! Ich will sie bitten gehn, mir noch diesen kurzen Aufschub zu verstatten.

Der Ritter.

Thun Sie es nicht, mein Vetter. Ueben Sie jene Gefälligkeit, welche ich Ihnen gegen das Frauenzimmer empfohlen habe, auf solche Art aus? Sie schätzen meine Erinnerungen hoch:

allein,

allein, Sie werden es doch immer nach Ihrem Kopfe thun.

Der Graf.

Ich habe gefehlt, mein Herr: ich erkenne es und will es wieder gut machen.

Das eilfte Gespräch.

Fortsetzung des vorigen.

Der Graf.

Der kleine Verweis, den ich gestern von Ihnen verdiente, mein Herr, hat mir die Gesellschaft unerträglich gemacht. Ich begab mich in mein Cabinet, indem man sich zum Spielen niedergesezt hatte, und vertrieb mir die Zeit, an statt des **Afrikaners**, den Sie mir gestern versprochen, einen **Türken** zu schildern, den ich für eben so häßlich als jenen halte. Ich empfinde das gewöhnliche Jücken aller Schriftsteller, so bald ich etwas hingeschmiert habe: wenn Sie mir nicht erlaubeten, Ihnen meine Arbeit fürzulesen, so weis ich nicht, was daraus entstehen würde.

Der Ritter.

Sie wollen meinem Murren zuvorkommen, und Sie fangen es sehr gut an. Kommen Sie

in

in dieſe Laube, und leſen Sie mit ſo vielem Zutrauen, als mit viel Vergnügen ich Ihnen zuhören werde.

Der Baſſa Lezinar.

Eine türkiſche Geſchichte.

Eine der nöthigſten Wiſſenſchaften des Menſchen iſt die Kenntniß ſeines Werths. Der meiſte Theil drängt ſich, ſeine Sphäre zu erweitern, und begreift nicht, daß er, indem er die ihm eigne verläßt, Gefahr läuft, ſich in der, worein er übertritt, an der unrechten Stelle zu finden, und ſich in einem Lauf zu verirren, zu welchem er nicht geübet worden.

Der Ritter.

Laſſen Sie mich Sie unterbrechen, um Ihrer Betrachtung beyzufallen, und ſie in die Gränzen, in welchen ſie wahr iſt, einzuſchränken. Dieſe Kenntnüß ſeiner ſelbſt iſt nur für diejenigen eine nöthige Wiſſenſchaft, die nach dem Sprüchwort ihre Schafe ins Trokne gebracht haben, und nunmehr auf dem Punkte ſtehen, da ſie nichts mehr erwerben können. Allein für einen jungen Menſchen würde es eine gefährliche und tödtliche Wiſſenſchaft ſeyn. Anſtatt, daß die Begierde, das zu werden, was er nicht iſt, ſein Herz und Geiſt erheben, ihm Kühnheit und Kräfte geben, und ihn durch Hülfe der Kunſt die Natur erſetzen laſſen ſolte, ſo

würde die Kenntnüß seines nun noch geringen Wehrtes ihm ein äußerstes Mistrauen zu sich selbst einflößen, sein Herz und seinen Geist für der Nacheiferung verschlüßen, und ihn in der Mittelmäßigkeit zurük halten, woraus ihm blos ein wenig gute Meinung von sich selbst helfen kann. Wir wollen dieses durch ein Gleichnüß erklären. Wir wollen uns eine Gesellschaft alter Schauspieler fürstellen, welchen die Gewohnheit, ihren Coripheus beständig zu sehen und zu hören, nicht zuläßt, die Kunst zu fühlen, womit er die Leidenschaften rege macht. Da sehen Sie Leute, welche über ihren *) **Baron** nicht eiferfüchtig seyn würden, wenn sie ihren eigenen Werth recht kenneten. Allein das Naturel und die Annehmlichkeiten dieses fürtreflichen Schauspielers kommen ihnen leicht zu erlangen für: sie glauben, in eben der Rolle und eben den Kleidern auch eben so gut zu spielen, und der unter ihnen Beyfall erhalten, als er den Vertrauten gemacht, nimmt mit Zutrauen die Person des Königs auf sich. Diese Leute müssen wir auf die Selbsterkenntnüs zurükweisen. Ein junger Schauspieler aber, der erst zu der Gesellschaft kommt, wird dabey gewinnen, wenn er den unermäßlichen Abstand von **Baron** bis zu ihm nicht kennet: wenn er ihn kennete, so würde er niemahls den Entwurf und sich die Hoffnung machen dürfen, ihm

*) Der beste Schauspieler, der jemahls in Frankreich gewesen.

ihn aufzuheben. Fahren Sie nun fort: ich werde Sie nicht mehr unterbrechen.

Der Graf.

Unter der Regierung **Achmed des dritten**, that sich **Lezinar** unter den Bassen vom andern Range besonders herfür. Er wünschte unter die vom ersten aufgenommen zu werden, und durch die Gunst des Groß-Weßirs ward er Bassa von drey Roßschweifen. Der Sultan war entschlossen von den Spaltungen **Persiens** Nutzen zu ziehen, und bestimmte eine Armee dahin. Der neue Bassa bestrebte sich nach der Anführung derselben, und da er Fähigkeit besas, so glaubte sein Beschützer der Gros-Weßier nicht, die Kräfte des Reichs schlimmen Händen anzuvertrauen, wenn er sie ihm übergäbe.

Wie **Lezinar** in **Persien** eingerükt war, machte er sich zum Meister im Felde und belagerte **Tebris**, welche Stadt er zum Capituliren zwang. Die Wüsteneyen, welche diese Provinz von dem eigentlich sogenannten **Persien** absondern, verschlossen **Lezinarn** den Weg nach **Ispahan**, der Hauptstadt des Reiches. Mit Genehmhaltung der hohen Pforte stund er bey seiner Eroberung still, und hielt sich darinn, wie in einem Mittelpunkte, aus welchem er sich bearbeitete, durch Hülfe abgeschikter Truppen dessen Umfang auszudähnen. Sein Muth und sein Betragen

hatten bey dieser Verrichtung geleistet, was man sich von ihm versprochen. Man sahe die kriegerischen Eigenschaften an ihm, die man jederzeit an ihm wahrgenommen. Allein die Uneigennützigkeit und Freygebigkeit hatten ihre Stelle dem allerschmuzigsten Geize überlassen. Als Bassa der andern Ordnung hatte er Vermögen genug gehabt, seinen Rang so gar auf eine schimmernde Weise zu unterstützen: seines gleichen stach er noch aus. Wie er aber die drey Roßschweife hatte, so war er blos der lezte in seiner Classe. Seine Eifersucht brach nicht durch Muren aus. Da er schloß, es wäre dafür kein ander Mittel, als die Vermehrung seiner Reichthümer, so sezte er sich für, alle Gelegenheiten fest zu halten, die ihm der Krieg in Feindes Lande anbieten konnte, und er lies deren keine einzige vorbey streichen.

Die Contributionen waren ausschweifend, die Salvegarden vervielfältigt, und die Auflagen derer, welche der Armee folgten übermäßig; das schönste und beste von der Beute legte man beyseit: die Lösegelder verdoppelte man, und trieb sie oft zweyfach ein; die Ausrüstung der Officiere und Soldaten wurden knikricht beschnitten; kurz, alles, was die sinnreichste Raubsucht ins Werk setzen kann, das wendete **Lezinar** an. Armen Feinden fürchterlich, denen, welche ihn entwafnen konnten, verächtlich, ein Ziel derer

Ver-

Verwünschungen der Marketenter, derer bittern Spöttereyen der Officiere, und derer Verlachungen der Soldaten, lebte er dennoch nichts unruhiger. Sein reiches Gepäcke, was aus dem kostbarsten Hausrath und Wagens voll Golt und Silber bestand, war ein Gegenstand, der jede kränkende Betrachtung verbannte. Er berechnete schon, wie hoch ihn wohl die schönsten Ländereyen seiner Provinz und die schönsten Sklaven des Bazars zu stehen kommen würden. Er legte in Gedanken die reichen Geschenke zusammen, die ihm die fürnehmste Stadthalterschaft des Reichs verschaffen solten: er sezte jedem seiner Kinder sein gebührend Erbtheil aus, und indem er diejenigen mit einem Anblik übersahe, deren großes Vermögen seine Eifersucht rege gemacht, so sahe er sie mit freudenvollen Entzükungen nunmehr auf dieser Seite weit unter sich.

Nachdem **Thamas-Kuli-Chan** die Herrschaft der **Afganer** in **Persien** glüklich gedämpfet, so dachte er darauf, die Länder, welche der **Türke** währender Unruhen an sich gerissen, wieder zu bekommen. Er kam an der Spitze einer zahlreichen Armee, **Tebris** zu belagern. **Lezinar** machte Anstalten zu einer kräftigen Vertheidigung. Da er nicht im Stande war, sich im Felde zu halten, so hob er alle besondere Lager auf, und berief die Truppen in die Stadt zurük. Bißher hatte er bey seinen Erpressun-

gen noch einige Maaße gehalten, weil er sich für Beschwerden fürchtete. Da er aber jezt auch die allerhimmelschreyendsten beschönigen konnte, so übete er auch alle Gattungen derselben aus. Unter dem Vorwand, sich der Treue derer Einwohner zu versichern, lies er ihnen alles, was sie nur schäzbares hatten, wegnehmen. Die unglüklichen Juden, welche durch unermäßliche Summen ihre Synagogen erhalten hatten, waren verbunden, sie nun zum andern mahl loszukaufen: die Juwelen des Frauenzimmers, die der türkische Feldherr bisher geschont hatte, kamen nun seinen Schaz zu vergrössern; und kurz, da er den Einwohnern nichts als das Leben lies, so sezte sie sein Geiz bald außer Stand, es zu erhalten.

Aus Wirthschaftlichkeit hatte **Lezinar** beständig aufgeschoben, die Magazine versehen zu lassen. Wie nun der Plaz eng eingeschlossen ward, so litte er bald Mangel an Lebensmitteln. Aus einem neuen Zug des Geizes machte sich der Bassa eine Ehre. Die Unterhaltung seines Stalles kostete ihn viel. Er sezte diesen Aufwand herunter, indem er die schlechtesten Pferde, Maulesel und andre Lastthiere tödten lies, und da er sich gros machte, das Beyspiel einer vollkommenen Ergebung in die verdrüslichen Umstände zu geben, so lies er das Fleisch davon auf seiner Tafel auftragen, und das übrige in den

Fleisch-

Fleischbänken verkaufen. Der Mangel war zwar in dem Plaz, aber doch nicht so dringend, daß man nicht hätte gute Lebensmittel für Geld bekommen sollen. Die fürnehmsten Officiere, welche sich aus diesem Metal nicht so viel machten, als ihr General, wolten ihm nicht nachahmen. Seine Tafel ward wüste, und der Gewinnst, den er dadurch erhielt, verhinderte ihn, die Schande davon zu empfinden.

Endlich muste man kapituliren. Der Punkt, worauf **Lezinar** am meisten bestund, war die Sicherheit seines Geräthes. Als er dieselbe erhalten, lies er von denen Spahis welche absitzen, um ihre Pferde zum Gespann für seine Wagen zu gebrauchen, und marschierte auf die Länder des Reiches zu, indem er sich nur allein über den Ausgang dieses Krieges loben konnte. Seine erste Tagereise war ohne Anstos. Allein auf der andern erblikte er die **persische** Reiterey hinter sich drein kommen. Denn als **Thamas** in **Tebris** eingerükt war, und **Lezinars** Betragen erfahren hatte, so schloß er, daß man die Gesätze des Krieges gegen einen Menschen nicht befolgen dürfte, der kein einziges derselben in Acht genommen, und überlies sich also dem Verlangen, ihn zu bestrafen.

Nachdem sich **Lezinar** unnüzlich, obgleich mit Recht, über die schlechte Treu des Schachs

beschwehret, so machte er seine Anstalten, um dadurch an dem, was ihm am wehrtesten war, nichts zu leiden. Er brachte seine Wagens in den Vortrab, befahl denen, welche sie führten, mit der grösten Eil fortzurücken, und nachdem er die Soldaten, welche am wackersten und besten zu Fus waren, ausgelesen, sie zu bedecken, so lies er die Erhaltung seiner Mannschaft auf das Glük ankommen. Er verlohr viel davon, und kümmerte sich wenig darum. Er hatte nur noch einen Schritt zu thun, um in Sicherheit zu kommen: schon zohe sich die persische Reiterey zurük, und er glaubte nun an den Augenblik des Genusses gelangt zu seyn, als er durch einen Zufall, den er nicht befürchtete, ob er ihn gleich hätte erwarten sollen, die Frucht so vieler Ungerechtigkeiten und Niederträchtigkeiten einbüßte.

Die Soldaten von der Bedeckung wurden überdrüßig, bey dem Gepäcke eines Mannes herzutraben, den sie haßten, und verzweifelt, daß sie von einem Kriege, der sie so viel Schweis und Blut gekostet, nichts als Wunden gewinnen solten; sie plünderten also die Wagens und zerstreueten in einem Augenblik die ganze Freude ihres Feldherren. **Lezinar** eilte voller Wuth herbey, und wolte die Plünderer andern zum Beyspiel ernsthaft bestrafen. Allein, da brach der Aufstand erst recht aus. Die, welche nicht Theil an der Beute gehabt, fielen ihren Kameraden

den bey, und die Kühnesten giengen so weit, daß sie überlaut bedaureten, an dem Versehen nicht mit Schuld gewesen zu seyn. Die Officiere stellten sich sehr eifrig an, die Unruhe zu stillen, und der Soldat, der ihre Neigungen errieth, indem er ihre Nachsicht sahe, gab weder auf ihr Bitten noch auf ihr Drohen etwas. Gleich einem Menschen, der an dem Gestade zusiehet, wie das Meer die Trümmern seines Schiffbruchs weit wegführet, sties **Lezinar**, die Wuth im Herzen und die Verzweifelung in den Augen, unnütze Verwünschungen aus. Er begab sich hinweg, ohne einigen andern Trost, als der Hoffnung, sich zu rächen.

Aber, wie gros war seine Bestürzung, als er vernahm, daß die Officiere, welche unter ihm gedient hatten, ihn bey dem Divan verklagten, und der Gros-Weßir selbst wider ihn stimmete! Er muste kommen, bey der Pforte Rechenschaft über sein Betragen abzulegen, wo er vergebens suchte, seine Erpressungen zu bemänteln. Sein Urtheil ward gefällt, und man schlug es ihm ab, ihm die Schande der öffentlichen Ausführung desselben zu erspahren. Er ward des Soldatenstandes entsezt, infam gemacht und unter dem Zujauchzen derer Janitscharen und des Pöbels durch die Strassen in Constantinopel geführt. Mit Schande und Verwünschungen beladen ward er hernach in einen Flecken **Caramaniens** ver-

wiesen, wo er ein Leben von Schaam und Schmerzen gewebet herum schlepte, und denen Feldherren, welche nach Reichthümern geizen, ein merkwürdig Schreckenbild darstellte.

Der Ritter.

Was für ein Schüler sind Sie nicht, mein wehrtester Graf! O, nun ist es Zeit, daß wir nach Paris zurük kehren. Sie müssen geschiktere Lehrer haben, als ich bin.

Der Graf.

Sie sind zu billig, mein Herr, als zu wollen, daß die Mühe, die ich mir gebe, mich Ihrer Freundschaft würdig zu machen, zu meinem Nachtheil ausschlagen solte.

Der Ritter.

Nein, das will ich auch nicht. Aber ich will zu rechter Zrit meinen Abschied nehmen. Morgen noch, mein lieber Vetter, will ich den Mentor fürstellen. Hernach bin ich nichts weiter mehr, als Ihr Freund.

Das zwölfte und lezte Gespräch
Von der Belohnung des Helden.

Der Ritter.

Jeder Prediger, er sey gut oder mittelmäßig, endigt seine Predigt mit Anwünschung des ewigen Lebens. Diß ist der Abschied, den er von seinen Zuhörern nimmt. Ich will unsre Unterredungen eben so beschlüßen, mein Vetter, und Ihnen die Belohnung des Helden anwünschen, nachdem ich Ihnen den Abris desselben gegeben habe.

Der Graf.

Und es wird Ihnen, wehrtester Onkel, mit mir so gehen, wie denen Predigern mit ihren Zuhörern. Sie sollen so, wie dieselben, Ihren Abschied nur bis auf Wiedersehen nehmen.

Der Ritter.

Glauben Sie davon, was zu Ihrem Vergnügen gereicht, und seyn Sie versichert, daß Sie sich nicht betrügen werden. Sie haben mir so viele Zufriedenheit gegeben, als ich in langer Zeit nicht gehabt. Ich liebe mich selbst zu sehr, um sie zu verfehlen, wenn ich dieselbe einst wieder finden kann. Allein, wir wollen uns auf unsre beyderseitige Zuneigung verlassen, uns die Mittel zu verschaffen, uns wieder so zu vergnügen:

gen: sie wird sie uns wohl an die Hand geben. Bis wie weit haben wir unsern angehenden Helden geführet?

Der Graf.

Sie haben ihn bis zu seinem Ziel gebracht. Mit allen Tugenden und Eigenschaften, welche ihn bilden, geziert, haben Sie mir ihn gezeigt, mein Herr, wie er glüklich an das Ende seiner Laufbahn gelangt ist, und in dem Range, der der Gegenstand seines Ehrgeizes war, die Reichthümer wohl anwendet, die er vermittelst dessen erwerben kann. Nun hat er nichts mehr zu thun, als die Früchte seiner Arbeiten zu genüßen, und zu machen, daß er seine Tugenden mit ins Grab nehme.

Der Ritter.

Also ist uns noch übrig, zu wissen, worinn die Belohnung bestehe, die er für so viele Arbeit und Tugend empfängt. Der Rang, zu welchem er empor gestiegen, ist ein Theil davon: aber dieser Rang selbsten leget ihm neue Pflichten auf. Erfüllet er denn dieselben umsonst?

Der Graf.

Sein bis auf die entfernteste Nachwelt gebrachter Name - - seine unsterblich gewordenen Handlungen - - die Lobsprüche, welche alle Zeiten seinem Andenken geben werden - - Ist dis nicht eine Belohnung, welche fähig ist, ihn zu befriedigen?

Der Ritter.

Nach seinem Tode von sich reden lassen, und also sich selbst zu überleben, ist eine Raserey, deren Geburth in der Welt schwehr zu bestimmen fält. Jene ungeheure Pyramiden, deren Alter fest zu seßen die geschiktesten Alterthumskundigen kaum im Stande seyn, wurden von Fürsten gebauet, welche diese Leidenschaft besaßen. Allein ihr Alter macht sie bey verständigen Leuten nicht ehrwürdiger, und es ist erwiesen, daß sie bey denen Helden, welche von ihr beherrscht wurden, eine Schwachheit war. Lassen Sie uns diesen lächerlichen von den Dichtern so erhobenen Vortheil durchgründen: wir wollen ihm auf einen Augenblik den Namen geben, womit sie ihn geschmükt haben, und sehen, ob er ihm mit Rechte zukommt.

So bald der Tod einmahl unsern Leib von demjenigen Wesen, was ihn belebte, getrennt, und ihn dadurch mit dem Klumpen wieder vereiniget, woraus er gezogen war, so gehen uns die irdischen Geschäfte nicht mehr persönlich an. Indem uns ein gerechter und barmherziger GOtt die Belohnungen anweiset, oder die Strafen aufleget, die er mit unsrem Gehorsam, oder Widerstreben gegen sein Geseß verbunden hat, so überläßt er uns denen Ergözlichkeiten oder Qvaalen, deren Dauer unbegreiflich ist, und deren Empfindung nicht kann unterbrochen werden. Mit den Menschen haben wir alsdenn nichts

mehr gemein. Was sie von uns sagen oder denken, gehet uns folglich nichts an: also ist es nur Zeit unsers Lebens, daß wir das Vergnügen gelobt, und die Schande getadelt zu werden, empfinden können. Daher ist es augenscheinlich, daß uns die Meinung der Nachwelt ganz und gar gleichgültig ist.

Der Graf.

Aber, mein Herr, die Begierde, den Beyfall der Nachwelt zu verdienen, ist ein so mächtiger Sporn zur Tugend! Wenn Sie sie als eine unsinnige Leidenschaft bemerkmahlen, so vermindern Sie die Bewegungsgründe zum Guten, da es zu wünschen ist, daß man sie vermehren möchte. Ich kann nur meine Begriffe hierüber nicht recht ausdrücken. Allein, es scheint mir, daß so, wie ein Mensch, den die Sorge für seinen guten Namen nicht sehr rühret, gemeiniglich ein Mensch ohne Herze und ohne Nacheiferung ist, auch derjenige, welcher das Urtheil der Nachwelt verachtet, von diesem Adel des Gefühles weit entfernt sey, welcher macht, daß ein ehrbarer Mann sich in den geheimsten Handlungen so beträgt, als wenn er von der ganzen Welt gesehen würde.

Der Ritter.

Ich errathe Ihre Gedanke: Sie haben sie nicht recht begriffen, und also ist es nicht möglich, daß Sie sie klar und bestimmt ausdrücken können. Um Sie auf den Weg dazu zu bringen,

so

so beobachten Sie, wie ein Mann von richtigem Verstande den Beyfall der Nachwelt ansiehet. Jeder tugendhafte Mann wird Ihnen sagen, daß er bey Ausübung einer tugendhaften Handlung kein größer Vergnügen gehabt, als das, sie auszuüben, und daß ihn die Erleichterung, die ein anderer durch ihn erhalten, nebst der Fürstellung, die dieser Unglükliche, dem er beygesprungen, von seinem Wohlthäter hat, sattsam dafür belohne. Er begiebt sich in der Einbildung zu seinem Clienten: er höret die Danksagungen, die er ihm macht: er siehet seine Zufriedenheit, und genüßt seiner Erkänntlichkeit und seiner Freude. Wider seinen Willen stellet ihm seine Einbildungskraft das Urtheil für, was diejenigen über seine Handlung fällen würden, die sie erfahren könnten: nach und nach kommt sie auch unmerklich, sie ihm fürzustellen, wie sie schon alle Leute erfahren haben, und ihr ihren Beyfall geben, und er glaubet schon, die Lobsprüche zu empfangen, die sie ihm verdient hat. Auf diese Weise, mein lieber Graf, macht sich der Held die Fürstellung von der Nachwelt. Er weis, und kann nicht daran zweifeln, daß sein Andenken bis zu ihr kommen wird. Das Vergnügen, von ihr gelobt zu werden, welches er sich durch das Bild, was er sich davon macht, gegenwärtig fürstellt, schmecket er schon zum voraus. Aber er siehet dieses Lob als eine Folge seiner Handlungen an, und ist weit entfernt, zu

den-

denken, daß er es jemahls verdient hätte, ihr Ziel zu seyn. Das gemeine Beste und der Vortheil seines Fürsten war sein Endzwek: die Zufriedenheit, die Liebe des Volkes und die Hochachtung seines Herren verdient zu haben, belohnt ihn dafür. Die Erkänntlichkeit des Fürsten und des gemeinen Wesens schmeichelt ihm: allein er würde sich mit eben so viel Gleichgültigkeit darum betrogen gesehen haben, als mit viel Gefälligkeit er nun ihrer genüßt.

Der Graf.

Wie gros, mein Herr, wie gros war also nicht **Alexanders** Narrheit, der bis zum **Ganges** lief, brennte, sengte und verheerte = = = = der sich tausendmahl dem Tode aussezte, und das blos in der einzigen Absicht, damit die Menschen ja nicht vergessen möchten, daß einmahl ein **Alexander** in der Welt gewesen! Ich lache, wenn ich ihn bis an Hals im Wasser sehe, wie ihn der Strom mit sich fortreißet, und er bey nahe ertrinkt, dabey aber nichts bedauert, als daß er die **Athenienser** nicht zu Zeugen derer Gefahren hat, denen er blos deswegen Troz beut, um sie zu zwingen, von ihm zu reden. Wie gros ist nicht seine Ausschweifung, wenn er in **Indien** riesenmäßige Waffen schmieden und ausstreuen läßt, um der Nachwelt weis zu machen, **Alexander** und seine **Macedonier** wären nicht gewöhnliche Menschen gewesen. Alcibiades zeigte einmahl recht das Lächerliche dieser vermein-

meinten Ehre, die sein Götzenbild war. Er hatte einen sehr schönen Hund, der ihn zwey tausend Thaler kostete. Es fiel ihm ein, ihm den Schwanz stutzen zu lassen. Einer seiner Freunde machte ihm den Fürwurf, daß er das schönste Thier seiner Art in ganz Attis verunstaltet hätte, und um ihn wegen seines Eigensinns zu beschämen, sagte er, die ganze Stadt wäre voll davon, und jeder Bürger redete darüber. Ey, das ist gerade, was ich haben will, antwortete **Alcibiades.** Die **Athenienser** sollen von mir reden: ich bin damit zu frieden: ob Gutes oder Uebels, das rührt mich nicht.

Der Ritter.

Die Leidenschaft, seinen Namen berüchtigt zu machen, kennt in der That keinen Unterschied dabey. Jener Narr des Alterthums, der den Tempel zu **Ephesus** verbrannte, und jener neuere Narr, der in Versuchung gerieth, sich mit dem Pabst und dem Kayser von der Höhe des Tempels **la Rotonde** herab zu stürzen, werden in dem Andenken der Nachwelt so lange leben, als **Sertorius** und **Turenne.** Der Ruhm fält nicht nach der Ordnung der Geburt auf die Erben derer Güter. Der Glanz, den ein Held auf sein Geschlechte strahlet, bleibt nur so lange Glanz, als es ihn durch seinen eignen zu nähren weis. Sonst wird ihm dieser Glanz zu einem unauslöschlichen Flecken. Bey **Caligula** und **Nero** war es ein Laster mehr, Sohn und En-

kel des **Germanikus** zu seyn. **Domitian** würde seyn weniger gehaßt worden, wäre **Titus** nicht sein Bruder gewesen. Weil also der Ruhm persönlich ist, so kann man diejenigen, welche für den, der aus dem Beyfall der Nachwelt entspringt, eingenommen sind, mit einem Menschen vergleichen, der in seinem Vaterland ein ehrlich Einkommen genüßt, und die Bequemlichkeit und Ruhe, die ihm dasselbe verschaft, aufopfert, um in **Indien** schöne Pflanzstädte zu erwerben, wovon weder er noch seine Kinder jemahls die Früchte genüßen sollen.

Der Held ergözt sich an dem Gedanken, daß sich seine Kinder eine Ehre daraus machen werden, ihn zum Vater zu haben: er führt sich die Zeit herbey, da sie sich ihn zum Muster fürstellen werden: nach dem guten Namen, den er sich gemacht, mißt er den, den sie sich machen werden, und genüßt desselben. Der Held würde gern wünschen, daß nach ihm so viel erlauchte Leute kommen möchten, daß er, in ihre Menge verlohren, gleichsam davon erstikt würde. Wie viel Könige, würkliche Väter ihrer Unterthanen, sind außer dem Lande, da sie geherrscht haben, unbekannt? Wie viele sind so gar auch daselbst vergessen? Ist aber ihre Tugend deswegen weniger belohnt geworden? Nein! sie hatten den Vorsaz, glükliche Leute zu machen, und sein Erfolg bezahlte sie. Was ist Cäsar, Alexander,

Attila,

Attila, Karl der große gegen die Chineser und Japoneser?

Der Graf.

Erlauben Sie, mein Herr, daß ich hier einen schönen Gedanken des **Phocion** anbringe, den Sie mir ohn Zweifel öfter würden angeführt haben, wenn sich sein strenges Leben mit den Sitten unsrer Zeit vertrüge, oder wesentlich zur Vollkommenheit gehörte. Ein **athenienfischer** Redner warf ihm in Gegenwart des Volkes für, daß er in den vierzig Jahren, da er der oberste Feldherr der Republik wäre, noch kein einzig Denkmahl seiner Siege errichtet hätte. Kannst du, erwiederte **Phocion**, wohl schönere Siegesmähler von mir verlangen, als so viele Tausende Bürger, welche während meines Feldherrenamtes in die Gräber ihrer Väter beygesezt worden?

Der Ritter.

Das sind auch in der That Siegesmähler, die eines Helden würdig seyn. Da er während des Krieges die unumschränkte Herrschaft genos, so handhabte er den Frieden, der ihn mit den unberühmtesten Leuten in einen Rang sezte. Dieses sagte ebenfals **Phocion** einem von jenen Rednern, der ihm fürwarf, daß er zum Frieden stimmte. Ja, erwiederte er, ich bin für den Frieden und mache mir eine Schuldigkeit daraus, ob mich gleich der Krieg zu deinem Herren ma-

chen würde, indeß der Friede mich von dir abhängen läßt.

Der Graf.

Obgleich das gemeine Beste der große Endzwek des Helden ist = = = obgleich das Vergnügen, es zu bewürken, ihn dafür belohnet, daß er daran gearbeitet, so glaube ich dennoch, mein Herr, daß die Ehrfurcht und Liebe des Volkes, das Zutrauen seines Fürsten und die Hochachtung seiner Mitwerber selten fehlen, sich über ihn zu vereinigen, und daß er dieses alles auch für etwas rechne.

Der Ritter.

Ich habe Ihnen den Wehrt schon angegeben, den er diesen Dingen beylegt. Der erste **Scipio**, **Miltiades**, **Cimon**, und die meisten Helden des Alterthums, welche in Republiken gelebt haben, dieneten Undankbaren und bereueten es nicht. In Monarchien haben sich große Leute seltener über Undank zu beschweren. Wenn auch einige kleine Zwischenfälle ihr Glük untergraben, so empfangt ihr gut Gerüchte nur erneuerten Glanz davon, und das Volk rächt sie an der Ungerechtigkeit des Hofes und der Schwachheit des Fürsten. Der in Ungnade gefallene **Marschall von Catinat** verlohr nichts in dem Gemüthe des gemeinen Wesens, ja so gar nichts von **Ludwig des vierzehnten** guter Meinung. Lassen Sie uns unsern **Turenne** in der Zeit seines Triumphes sehen! Es ist niemahls

mahls ein Held reichlicher, als er, mit den Gütern versehen gewesen, welche Sie zu der **Belohnung des Heldenthums** rechnen.

Der Vicomte von Turenne.

eine französische Geschichte.

Turenne, der es so weit gebracht, daß er keinen Schritt in dem Königreich thun konnte, ohne über Länder zu gehen, die er entweder dem Feinde entrissen, oder für seinen Verwüstungen behütet, richtete keine Denkmähler auf, welche die Erinnerung seiner Dienste hätten verewigen können. Sie waren in die Herzen aller **Franzosen** mit dauerhafterer Schrift gegraben, als auf Marmor und Erz. Die Landleute, die bey seinem Durchzug herbey liefen, wurden gleichsam unbeweglich bey seinem Anblik, und hatten keinen andern Sinn, als das Gesichte. Es schien, als wenn sie sich an demjenigen nicht satt betrachten könnten, dem sie ihre Ruhe schuldig waren. Welche Freude kann reiner seyn, als die, welche ihn das beredte Stillschweigen dieser erkänntlichen Leute schmecken lies! Er gieng vorüber, und tausend Stimmen, welche ihn den Erlöser, den Befreyer Frankreichs nannten, liessen ihn bedauren, daß er nur ein einzig Leben anzuwenden hätte, um so viel glükliche Leute zu machen.

In dem Lärmen und der Verwirrung einer unermäßlichen Stadt, worinn nicht viel mehr, als ihr König die Augen auf sich ziehen, konnte sich **Turenne** denen Zurufungen nicht entziehen. Die Einfalt seines Lebens und seiner Sitten, seine Liebe zur Einsamkeit, seine Bescheidenheit, nichts verringerte das Lebhafte der öffentlichen Erkänntlichkeit. Wenn **Themistocles** durch das wilde Siegsgeschrey der olimpischen Spiele sich dafür bezahlt glaubte, daß er **Griechenland** für dem Joch derer **Perser** beschützet, so war **Turenne** glüklicher, wie er.

Ludwig der vierzehnte hörte so zu sagen auf, König zu seyn, so bald er mit **Turenne** allein war. Da war er ein zärtlicher und gelehriger Sohn, der mit Erkänntlichkeit den Unterricht und die Ermahnungen eines Vaters annahm: da war er ein grosmüthiger Freund, der sich mit Freuden derer ihm geleisteten Dienste erinnerte, und versicherte, ihr Andenken beständig bey sich zu behalten. Von seinem König zu einem so hohen Range erhoben, daß ihn die Eifersucht nicht erreichen konnte, sahe er, daß dieser Fürst niemanden für einen Diener hielt, der seiner würdig wäre, als wen sein Feldherr seiner Freundschaft nicht unwürdig glaubte.

Turenne stirbt: was sagen die Neider? Gezwungen, den allgemeinen Verlust zu beweinen, sind sie zur Bereuung gebracht, daß sie ihn angegriffen. Seine Mitwerber im Ruhm beseufzen

zen

zen die fatale Nothwendigkeit, wovon ein so großer Mann nicht hat können ausgeschlossen seyn. **Montecuculli** sein würdiger Nacheiferer, hält ihm seine Leichenrede. Selbst ein Held kannte er die Tugenden, woraus das Heldenthum besteht. **Es ist ein Mensch gestorben**, sagte er, als er den Tod des französischen Feldherrn hörte, **der dem Menschen Ehre macht.** Sehen Sie in wenig Worten den vollständigsten Lobspruch, und der Mund, der ihn ausspricht, drükt das Siegel der Unsterblichkeit darauf.

Wenn man das Lob der Nachwelt für etwas rechnen muß, wer empfieng jemahls ein schmeichelhafteres von ihr, als **Turenne**? Die Völker an den Gränzen haben nicht so bald seinen Tod vernommen, als sie sich schon für eine Beute des Feindes halten, und in die innern Theile des Königreichs flüchten wollen. Die Leiche des **Turenne**, oder vielmehr sein Andenken, belebt die Soldaten, und das Heer ist sieghaft, ohne daß seine Feldherren Theil daran haben. Man berichtet **Turennens** Tod **Ludwig dem vierzehnten.** Was für Bedaurungen stößt dieser Monarch nicht darüber aus! Thränen rinnen aus seinen Augen, und dieser Fürst, den das schlechte Geschik der Schwachheit unfähig fand, konnte dem zärtlichen Gefühl des Verlustes seines Feldherrn und seines Freundes nicht widerstehen. Was für Ehre erweißt man nicht diesem erlauchten Verstorbenen? Unter unsre Kö-

nige beygesezt, siehet man, wie er allen denen, die ihm nachahmen wollen, zeiget, daß zwischen der Tragung und Unterstützung einer Krone kein Unterschied sey.

Der Graf.

Er lebt noch, mein Herr, in dem Gemüth und dem Herzen der ganzen Nation. Ein Jahrhundert hat den Begriff von dem Verlust, den sie an ihm erlitten, noch nicht geschwächt. Ich habe verschiedne mahl gehört, daß Personen, die sich über eine tragische Erzählung betrübten, gleichsam maschinenmäßig ausriefen: Ach! Sie erinnern uns wieder an **Turennens** Tod!

E N D E

des zwölften und lezten Gespräches.

Des

Herrn de la Chetardye

Unterricht

für

einen jungen Herrn,

oder

Schilderung

des

rechtschafnen und artigen Mannes.

Unterricht
für einen jungen Herrn.

Die erste Sache, an welche ihr denken müßt, ist die Liebe und Furcht Gottes. Denn außer, daß euch die Gesätze des Christenthums eine unauflösliche Verbindung daraus machen, so ist es auch gewiß, daß Gott eure Entwürfe nicht segnen wird, wenn ihr ihn verlasset, und in allen Handlungen eures Lebens nicht eure Zuflucht zu ihm nehmet. Heget also eine feste Ehrfurcht gegen heilige Dinge. Hänget der Religion unzertrennlich an, und fliehet, gleich allgemeinen Seuchen, die Freygeister, die sich diesen Grundsätzen widerstellen dürfen.

1. Von der Gottesfurcht, und der Ehrerbietung, die man gegen geheiligte Dinge hegen soll.

Nach

2. Einem ehrlichen Mann muß nächst GOTT nichts so wehrt, als seine Ehre seyn

Nach Gott muß euch in dieser Welt nichts so wehrt seyn, als eure Ehre. Ihr müßt denken, daß ihr Verlust unersezlich ist = = = daß die Welt Richter darüber sey = = = daß die Welt nichts vergiebt, und Personen von eurem Rang noch weniger, als denen, die Geburt oder Misgeschicke in ein niedriger Stokwerk gesezt, weil der Neid sich natürlicher Weise an die erhabensten Dinge macht = = = daß man aus dieser Ursache desto mehr Verdienst haben müsse, je vornehmer man ist = = = und daß ein großer Herr, den man nicht hochachtet, eher Mitleiden als Neid verdiene.

3. Das Gerüchte ist dem Eigensinn des Glückes unterworfen: Die Wahrheit aber giebt sich früh oder spät zu erkennen.

Ich weis wohl, daß das Gerüchte, so wie alles übrige, dem Eigensinn des Glückes unterworfen ist, und es sich bisweilen zuträgt, daß man dem Verdienst Unrecht thut. Aber dies kann von keiner Dauer seyn, weil sich das Verdienst über kurz oder lang zu erkennen giebt, und die Lüge unmöglich bestehen kann. Deßwegen muß man sich oft untersuchen, und scharf mit sich selbst zusammenrechnen; und wenn man nach einer solchen Untersuchung mit sich zufrieden ist, so kann man dreist dahin gehen, und sich dereinst die Hochachtung aller Leute versprechen.

Um

Um zu einem so großen Gut zu gelangen, muß man Gutheit und Gerechtigkeit besitzen. Ohne diese kann man weder grosmüthig, noch erkenntlich, noch treu seyn, worinn doch die wesentlichen Eigenschaften eines ehrbaren Menschen bestehen. Denn als ich euch sagte, ihr soltet für euren Leumund Sorge tragen, so begehrte ich ihn nicht in eine einzige Eigenschaft zu beschrenken. Es ist nicht genug zum ehrbaren Manne, wenn man tapfer ist: man muß auch redlich und ein guter Freund seyn, Wort halten, alle Leute zu verpflichten suchen, die Unglüklichen beklagen, besonders die nicht verdienen, es zu seyn, und sich ein Vergnügen daraus machen, ihnen beyzuspringen, wenn sich die Gelegenheit hierzu darstellt: kurz, man muß sein Herze gut machen. Glüklich ist der, welcher es so wohl beschaffen hat, daß er das Vergnügen begreiffet, was man hat, wenn man einem andern welches macht! Wem es an der Seite des Herzens fehlet, der sündigt schon in den Grundsätzen, und trägt den Ursprung aller Laster allenthalben mit sich.

4. Von den wesentlichen Eigenschaften eines ehrbaren Mannes, und daß sie fürnehmlich in der Güte des Herzens bestehen.

Vermeidet vor allen Dingen die falsche Ehre. Sie ist eine der größten Schwachheiten, die sich in die Seele

5. Von den übeln

eines

Würkungen der falschen Ehre.

eines ehrbaren Mannes einschleichen können, und die gewöhnlichste Klippe für Personen eures Alters. Wenn sie sich von einem großen Gefolge begleitet sehen, so kennen sie keinen Menschen mehr. Anstatt dasselbe für eine Ueberlast anzusehen, wozu sie der Wohlstand ihres Ranges verbindet, so machen sie sich eine Ursache der Größe daraus, und scheinen ihr ganzes Verdienst darein eingeschränkt zu haben. Die wahre Ehre ist diesem Betragen sehr entgegen gesezt, und rechtschaffene Leute unterscheiden sich gar nicht dadurch in der Welt.

6. Man muß seinen Rang in Obacht nehmen, ohne sich verhaßt zu machen.

Man darf deßwegen seinen Rang nicht mißachten: man muß so gar darüber eifern, und seine Vortheile mit äußerstem Stolz wieder diejenigen unterstützen, die verwegen genug seyn könnten, sie euch strittig zu machen: allein, wenn euch die Leute nichts widersprechen, wenn sie euch ihre Pflicht leisten, und sich nicht bis zu euch erheben wollen, so ist schön, sich manchmahl bis zu ihnen herabzulassen. Wenn man kann, muß man sich bey allen Leuten liebenswürdig machen, und unsre Väter haben nicht ohne Ursach gesagt, **es gäbe weder kleine Freunde, noch kleine Feinde.** Seyd also sanftmüthig und

rechte-

rechtschaffen: denn dadurch zieht man die Herzen an sich, und erwirbt sich aller Welt Hochachtung.

7. Man muß schlechte Gesellschaften meiden, und gleich anfangs gute Eindrücke von sich machen.

Vermeidet sorgfältig schlechte Gesellschaft: denn außer, daß dergleichen Umgang schädlich ist, weil man sich unmerklich denen schlechten Beyspielen überläßt, so ist es gewiß, daß man nach dem Saz des Spanischen Sprüchworts: **Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist;** von euch urtheilen wird. Verbindet euch also mit niemanden, als dessen guter Name für den eurigen stehen kann. Machet frühzeitig gute Eindrücke von euch, und denket, daß von den ersten Schritten, die wir bey dem Eintritt in die Welt thun, gemeiniglich die gute oder schlimme Meinung abhänge, die man unser ganzes übriges Leben durch von uns hat.

8. Man muß klug seyn: der König beehrt niemand, als Leute dieses Karakters mit seiner Gunst.

Da sich aber schlechtgesinnte Leute unter denen Personen eures Standes finden können, und ihr in dem Laufe der Welt nicht im Stande seyd, euch aller Gemeinschaft mit ihnen zu entschlagen, so müsset ihr solche nur in so weit, als es Wohlstand und Nothwendigkeit von euch fordern, unterhalten. Macht euch geschikt von ihnen los, und hütet

hütet euch wohl, sie zu euren Freunden zu machen. Wir leben in einer Zeit, da man kluge Leute liebet, und wenn ihr Acht darauf gebet, so werdet ihr sehen, daß der König, dessen Gesinnungen jedermann zur Richtschnur dienen sollen, allemahl nur Leute von diesem Karakter mit seiner Gunst beehret hat.

9. Klugheit und ehrbar Vergnügen verträgt sich wohl mit einander.

Wenn ich euch aber rathe klug zu seyn, so verstehe ich nicht die Art von Klugheit darunter, welche in Verdrüßlichkeit ausartet. Klugheit und ehrbar Vergnügen ist nicht unerträglich zusammen. Es würde so gar schädlich seyn, sich zu solchem Anschein der Klugheit zu zwingen, wenn man jung ist. Das würde uns zu dem Kostbaren und Lächerlichen führen, zwey Karakter, die man sorgfältig vermeiden muß. Die wahre Klugheit bestehet nicht in einem gewissen äußerlichen Ansehen, welches mehr vom Pedanten, als vom rechtschaffenen Mann an sich hat. Man kann sich so gar bey gewissen Gelegenheiten erlauben, irgend eine Thorheit zu sagen: nur muß man niemahls eine begehen.

10. Man muß eine

Ihr müßt eine edle Kühnheit besitzen. Sie muß auf eurem Gesichte jenes ehrbare Vertrauen abdrücken, was man

zu

zu sich selbst haben soll, wenn man sich edle eines guten Herzens bewust ist. Bleibt Kühnheit aber dabey stehen und gebet wohl acht, daß sich weder Selbsthochmuth noch Verachtung, gegen die, so sich euch nähern, darunter mische. Der Hochmuth ist fähig, die besten Dinge zu verderben. Man hegt einen so allgemeinen Haß gegen die Hochmüthigen, daß man bisweilen auch ihren besten Eigenschaften Unrecht thut. Die Renommisten können beweisen, was ich sage. Es fehlt ihnen eben nicht an Muth: indessen macht man sich doch ein Vergnügen, an ihrer Tapferkeit zu zweifeln. Mit dem Wiz und andern Eigenschaften gehet es eben so. Hütet euch ja in diesen Fehler zu fallen, weil er so böse Würkungen nach sich ziehen kann.

ohne Selbsthochmuth besitzen.

Hasset alle Laster insgemein: besonders aber das Lügen und die Trunkenheit. Das erste kann nur in eine niedrige Seele kommen, und da man gemeiniglich nur leugt, um sich zu entschuldigen, so kann man schlüssen, ein Mensch, der dem Lügen unterworfen ist, sey es auch denen Fehlern. Was die Trunkenheit betrift, so hat sie ausser dem, daß sie unter allen Lastern am we-

11. Hasset alle Laster besonders das Lügen und die Trunkenheit.

nigsten Mode ist, und sie die Damen, deren Umgang so viel zur Bildung eines rechtschaffenen Mannes beyträgt, nicht leiden können, noch die schlimmsten Würkungen von der Welt. Sie verwirrt die Vernunft, und wenn man sich bey Leuten in gleichem Zustand befindet, so kann man kaum vermeiden, sich etwas zuzuziehen, was man bisweilen seine ganze Lebenszeit durch bereuet. Man wird unsauber, dumm, und unfähig, ein Geheimniß zu behalten: = = eine Eigenschaft, die für einen Menschen, der nach großen Dingen trachtet, unter allen Eigenschaften im Krieg und bey Hofe die nothwendigste ist: denn was für Anschein hat es, daß man einem Menschen wichtige Verrichtungen anvertrauen wird, der beständig auf dem Punkt stehet, seine Vernunft zu verliehren? Weil der Marschall von Ranzau, der sonsten ein großer Mann war, nicht die Stärke gehabt, bey dem Weine Herr über sich zu bleiben, so hatte er das grausame Misvergnügen, die Unternehmung auf Ostende zu verfehlen, wovon die Eroberung ihm so rühmlich würde gewesen seyn.

Vernachläßiget keine einzige von denen äußerlichen Eigenschaften, welche, euch angenehm zu machen, dienen können. Denn ob man gleich ein rechtschaffener Mann seyn kann, ohne sie zu haben, so ist es dennoch wahr, daß die, welche sie besitzen, große Vortheile über die andern haben. Ich setze in diesen Rang die gute Art sich zu kleiden, ein gewisses artiges anständiges Wesen, welches man das Ich weiß nicht was des guten Aussehens nennen kann, das Tanzen, das Singen, die Uebungsspiele, und die Instrumente, die sich für Personen eures Standes schicken. Denn was die andern Uebungen, als Reiten und Fechten betrift, so sind dieselben durchaus nothwendig, weil sie zu Erhaltung des Lebens und der Ehre dienen.

12. Man muß keine einzige derer äusserlichen Eigenschaften vernachläßigen;

Bauet vor allen Dingen euren Verstand an. Es ist schöner, dadurch, als durch jede andre Sache zu gefallen. Indem ich euch aber diesen Rath gebe, so verlange ich nicht, daß ihr euch den ganzen Tag in euer Cabinet verschlüßen, und in die tiefen Wissenschaften einlassen solt. Jeder muß sein Handwerk treiben: und diß ist nicht das eurige. Ich verstehe hier die schönen Wissen-

13. Und besonders die des Verstandes anbauen.

schaften, welche in einer Kenntnüs der Geschichte, Mathematik, Erdbeschreibung, Zeitkunde, Sprachen, Heraldik, Geschlechtskunde und der besten Dichter besteht. Ich fordere eben nicht, daß ihr in den andern Wissenschaften so unwissend seyn solt, daß ihr stillschweigen müßtet, wenn man davon redet. Ein Weltmann muß in allen beschlagen seyn, und wenn er die Sachen gleich nicht gründlich weis, so muß er doch wenigstens so viel davon wissen, daß er seine Meinung, ohne der gesunden Vernunft zu nahe zu treten, darüber sagen, und diejenigen mit Vergnügen anhören kann, welche davon sprechen.

14. Alles, was ihr saget, muß natürlich seyn. Schreitet nicht aus eurem Karakter heraus, und denket, das beste Buch sey nicht so viel wehrt, als die Kenntnüs der Welt. Diese müßt ihr am meisten studieren. Deswegen muß man sich an das Schönste und Erhabenste unter beyderley Geschlechtern wenden, und sich nicht von den Schwürigkeiten abschrecken lassen, welche uns bey dem Eintritt in die Welt Mühe machen. Man macht blos mit Leuten von mittelmäßigem Verdienst leichtlich Be-

Die Kenntnüs der Welt ist besser als das beste unter allen Büchern.

Bekanntschaft. Die andern sind zurükhaltender: allein es ist besser, sich einige Zeit bey diesen Zwang anzuthun, als jener ihre Selbstanerbietungen anzunehmen.

15. Von der Spötterey, oder dem Spas.

Die Spötterey oder das Spassen ist noch eine große Hülfe, in der Welt zu gefallen: allein ihre Ausübung ist schwer und gefährlich. Sie muß fein und niedlich seyn, die Gesellschaft belustigen, und den, über welchen man spottet, nicht verletzen. Es ist ein sehr behutsamer Schritt: denn die Spötterey darf nur ein wenig scharf seyn, oder die Leute auf ihrer schwachen Seite angreifen, so artet sie in Beleidigung aus. Es ist wahr, daß es eine unschuldige Spötterey giebt. Da sie inzwischen nur ein Angrif des Witzes ist, wobey das Herz keinen andern Theil nehmen muß, als daß es sich freuet, so mag sie noch so unschuldig seyn, derjenige, der sie ausgiebt, muß einhalten, so bald er sieht, daß sie den, der sie empfängt, in Verlegenheit sezt. Denn da man sich natürlicher Weise nicht gern überwinden läßt, so trägt es sich zu, wenn der Wiz uns keine Antwort mehr zuraunt, daß der Verdruß auf die Verwirrung folgt, die man hat, wenn man zum

Weichen gezwungen wird, und man sich unmerklicher Weise ein ernsthaft Geschäfte aus einer Sache macht, die im Anfang eine bloße Kleinigkeit war. Alles wohl erwogen, so ist es so schwehr, wohl zu spotten, und man muß sich dabey so sehr in acht nehmen, daß es eben kein gros Uebel ist, sich dessen gar zu enthalten. Urtheilet nun, was man mit noch stärkerem Rechte von dem Nachreden denken soll, welches das schädlichste und gewöhnlichste aller Laster ist.

16. Vom Lustigmachen.

Das Lustigmachen ist noch eine andre Gattung des Spasses. Es ist zweyerley. Das erste bestehet in einem gewissen Schwung, den man denen Sachen giebt, welcher zugleich überrascht und belustigt: Diese Art, wenn sie nemlich ohngezwungen ist, kann ihr Verdienst haben. Mit der andern ist es nicht so. Da sie sich gemeiniglich nur mit abgeschmakten Zweydeutigkeiten und Wortspielen abgiebt, welche ihrem Urheber nichts als Verachtung zuziehen können, so ist sie einer Standsperson unwürdig. Im Fall ihr an eurem Wiz eine Neigung dazu bemerket, so bedient euch nur derjenigen, welche Leuten von gutem Geschmak gefal-

fallen kann. Es ist gefährlich, das Publikum zu belustigen: und wohl erwogen, so ist die Rolle eines Lustigmachers, wenn man von einem gewissen Stande ist, eine Rolle, woran man wohl thut, sie nur selten zu spielen, man mag sie so gut machen, als man will.

17. Es ist nöthig, bey gewissen Gelegenheiten Spas zu verstehen.

Was ich auch wieder das Spassen mag gesagt haben, so ist es doch nöthig, daß man es verstehe. Spötterey hat es zu allen Zeiten gegeben, und man würde für ein schlecht Gemüthe gehalten werden, wenn man sie bey gewissen Gelegenheiten nicht leiden könnte. Der Hauptpunkt ist, sie nicht mit der Beleidigung zu vermischen. Dies ist eine Stelle in unserm Leben, wobey wir unsre Urtheilskraft sehr nöthig haben. Die Ungewisheiten hierüber sind verdrüslich. Von ihnen entspringen diese Skrupel der Ehre, welche meistentheils Schuld an den Zänkereyen seyn, die wir in der Welt fürfallen sehen: denn es ist mit einem Wort sehr selten, daß man eine ausgemachte Ursache habe, sich beleidigt zu finden. Obgleich die Zahl derer hitzigen Leute sehr gros ist, so sind doch deren wenige es so stark, daß sie euch eine von denen grausamen Beleidigungen zufügen solten, über welche

man nur sein Herze zu Rathe ziehen darf.

18. Man muß ihn nicht mit der Beleidigung vermengen, und die Sachen, welche uns zur Empfindlichkeit verpflichten, von denen zu unterscheiden wissen, die es nicht thun.

Um diese Klaubereyen zu vermeiden, muß man, wie ich schon gesagt habe, die Sachen, welche zur Empfindlichkeit verpflichten, von denen zu unterscheiden wissen, welche nicht dazu verpflichten. Denn ich weis nicht, ob es nicht schlimmer ist, sich zur Unzeit ärgern, als, sich nicht ärgern, wenn man Anlas dazu kriegt. Ist es ein unschuldiger Spas, so ist man ungehobelt, wenn man sich darüber beklagt: ist er aber zu stark, so muß man dem, der ihn vorbringt, mit einer etwas ernsthaften Mine zu verstehen geben, daß er uns nicht angenehm sey, und der Spötter müßte alsdenn wohl unvernünftig seyn, wenn er die Sprache nicht änderte.

19. Auf was für Art man Beschimpfungen ablehnen soll, und in was für Fällen die Empfindlichkeit

Mit denen Sachen aber, welche unstrittig beleidigend seyn, ist es nicht eben so. Nach den Grundsätzen der Welt, die ich euch gleichwohl nicht rathe, denen des Evangeliums vorzuziehen, kann man sie nicht kräftig genug zurüktreiben. Allein, es giebt deren viele, die man dafür hält, und die es nicht seyn. Bey solchen Gelegenheiten muß man hauptsächlich die Ursachen wissen, die es verdienen, daß man es zu dergleichen äus-

ser-

ersten Entschlüssen kommen lasse. Schla- gen, Lügenstrafen, Vorwurf der Ver- rätherey und Niederträchtigkeit sind von dieser Zahl. Hierüber habe ich euch nichts zu sagen. Ich setze zum Vor- aus, daß ein Mensch, der eine von diesen Beschimpfungen empfangen, nicht Herr über seine Empfindlichkeit sey, und ich habe Ursache zu glauben, daß, weil Gott die Güte hat, die ersten Bewe- gungen zu verzeihen, auch diejenigen, welche die Gesätze handhaben, nicht mehr Schwürigkeit machen werden.

könne ge- duldet werden.

Die Aufführung, die man beobach- ten muß, um dergleichen Unglük zu vermeiden, ist, daß man sehr ernsthaft lebet, und so gar, wenn man kann, nicht den mindesten Umgang mit Per- sonen hat, welche in dem Ruf stehen, daß sie zänkisch seyn: denn man mag so viel Weisheit besitzen, als man will, so hat man deren doch nicht genug, um mit Narren in Ruhe zu leben: und wenn dieses auch wäre, so würde mir nichts verdrüßlicher scheinen, als ver- bunden zu seyn, sich wegen solcher Leute zu zwingen, die dieser Mühe nicht wehrt seyn. Ich weis wohl, daß es unglük- liche Augenblicke giebt, wo man, so vorsichtig man auch ist, einige Händel

20. Die Auf- führung, die man beobach- ten muß, um der- gleichen Unglük zu verhüten;

nicht vermeiden kann: allein, man muß auch zugeben, daß dieses ein seltner Fall ist, und daß von zwanzig Zänkereyen, welche fürfallen, mehr als zwey Drittel seyn, die man vermeiden könnte, wenn man klug genug wäre.

21. Daß man denen unbescheidenen Eiferern mißtrauen müsse, und auf was für Art man seine Freunde verantworten soll.

Unter andern muß man denen Leuten nicht trauen, welche sich eifrig bezeigen, und doch unbescheiden sind. Es giebt Personen, welche nicht leiden können, daß man das Geringste von ihren Freunden sage, und welche bey dem kleinsten Spas Feuer fangen, den man von denenselben fürbringt. Ich gestehe, daß dieses aus einem guten Grundsatze herkommt: allein, man denket nicht daran, daß, indem man sich für seinen Freund in Händel einläßt, man ihm selbst Händel macht, und daß der beste Dienst, den wir unsern Freunden leisten können, darinn bestehe, wenn wir sie nicht darein verwickeln. Ohne Zweifel muß man statt ihrer antworten, wenn sich die Sache der Mühe verlohnt: aber das muß auf eine Art geschehen, welche sie beschützt, ohne demjenigen auf den Hals zu dringen, der davon redet.

Dieser Grundsaz ist fürnemlich nothwendig in Ansehung des Frauenzimmers. Desselben Ehre ist ein so empfindliches Flekgen, daß man ihm keinen bessern Dienst leisten kann, als wenn man es niemahls ins Spiel menget. Ueber diesen Punkt ist es gut, wenn es weder Plazhalter noch Ansprenger giebt. Es würde ein Kampf seyn, der sich zu seinem Nachtheil endigen würde, er möchte ausfallen, wie er wolte. Wir sind nicht mehr in den Zeiten der alten Ritter, darinn man günstig von den Dingen urtheilte. Die Zeit, worinnen wir jezt leben, ist etwas weniger liebreich, und man würde sich kaum enthalten zu glauben, daß ein Mann, der für eine Dame den Degen zöge, nicht durch einige Erkenntlichkeit dazu solte verbunden seyn. Der Vertheidiger würde in dergleichen Gelegenheit mehr als der Beleidiger zu fürchten seyn, und ich glaube, daß eine Dame, welche ihren guten Nahmen lieb hat, viel mehr Ursach haben würde, sich über jenen zu beklagen.

22. Diesem Grundsaz in Ansehung des Frauenzimmers zu folgen, ist fürnemlich nothwendig.

Personen, welche viel reden, sind gemeiniglich dieser Gattung von Unbescheidenheit unterworfen, und man möchte sagen, sie schikten sich nicht an

23. Die Personen, welche viel reden

sind gemeiniglich unbescheiden, und schicken sich nicht an den Hof.

den Hof. Es ist sehr schwer, so viel zu reden, ohne sich mehr blos zu geben, als man soll, und ohne viel unnütze Dinge zu sagen. Wenn man aber auch nichts tadelhaftes sagte, so weis ich nicht, ob etwas weniger Weitläuftigkeit nicht bessere Würkung thun würde. In den besten Sachen kann man ausschweifen. Das Singen und die Laute haben viele Reizungen: höret indessen beständig singen und auf der Laute spielen; ihr werdet es endlich überdrüssig werden. Schlüsset daraus, was man von einer Person auszustehen hat, welche viel spricht, und für eine gute Sache hundert andre saget, die uns ermüden.

24. Vom Umgange

Das Gespräche des Umgangs ist mit den Reden, die nur ein einziger hält, nicht einer Natur. Jeder muß nach der Reihe zuhören und sprechen. Es darf weder beredsam noch ausstudiert seyn: das Ohngefähr muß seinen Faden leiten, und jeder muß sich durch seine Reden darinn schildern: mit einem Wort, es muß natürlich seyn.

25. Unter Hofleuten muß er über

Es muß so gar so viel als möglich nur über gleichgültige Dinge geführt werden, besonders unter Hofleuten, die gemeiniglich einer des andern Kund-

schaf-

schafter seyn. Ich gestehe, daß es verdrüslich ist, verbunden zu seyn, sich mit so vieler Strenge zu zwingen, und daß man sich dadurch einer derer gröβten Süβigkeiten des Lebens beraubet. Der ist glükselig, welcher einen Freund finden kann, der ein andres Er selbst ist, welchem er seine geheimsten Gedanken anvertrauen kann, und der ist noch glükseliger, der ihn in seiner Familie antreffen kann! Er kann sich rühmen, einen unschäzbaren Schaz gefunden zu haben. Allein, wo findet man diese Freunde und diese Verwandte, mit welchen man sicher genug offenherzig von allen Dingen sprechen kann? Es ist nicht genug, daß sie euch lieben: sie müssen auch noch fähig seyn, Geheimnüsse zu behalten. Diß ist eine Gabe, welche Gott nicht allen Leuten verliehen hat.

gleichgültige Dinge geführt werden.

Gleichwohl muß man es versuchen, sich einen treuen Freund zu machen; denn endlich so ist eine so genaue Ansichhaltung eine sehr schwehre Last. Die beste Vorsicht, die man bey einer so zärtlichen Materie anwenden kann, ist, dem allgemeinen Beyfall viel zuzutrauen. Man muß glauben, daß die Augen des Publikum dem Versehen nicht so unterwor-

26. Von der Nothwendigkeit, sich einen Freund zu machen, und denen Vorsich-

ten, die man bey dessen Wahl in acht nehmen muß

worfen sind, als die unsern, und daß wir in einer Zeit leben, da man den Leuten nicht genug schmeichelt, um ihnen Eigenschaften beyzumessen, welche sie nicht besitzen. Man sey so verständig und witzig, als man wolle, so ist es doch sehr unbequem, sich eines Freundes ganz zu begeben. Es giebt Fälle, worinnen uns unser Eigennuz verblendet, und wo die Geschiktesten guten Rath von Nöthen haben. Die Hälfte derer Fehler, die man begehet, kommet daher, und der alle seine Entschlüsse blos aus seinem Kopfe hernimmt, läuft viele Gefahr, sich zu versehen.

27. Die Historie ist in Ermangelung eines Freundes von beträchtlichem Nutzen, und man kann kein guter General seyn, wenn

Die Geschichtkunde ist, in Ermangelung eines Freundes von beträchtlichem Beystand und Nutzen. Sie ist eine Quelle, woraus man fürtrefliche Rathschläge schöpfet. Man unterrichtet sich dadurch auf Kosten derer Verstorbnen, ohne zu befürchten, daß sie uns verrathen, oder unser Geheimnüß entdecken möchten. Da man von ihnen weder was zu füchten noch zu hofen hat, so schmeichelt man ihnen nicht: man führt ihre Fehler ohne Verkleidung an. Es ist ein weiter Schauplaz, wo man eine unendliche Menge Fürfälle siehet, wornach man seine Aufführung ein-

einrichten kann. Weder moralische Bücher, noch die Meinungen der Weltweisen unterrichten uns auf solche Art. Wenn aber das Lesen der Geschichte allen Leuten nöthig ist, so ist es fürnemlich solchen nöthig, die durch ihren Rang oder durch ihre Dienste Anwartschaft haben, dereinst Heere anzuführen. Es ist nichts, was den Verstand so wohl öfnet und die Beurtheilungskraft besser bildet. Es hat den größesten Leuten Aussichten gegeben: es dringet sich in den Kriegsrath, und es ist sehr schwehr, einen guten Feldherrn abzugeben, wenn man es nicht sehr fleißig getrieben hat.

man sie nicht vollkommen inne hat.

Bey den Gesandschaften ist die Historie von nicht geringerem Nutzen. Man lernet daraus die Rangordnung und den Vorsiz derer Kronen: man siehet darinn die Erhöhung derer Häuser, die Errichtung derer Herzogthümer, Parlementer und großen Würden: man unterrichtet sich dadurch in denen Sitten, Gewohnheiten, Religionen und Angelegenheiten derer Fürsten. Sie flößt edle Empfindungen ein: im Umgange findet sie ihre Stelle, und wenn sie auch zu weiter nichts diente, als den Fürwiz dererjenigen zu befriedigen, die

28. Denen Personen welche zu Gesandschaften berufen werden, ist sie nicht weniger nothwendig.

sie

sie lesen, so verdiente sie dennoch, nicht vernachläßigt zu werden.

29. Man muß nicht zu ungeduldig seyn, seinen Verstand zu zeigen. Von der Art, sich dessen zu bedienen.

Für allen Dingen bezeiget nicht zu viel Ungeduld, euren Verstand sehen zu lassen, es sey in einem Stük, worinnen es wolle. Die Gegenschritte sind in diesem Fall sehr gefährlich, und denen, die so geschwind gehen wollen, begegnet es gemeiniglich, daß sie, anstatt fürter zu kommen, zurükprallen. Erwerbet euch eine freye und ungezwungene Aussprache. Die Ausdrücke, deren ihr euch bedienet, müssen angenehm und bedeutend, nicht zu erhaben, und nicht zu kriechend seyn: in euren Reden muß beständig eine edle Einfalt und die gesunde Vernunft herrschen. Diese ist es, welche das Steuerruder hält, und ohne sie kann man nicht jene Richtigkeit und Rechtschaffenheit des Verstandes haben, welche zur Aufführung im Leben nothwendig sind.

30. Von den guten und schlimmen Würkungen der Liebe.

Ich weis nicht, was ich euch über die Liebe sagen soll. Sie ist eine Leidenschaft, welche gute und üble Würkungen haben kann. Da die Eigenschaft der Liebe in einer Umschmelzung des liebenden Gegenstandes in den Geliebten bestehet, so hänget dieses von den Verdiensten oder den schlimmen

Ei-

Eigenschaften der Person ab, der man sich ergiebt. Dem sey nun, wie ihm wolle, so muß man niemahls dulden, daß uns diese Leidenschaft unsere Pflicht versäumen lasse, und den Sieg über die Ehre davon trage. Die Geschichte belehrt uns, wie viel es dem Mark-Anton gekostet, daß er sich ihr allzu blindlings überlassen, indem er sein Glük und seine Ehre im Stich lies, um nur der Kleopatra zu folgen. Indessen muß ein ehrbarer Mann das Frauenzimmer ehren. Der Umgang mit demselben ist angenehm und nüzlich. Ein Verweis aus einem schönen Munde, dem man gefallen will, thut öfters mehr Würkung, als alle Rathschläge der Welt, und ich kenne Leute, die diesem schönen Geschlecht den besten Theil ihres Verdienstes schuldig seyn.

Bestrebet euch bey guter Zeit, euer Gemüthe nachgebend zu machen. Diejenigen, welche sich eines Sinnes besser dünken, und mit einem Thon des Ansehens die Sachen entscheiden, mögen so viel Recht haben, als sie wollen, so werden sie doch fast niemahls jemanden zu ihrer Meinung bringen. Ich sage nicht, daß man seine Meinung nicht handhaben solle, wenn man

31. Ein nachgebend Gemüthe ist durchaus nöthig in der Welt fortzukommen.

glaubt, daß sie billig sey: Allein, man muß es mit einer gewissen Mäßigung thun, welche den, der mit euch disputiret, in Stand sezt, euch ohne Verdruß zu weichen. Geben euch die Ursachen, die er euch anführt, zu erkennen, daß ihr Unrecht habet, so bestehet nicht hartnäckig bey eurer schlimmen Sache. Verdammet euch selbst zuerst. Diß ist das Mittel, euch mit Ehren aus dem Handel zu ziehen, und euch ein Verdienst zu machen, wozu wenig Personen aufgelegt sind.

32. Von dem Nutzen, den man aus seinen Fehlern ziehet; wenn man einen guten Gebrauch davon zu machen weis.

Begehet niemahls Fehler, so fern es anders möglich ist: wenn ihr aber unglüklich genug seyd, deren zu begehen, so suchet wenigstens Nutzen daraus zu ziehen. Sie müssen euch verpflichten, euch für euch selbst in Acht zu nehmen, indem ihr die schwachen Seiten eurer Seele stärker macht. Es trägt sich wenig zu, daß man aus Unwissenheit fehle. Die Vernunft verdammt allezeit das, was nicht gut ist: allein, es kommt oft, daß sie nicht so stark ist, als die ihr widerstrebende Leidenschaft, und hat daher nicht die Macht, den Willen zurük zu halten. Aus dieser Ursache muß man wider seine schwache Seiten beständig auf der Hut seyn.

Das

Das Herz des Menschen ist wie eine Festung. Es giebt Stellen daran, welche so stark seyn, daß sie sich an sich selbst vertheidigen würden. Ein freygebiger Mensch hat nicht nöthig, sich für dem Geiz zu hüten = = ein nüchterner für der Unmäßigkeit = = ein kaltsinniger für dem Zorn = = ein beherzter für der Furcht, und so weiter; er darf sich nur der Führung seines Temperaments überlassen. Mit den Stellen aber, welche die Natur nicht besorgt hat zu vertheidigen, ist es nicht so beschaffen. Hier ist es, wo ein weiser Mann Merkmahle von der Stärke seines Verstandes geben muß, damit, wenn er nicht fertig werden kann, seine bösen Neigungen zu bessern, er es doch wenigstens so mache, daß sie niemanden als ihm allein bekannt werden. Ich weis, daß die Sache schwehr ist: bey allem dem aber ist sie nicht unmöglich, wenn man auf seine Aufführung acht giebt.

33. Von den guten und bösen Würkungen der Kritik.

Eine Sache, welche eben so viel zu diesem Entwurf beyträgt, ist, wenn man Neigung besizt, von jedermann wohl zu urtheilen, und nicht kritisch zu seyn. Dieser Karakter ist verhaßt. Man untersucht euch so nahe bey, daß

man eure Fehler wahrnimmt, und wenn ihr keine hättet, so würde man euch welche beylegen. Ich misbillige eben die Kritik nicht. Sie dienet dazu, uns auf anderer Kosten zu unterrichten: allein, ich will, daß sie nicht weiter gehe, als von uns selbsten zu uns selbst; sonst sind ihre Folgen gefährlich. Wenn man Freunde hat, so muß man gros Unrecht haben, daß man nicht Recht hat. Man macht sich deren nicht viel, wenn man sich zum öffentlichen Censor aufwirft. Man muß alles sehen, Nutzen daraus ziehen, und nichts sagen.

34. Ein gutes Herz ist dem Neide nicht unterworfen.

Hütet euch auch wohl, daß euch der Neid nicht überrasche. Lobet das mit Vergnügen, was verdient, gelobt zu werden. Nichts bemerket so sehr eine kleine Seele, als das Aergernüs, womit man die Lobsprüche anderer anhöret. Es ist ein Zeugnüs von Bosheit und Schwachheit, welches aus keinem guten Grunde herkommen kann. Man zeigt sich allemahl größer, wenn man lobet, weil man allezeit denket, wie Plutarch sagt, derjenige sey reicher, welcher giebt, und was noch mehr ist, so muß man dem Verdienst allemahl Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn es sich auch an der Person unsrer Feinde befände.

Ihr

Ihr möget thun, was ihr wolt, so müßt ihr einen Zwek haben. Blos die kleinen Geister und die Herzen ohne Ehrgeiz leben ohne Absicht und Entwurf. Doch es mag euch noch so viel Vortheil daraus zuflüßen, so erreichet ihn niemals anders, als durch gute Wege. Präget euch tief ins Gemüthe, daß das gröste Gut darinn bestehe, wenn man sich nichts fürzuwerfen hat, und daß man die Sachen zu theuer kaufe, wenn sie uns eine Bereuung kosten, der fast jederzeit eine große Verachtung unsrer selbst nachfolget. So besorgt wir auch seyn mögen, uns unsre schlimme Seiten zu verbergen, so vergehen doch wenig Tage, da sie sich uns nicht mit ihrer ganzen Häßlichkeit darstellen solten, und es ist keine Seele so verdorben, daß nicht noch etwas Gutes in ihr wäre, welches sie wider ihren Willen beweget, das Laster zu hassen.

35. Bey allem, was man thut muß man einen Endzwek haben, und sich niemahls verbotener Mittel bedienen, ihn zu erreichen.

Denket oft daran, daß ihr aus einem erlauchten Hause entsprungen, welches große Leute hervorgebracht, und daß es euch Schande bringen würde, wenn ihr ihnen nicht nachahmetet. Stellet euch den Beträchtlichsten eurer Ahnen zum Muster für. Erkundigt euch sorgfältig um die Handlungen, welche ihm

36. Man muß sich denjenigen seiner Ahnen, der die meisten Verdienste gehabt

zum Mu=ster neh=men.

den Vorzug verschaft, und um die Mittel, deren er sich bedienet, den guten Namen zu erlangen, den er sich erworben hat. Bekümmert euch so gar um seine Fehler, um sie zu vermeiden, und wenn es seyn kann, so lasset keinen Tag verstreichen, da ihr nicht einige Betrachtung über euch selbst anstellet.

Erinnerungen den Hof betreffend.

37. Wenn man sich Hochachtung erworben hat, muß man auch für sein Glük arbeiten, welches eine Standsperson nirgend als bey Hofe machen kann

Nachdem man sich Hochachtung erworben, so ist es vernünftig, auf den Anwuchs seines Glückes zu denken. Rechtschaffene Leute können nicht Vermögen genug haben, weil sie es allemahl gut anwenden, und anstatt es um sein selbst willen zu lieben, sie es nur als ein Mittel betrachten, welches dienen kann, ihr Verdienst ins Licht zu setzen. Aus dieser Ursache muß man sich dem Hofe ergeben, weil diß der Ort ist, wo die Gnadenbezeugungen ausgetheilt werden. Allein, man muß ihn wie ein stürmendes Meer voller Sandbänke und Klippen ansehen, auf wel-

welchem man leichtlich Schiffbruch leiden kann, wenn man sich nicht gehörig daran aufführet.

Die erste Sache, worauf man sich legen muß, ist, die verschiedenen Angelegenheiten des Hofes, an den man kommt, vollkommen zu kennen. Denn ob sich gleich alle Höfe ähnlich seyn, ob gleich dieser viel Beziehungen auf jene vorigen hat, und ob es gleich dabey gewisse allgemeine Grundregeln giebt, die immer gewesen sind, und immer seyn werden, so ist dennoch gewiß, daß, wer sich an diese allgemeine Grundregeln hielte, seine Geschäfte nicht sehr befördern würde. Es ist nicht genug, heimlich, fürsichtig, ordentlich, aufwartsam, gefällig und schmeichelnd zu seyn. Diese ob schon wesentliche Eigenschaften können von keinem Nutzen seyn, wenn die Beurtheilungskraft sie nicht auf die Gelegenheiten zu passen weis. Das Beträchtlichste ist, seine Zeit in acht zu nehmen. Hierzu muß man für allen Dingen das Gemüth seines Herrn ausstudiren. Wenn man das nicht von Grund aus kennet, so ist es schwehr, keine falsche Schritte zu machen, die uns verdrüßliche Antworten zuziehen, und uns dadurch Ekel und Aergernüs

38. Um damit fortzukommen, muß man die Angelegenheiten derer Personen wissen, welche das meiste Ansehen daselbst haben.

verursachen, welche oft zum Verderb unsers Glückes beytragen.

Auf was für Art man um Gnadenbezeigungen daselbst anhalten soll.

39. Ich sage nicht, daß man versichert sey, Gnadenbezeugungen zu erlangen, man mag mit noch so vieler Fürsicht darum anhalten. Man kann Mitwerber haben, welche sie verdienen, und in diesem Fall kann man sagen, der Vorzug hänge von dem Gestirn ab. Doch, wenn man auf gemeldte Art darum anhält, so wird man wenigstens auf eine sanfte Art abgewiesen, und dieses Abschlagen giebt uns die Anwartschaft auf die erste Gunstbezeugung, die wieder zu vergeben ist.

Verdruß und Ungeduld sind sehr schädliche Eigenschaften für einen Hofmann

40. **Verdruß** und Ungeduld sind die schädlichsten Dinge bey Hofe. Denn außer dem, daß sie eine gewisse fröliche und freye Mine benehmen, die uns angenehm macht, so überlassen sie das Herze solchen Bewegungen, die so viel gefährlicher seyn, da sie fast immer die Ehrfurcht in etwas verletzen.

Man muß die Verzögerungen, die der Hof bisweilen

41. Ich weis wohl, daß der Hof in Austheilung seiner Gunst nicht immer gerecht scheinet, weil er entweder manchmahl verbunden ist, die Belohnungen aufzuschieben, oder besondre Absichten hat, die nicht zu unsrer Kenntnüs kommen, oder weil man unter einem unglük-

lichen

lichen Gestirne gebohren ist, welches macht, Anhalten und Verdienst nicht überwinden können. Wenn er aber auch fähig wäre, Ungerechtigkeiten zu begehen, welches man nicht glauben muß, so findet man dennoch, wenn man betrachtet, daß es unnüz sey, sich über seinen Herrn zu ärgern, und dieses nur zu nichts dienet, als uns seinen Haß zuzuziehen, es sey am besten man warte bis auf gelegnere Zeit, und dulde das mit Ehrfurcht, was man doch ohne dem nicht ändern kann.

seine Diener zu belohnen, mit Geduld und Ehrfurcht ertragen.

Das Leben eines Hofmanns muß ein beständiges Studiren der Biegsamkeit des Geistes seyn. Man thut bey Hofe keinen falschen Schritt, der nicht bemerkt wird. Da der Eigennuz daselbst mehr als alles herrschet, so muß man überzeugt seyn, daß die, welche mit uns gleichen Weg gehen, eben so viele Aufmerker auf unser Betragen seyn, die nicht ermangeln, sich unsre Fehler zu Nuz zu machen. Man muß da ewig auf seiner Hut seyn, nicht nur wider die, die uns umringen, sondern auch wider uns selbst. Man muß einen anziehenden und biegsamen Geist besizen, und sich allezeit einen Zwek fürstellen, der uns zu etwas führe, was unser

42. Das Leben eines Hofmanns muß ein beständiges Studiren der Biegsamkeit des Geistes seyn.

Glük oder unsern Ruhm vergrößern kann.

43. Bey Höfe und in jeder Sache zum Zwek zu kommen, muß man äußersten Fleis bezeigen.

In diesem Entwurf gut fortzukommen, muß man, nach den verschiednen Verrichtungen, wozu man berufen wird, seine Schuldigkeit mit äußerstem Fleiße thun, damit euer Herr, oder die, auf welche er sich in der Wahl der Personen verläßt, einen ihrer Gunst würdigen Gegenstand an euch finden mögen. Denn einer oder der andre mag auch noch so viel Zuneigung für euch haben, so müßt ihr euch doch nicht Hofnung darauf machen, wenn ihr ihnen keinen rechtmäßigen Fürwand gebet, euch einer Menge Personen vorzuziehen, welche ein Recht haben, Anspruch darauf zu machen.

44. Ein Hofmann, so viel Verdienst er auch haben mag, muß seiner Fähigkeit nicht so viel zutrauen, daß er glaube, man könne sein nicht entbehren.

Ein Hofmann sey, wie er wolle, muß seinem Verdienst und seinen Diensten nicht so viel zutrauen, daß er glauben solte, man könne ihn nicht entbehren. Wir sind in einer Zeit, wo es an fähigen Geschöpfen gar nicht fehlt, die ledigen Plätze zu füllen, und so reich begütert der Hof auch ist, so weis ich nicht, ob man nicht sagen könnte, daß er weniger Gnaden auszutheilen habe, als es Personen giebt, die sie verdienen.

Bekümmert euch um den Schuz derer Minister, und hütet euch für der Krankheit gewisser unruhiger Geister, welche stäts ihr Betragen verdammen. Das heist offenbar die Wahl tadeln, welche der Beherrscher an ihren Personen getroffen, und durch einen Zurükschlag, der nicht zu entschuldigen ist, die Ehrfurcht verlezen, die man für ihn zu hegen verpflichtet ist. Besondere Personen sind so entfernt von den Sachen, daß sie, so durchdringende Einsicht sie auch haben mögen, doch nur mit vieler Ungewisheit davon sprechen können. Die Leute werden von den Geschäften gebildet, und nach diesem Grundsaz muß man schlüßen, daß, wenn die Personen, die in den geheimden Rath berufen worden, auch mit wenig Fähigkeit dazu gekommen wären, sie sich doch durch die Erfahrung geschikt darinn gemacht hätten.

45. Man muß sich um den Schuz derer Minister bekümmern

Es ist eine zu jeder Zeit fest gestandene Grundregel, daß man denen Ministern niemahls wiederstreben muß. Da sie es sind, die sich in die Umstände und Kleinigkeiten einlassen müssen, und es ganz unumgänglich nöthig ist, daß man die wichtigsten Dinge auf ihre Einsicht ankommen läßt, so haben sie tausend

46. Von dem Guten und Bösen, was sie euch erweisen können.

send Mittel, euch zu schaden, wenn sie euch nicht wohl wollen. Ihr müßt also suchen, sie auf eure Seite zu bringen, ohne euch gleichwohl zu knechtischen Gefälligkeiten herab zu lassen. Dieses sind solche Sachen, welche sie nicht von Personen eines gewissen Ranges fordern. Es ist genug, wenn man ihr Verdienst und die Würde ihrer Aemter ehret, ihnen seine Aufwartung macht, und mit Beeiferung Gelegenheit sucht, ihnen darzuthun, wie sehr man die Gunstbezeugungen empfinde, die sie uns verschaft haben.

47. Ein Hofmann muß sich nicht in einerley Eigenschaften mit seinem Herrn herfürzuthun suchen.

Was ein Hofmann ferner mit äußerster Sorgfalt vermeiden muß, ist, daß er sich nicht mit seinem Herrn in einerley Sache herfür thun wolle. Die Eifersucht ist ein Gift, was sich leichtlich zusammenziehet. Welche gebohren sind, über andre erhaben zu seyn, können nicht leiden, daß man ihnen in den Eigenschaften, deren sie sich berühmen, gleich komme. Der Haß ist bey ihnen von der Eifersucht so wenig entfernt, daß sie in einem Augenblik von dieser zu jenem schreiten.

48. Man ist vernünftiger als man denkt, wenn man seine Vernunft verstekt. Es ist gut, durchdringend zu seyn, weil

euch

euch dieses Einsichten giebt, die ihr euch zu Nuz machen könnt, und ihr euch von nichts anführen lasset, indem ihr alles sehet. Allein, man muß sehen, und sich stellen, als hätte man nicht gesehen. Natürlicher Weise lieben wir diejenigen nicht, welche wider unsern Willen in unsre Geheimnüsse eindringen wollen. So bald man euch für fein hält, so seyd ihr es nicht mehr. Man siehet euch, wie einen Kundschafter an: man fürchtet euch, und man siehet sich gegen eure Einsichten so wohl für, daß sie euch unnüz werden.

tiger, als man denkt, wenn man seine Vernunft verstekt.

Nehmet euch auch wohl in acht, euch mit den Damen zu überwerfen, und nehmet niemahls Theil an einer Nachrede wider sie. Sie sind gefährliche Feindinnen. So gut ihr euch auch bey ihnen stehen möget, so trauet nur mit Fürsicht darauf. Die meisten sind veränderlich, und es giebt wenige, denen man sein Geheimnüs anvertrauen könne. Wenn ihr euch wegen der Angelegenheit eures Glückes verbunden findet, einer von ihnen ganz besonders aufzuwarten, so lasset euer Herz von eurem Kopfe regieren. Es giebt wenig Gelegenheiten, wo es nöthiger sey, sich gehörig aufzuführen.

49. Man muß die Parthie des Frauenzimmers nicht wider sich aufreizen.

Nicht

50. Ein Hofmann muß sehr ordentliche Wirthschaft treiben.

Nicht weniger muß man es in der Ordnung seiner Haushaltung thun. Die ordentlichen Ausgaben bey Hofe sind so gros, und es giebt deren so viel unvermuthete, daß man sich nur ein wenig seinen Leidenschaften und dem Gefallen an Kleinigkeiten überlassen darf, um sich verbunden zu sehen, aus Mangel eines gehörigen Grundes sich nach verlohrnem Spiel hinweg zu begeben, und denen Hofnungen zu entsagen, welche ihre Würkung würden gehabt haben, wenn man im Stande gewesen, sie abzuwarten.

51. Von den Folgen ihrer Vernachläßigung.

Aus dieser Ursache muß ein Mensch, welcher Ehrgeiz besizt, und einen hohen Rang zu unterhalten hat, sein Betragen sehr wohl in acht nehmen. Denn weil die Menge derer Personen, die der Hof zu belohnen verpflichtet ist, die Gunstbezeigungen verzögert, und die Verderbnüs der Zeit schuld ist, daß ein Verdienst ohne Glük ein Verdienst ohne Glanz ist, so liegt einem ehrbaren Mann alles daran, sich bey den Mitteln zu erhalten, daß er sich kann sehen lassen und in Stand sezen, von der Zeit die Belohnungen zu erwarten, die er hoffet.

Die Wirtschaftskunst ist keine schimmernde Eigenschaft: aber es ist keine, welche gründlicher wäre. Sie ist das ehrbare Mittel zwischen Geiz und Verschwendung, und ob sie gleich nur sparet, um auszugeben, so ist sie doch eine gute Haushälterinn. Es ist ein Misbrauch, zu glauben, daß der Geiz die Stütze derer Häuser sey. Die meisten heruntergekommenen Leute sind geizig, und wenn man sich in Umstände einlassen wolte, so würde man sehen, daß die Freygebigkeit noch niemanden verdorben hat.

52. Es ist ein Irrthum, zu glauben, der Geiz sey die Stütze derer Häuser.

Die Ursach davon ist leicht zu finden. Alles, was das Merkmahl der Tugend an sich hat, besizt Ordnung und gehöriges Betragen, dahingegen das Laster, welches von der Unordnung unzertrennlich ist, seiner Natur gemäße Würkungen thut. Die Geizigen können sich blos mit der äußersten Gewalt ihres Geldes entledigen. Sie wollen es sich lieber hundert Pistolen in einem Jahre kosten lassen, als heute funfzig geben. Die Wirthschaftskunst ist eine unnüze Wissenschaft für sie. Sie verfallen unvermerkt von der Härtigkeit in die Ungerechtigkeit, von der Ungerechtigkeit in eine durchgängige Verschreyung, und

53. Ursachen, welche den vorstehenden Saz beweisen.

von

von allen diesen Dingen in den öffentlichen Haß.

54. Von den übeln Würkungen der Verschwendung, und der Art zu geben.

Eben so muß man die Verschwendung vermeiden. Ist ihr Ursprung schon nicht so schändlich, so sind ihre Folgen doch nicht weniger gefährlich. Es ist Narrheit, mehr zu geben, als man schuldig ist. Derjenige, welcher giebt, muß seine Gunst mit Ordnung und Einsicht austheilen, und das, was er giebt, als ein Opfer ansehn, was er seinem Ehrgeiz und seinem Ruhme bringt. Ich fordere nicht, daß er deswegen sein Gefolge oder seine Tafel einziehen solle. Ich will, daß er das Capital seiner Freygebigkeit von sich selbst nehme, indem er sich derer überflüßigen oder nicht durchaus nöthigen Sachen beraubet. Ist es nicht besser, nicht so hoch, oder gar nicht zu spielen, oder, wenn ihr wolt, sich etwas anders zu entziehen, und das Geld, was das kosten würde, zu Ausübung grosmüthiger Handlungen anzuwenden, die euch Freunde und Diener machen, welche oft zur Beförderung eures Glückes beytragen? O fürtrefliche Haushältigkeit, welche Gutes von uns reden macht, und unsre Hochachtung vermehret! Wenn man dieses Betragen in acht nimmt, so verdient

man

man erst in Wahrheit die Eigenschaft eines großen Herrn: dadurch macht man sich bey allen Leuten beliebt und hochgeachtet, und ziehet sich unendliche Segnungen zu.

55. Bey den meisten großen Herren ist dieser Grundsaz nicht Mode.

Ich weis, daß die Sprache, die ich hier rede, denen meisten großen Herren sehr gothisch klingt, und daß sie sich einbilden, hohe Geburt und gros Vermögen sey hinlänglich, dafür gehalten zu werden. Wenn sie indessen ernsthaft darauf dächten, so würden sie zugeben, daß man nur in so weit, als man eine große Seele hat, ein großer Herr sey. Sie würden noch mehr thun. Sie würden sich mit mehr Ueberlegung, als sonst nicht geschieht, in die Kenntnüs ihrer Hausgeschäfte einlassen, und sehen, daß sie von den Vergeudungen, die durch ihre Nachläßigkeit bey ihnen fürfallen, im Stande wären, sich Anhänger zu machen.

56. Von den Unfällen, worein sie die Unordnung ihres Betragens verwickelt.

Wenigstens würden sie dadurch die Ungerechtigkeiten vermeiden, wozu sie die Unordnung ihrer Angelegenheiten verbindet, und so gar ihre Ehre sicherer stellen. Denn kürzlich giebt es nicht viel Tugenden, welche gegen die Nothwendigkeit aushielten. Man kann sich nicht entschlüßen, seine Ausgaben Stu-

fenweise zu verringern, und wenn man in den Herzen lesen könnte, so würde man sehen, daß diese Pflicht, die man sich auflegt, so aufzuhören, als man angefangen, eine von denen Sachen sey, welche die Ehre am heftigsten angreifen.

57. Was das verdrüslichste dabey ist, so leidet ihr Gewissen darunter.

Was ich am schlimmsten dabey finde, ist, daß das Gewissen dabey leidet, und man sich nach und nach in der Ungerechtigkeit so sehr verhärtet, daß sie einem keine Mühe mehr kostet. Indessen sind die Folgen davon nicht geringe, wenn man überzeugt ist, so, wie man es soll seyn, und wie es alle Leute ohne Zweifel sind, daß man nach diesem Leben nach seinen Werken wird belohnt oder bestraft werden.

58. Von den Gegenmitteln wider ein so großes Uebel.

Das Gegenmittel wider so großes Uebel ist, die christlichen und die moralischen Tugenden mit einander in sich zu vereinigen. Man hat nicht ohne Grund angemerkt, daß sie gewisser maassen unter einander zusammen hangen, welches macht, daß die einen die andern unterstützen. In der That, seyd klug, so werdet ihr gerecht seyn: seyd gerecht, so werdet ihr Ehre besitzen: und besizt ihr Ehre, so habt ihr auch Gewissen. Diß sind die Eigenschaften des rechtschaffenen Mannes im kurzen Begrif,

und

und wer das Gegentheil wählet, stüzt sich auf falsche Grundsätze. Die meisten Leute bilden sich ein, daß es genug sey, einen angenehmen Geist zu haben und einen großen Aufwand zu machen, um in der Welt hochgeachtet zu werden, und daß man Ehre und Gewissen für etwas sehr Geringes, wo nicht für gar nichts rechnen müsse. Gleichwohl verlangen eben diese Personen, daß man glaube, sie besässen Ehre und Rechtschaffenheit, ob sie gleich nichts thun, als was denselben wiederstreitet, und ich begreiffe die Ursache davon nicht, wofern es nicht privilegirte Tugenden giebt, denen die Allerunordentlichsten nicht ins Gesicht entsagen dürfen.

59. Es giebt privilegirte Tugenden, denen die Allerunordentlichsten nicht öffentlich entsagen dürfen.

Wir sehen Leute, die sich ihrer Lüderlichkeit überlaut rühmen, und so gar von heiligen Dingen sehr reitermäßig reden. Aber wir sehen deren keine, die sich rühmten, Betrüger und Undankbare zu seyn, und weder Rechtschaffenheit noch Ehre zu haben. Niemand übersieht die Verdammung in diesem Punkt, ohngeachtet es eine Menge Verdammenswürdiger darinn giebt.

60. Des Wizes rühmet man sich eben nicht:

Mit dem Wiz ist es nicht eben so bewandt. Welche dessen am meisten haben, zwingen sich zu der grösten Bescheidenheit darüber. Es würde sie indessen sehr verdrüßen, wenn man ihnen glaubte. Durch die Art, wie sie diesen Namen von sich ablehnen, machen sie gute Anstalt dafür. Sie würden sich nicht stellen, ihm zu entsagen, wenn sie nicht wüsten, daß man ihnen nicht glaubet, und daß einem die Gelegenheiten nicht fehlen, den Wiz sehn zu lassen, wenn man nur welchen hat.

61. Aber wohl die Beurtheilungskraft, der Rechtschaffenheit und der Ehre.

Die Beurtheilungskraft betreffend, machen sie sich gros damit, wenn schon dieses ihre schwache Seite ist. Oder vielmehr weil dieses ihre Schwäche ist, so sind ihre häußlichen Geschäfte von zu kleinem Umfang für ihre Fähigkeit. Sie urtheilen von allem unumschränckt, und es sind wenig Sachen, die sie nicht für ihren Richterstuhl fordern. Schlüsset hieraus, was Beurtheilungskraft, Rechtschaffenheit und Ehre für schäzbare Eigenschaften seyn, weil diejenigen, welche sie nicht haben und sich über alles übrige nicht verstellen, sich nicht entschlüssen können, es zu gestehen. Allein, die Wahrheit zu sagen, so sind ihre Vermäntelungen sehr unnüz. Wir

leben

leben in einer erleuchteten Zeit, darinn man sich nicht lange von dem Anschein betrügen läßt, und man entdecket früh oder spät, wer wir seyn.

62. Man mus in allen Verrichtungen des Lebens so handeln, als wenn uns die Leute ins Herz sehen könnten.

Handelt demnach in allen Verrichtungen eures Lebens so, als wenn man in dem Innersten eures Herzens lesen könnte, nnd überwerfet euch niemahls mit diesem innerlichen Richter, der seiner Kenntnüs nichts entwischen läßt. Wenn ihr auch von eurem Verdienst keinen andern Genus haben soltet, als den, daß ihr mit euch selbst zufrieden seyd, so würdet ihr euch nicht zu beklagen haben. **Es hängt nicht von uns ab, glüklich zu seyn, aber zu verdienen, es zu seyn, das hängt von uns ab.**

Erinnerungen über die Art und Weise zu schreiben.

63. Von Briefen.

Die Abwesenheit macht gleichsam den einzigen Unterschied zwischen sich sprechen und sich schreiben. Es ist in der That mehr Ordnung und mehr Passendes in den Briefen,

als im Umgange. Allein, bey allem dem, so spricht man doch immer mit einander, und dis ist es, was diejenigen, welche sich am besten auf diese Sache verstanden, hat sagen lassen, man müsse so sprechen, wie man redete.

Man schreibt sich entweder Briefe, oder Billets. Die Mode sich zu schreiben, findet nur bey denen statt, die sich von einem Haus zum andern, in einer Stadt, oder in der Nachbarschaft schreiben. Man gebraucht bisweilen auch nur die dritte Person darinn, um die Umstände desto besser zu vermeiden.

Es giebt fünf Gattungen der Briefe. Geschäftsbriefe, (Lettres d'Affaires,) Bekanntschaftsbriefe, (Lettres familieres:) artige oder witzige Briefe, (Lettres galantes:) Liebesbriefgen, (Billets doux:) und Höflichkeitsbriefe, (Letttres de compliment:)

Wenn man wegen Geschäfte schreibet, so muß man gleich von der Sache anfangen, sich solcher Ausdrücke bedienen, welche sich zu dem, wovon man spricht, schicken, sich deutlich und ohne Verwirrung erklären, und wenn man von mehr als von einer Sache zu reden hat, so ist es gut, nach Artickeln zu schreiben, da es nicht nöthig ist, daß die Schreibart in

dieser

dieser Art Briefe zusammenhangend sey.

Die Bekandschafts- oder freundschaftlichen Briefe beschreiben sich durch ihren Titul. Sie müssen ganz einfach seyn. Wenn sie euer Freund erhält, so mus er sich einbilden, als wenn ihr mit ihm sprächet: er mus sagen können: **Ich erkenne ihn; es scheint mir, als wenn ich ihn hörte; Dis ist sein Karakter so.** Obgleich indessen der Wiz nicht darinn schimmern darf, so müssen doch die Ausdrücke richtig seyn, und man mus einen gewissen Standsmäßigen Schwung darinn bemerken, den gemeine Personen selten erreichen können.

Die artigen oder witzigen Briefe haben einen besondern Karakter. Lustigkeit und Scherz mus darinnen an den Stellen fürkommen, wo man sie anbringen kann. Ihre Schreibart mus sanft und flüssend, das Lob zärtlich uud fein, der Spas schmeichelnd und annehmlich seyn. Die Perioden müssen kurz seyn, denn jemehr es deren in einem Briefe giebt, je mehr Gedanken sind auch darinn. Da mus nichts Schmachtendes noch Frostiges seyn, und da diese Briefe blos gemacht werden, um zu gefallen, so mus

man sich hüten, daß sie nicht langweilig werden.

Die Liebesbriefgen betreffend, da sie das Werk des Herzens seyn, so muß mehr Zärtlichkeit als Wiz daraus hervor scheinen: es muß ein gewisses ehrerbietiges und rührendes Schmachten darinn herrschen, welches das Mitleiden der Person anzieht, an die man schreibet. Sie müssen nicht lang seyn, und man muß nichts Studiertes darinn wahrnehmen. Allein, der Unterricht, den ich euch hierüber geben könnte, würde geschikter seyn, euch die falschen von den wahren unterscheiden zu lassen, als euch zu lehren, sie zu schreiben. So bald man heftig gerühret ist, so darf man sich nur von den Empfindungen seines Herzens leiten lassen. Nur diesem kommt es zu, die Sprache des Herzens vollkommen zu verstehen.

Der Gegenstand derer Complimentbriefe sind gewisse Schuldigkeiten, welche die bürgerliche Gefälligkeit erfordert, daß sie einer dem andern bey verschiednen sich ereignenden Gelegenheiten erzeige. Man nennet sie Complimentbriefe, weil man diesen wahren Karakter der Freundschaft nicht darinn wahrnimmt, welcher zu erkennen giebt,

daß

daß derjenige, welcher sie schreibt, von dem Guten oder Bösen, was uns zustößt, empfindlich gerührt sey. Diese Briefe müssen höflich und verpflichtend, und nicht viel länger, als die Complimenten seyn, die man sich mündlich zu machen pflegt. Doch muß man von Seiten des Ausdruks gewisse Maasregeln beobachten. Die Complimente und die Verstellung beziehen sich so stark auf einander, daß es gefährlich ist, sich darinn zu versehen. Man mus es so damit machen, wie vernünftige Leute mit der Mode. Sie folgen ihr, weil es ein Gebrauch ist, den die Gewonheit eingeführt, aber sie übertreiben sie nicht,

64. Die Dichtkunst.

Die Dichtkunst ist noch eine andre Art zu schreiben. Um damit fortzukommen, mus man Genie dazu haben, und man mus ihr entsagen, wenn es dem Austheiler der Talente nicht gefallen, euch dieses zuzugestehen. Es ist keine Nothwendigkeit, Verse zu machen, und es ist unklug gehandelt, sich damit abzugeben, wenn man nicht so dazu aufgelegt ist, wie man es seyn mus. Hättet ihr aber auch alles Genie, was erfordert wird, um damit fortzukommen, so wolte ich euch doch nicht rathen, lange Werke über euch zu nehmen. Es wäre Scha-

de, daß ein Mann von Stande viel Zeit mit dergleichen Dingen verliehren solte. Er kann ein Liedgen, oder ein Madrigal auf den Stuz machen, und ich lasse ihm so gar die Elegie hingehen, wenn er in einer Person verliebt ist, die ihm Ehre für der Welt machen kann. Denn für die erste die beste zu reimen und sich verliebt in sie zu stellen, schikt sich für keinen rechtschaffenen und artigen Mann. Er mus niemahls seinen Weyrauch entweihen, noch sich zum Versmacher aufwerfen: besonders mus er keine Satiren machen. Es ist nichts, was mehr Feinde machen kann, ja, es ist nichts so niedrig: Denn wenn euch die Leute nichts zu Leide gethan, warum wolt ihr ihnen denn welches zufügen. Und habt ihr Ursach, euch über sie zu beklagen, so müßt ihr doch denken, daß dergleichen Waffen in der Hand eines ehrbaren Mannes schimpflich sind.

65. Man muß im Schreiben niemahls seinen Karakter verläugnen.

Für allen Dingen müßt ihr niemahls euren Karakter verläugnen, ihr mögt in einer Art schreiben, in welcher ihr wollt. Jeder kann mit dem seinigen gefallen, wenn er ihn nur gehörig anbauet. Ein Schwermüthiger, der die Schreibart eines Lustigen nachahmen wolte, würde damit nicht fortkommen. Eben so würde es dem Lustigen gehen,

wenn

wenn er das Ernsthafte eines Schwehrmüthigen nachahmen wolte. Man mus sich niemahls an die unrechte Stelle setzen, noch der Copist andrer Leute werden.

Unterricht für einen jungen Herrn

Andrer Theil.

1. Von dem Lächerlichen.

Das Lächerliche ist ebenfals eine sonderbare Schwäche, und man hat desto mehr Mühe, sich davon zu bessern, da es ein Fehler ist, den man an sich hat, ohne ihn zu kennen.

Ich sage nicht, daß lächerliche Leute nicht Verstand hätten: es giebt deren sogar, die dessen mehr, als die Leute insgemein haben. Allein, das ist ein Verstand, den die gute Meinung von sich selbst verdorben = den die Eigenliebe verführt hat, welche sie verblendet, und glauben läßt, sie wären unfähig sich zu versehen: kurz, es ist ein Verstand, der nicht an seiner rechten Stelle stehet, der

die

die Gaben vernachläßiget, die er vom Himmel empfangen, um sich mit Dingen abzugeben, wozu ihn derselbe gar nicht bestimmt hat = = = ein Verstand, der seine schwache Seite für seine starke ausgiebt, und der sich auch in seinen kleinsten Handlungen mit einem gewissen Unterschied verziert, welcher ihn vollend stürzet.

2. Von seinen Würkungen.

Dadurch fallen sie in alle Netze, die man ihnen stellt, und werden nach und nach der Gegenstand von aller Leute Verachtung. Ich weis nicht, ob ein mittelmäßig Laster nicht diesem Fehler fürzuziehen sey: denn endlich verläßt uns das Laster, oder wir verlassen es: sobald man sich aber lächerlich gemacht hat, so erhohlt man sich nicht wieder davon. Da man es ist, ohne zu glauben, daß man es sey, so überläßt man sich seiner Neigung, und jenen Wanderern ähnlich, welche, wenn sie sich von dem rechten Wege verirrt, sich nach dem Maas der Schritte, die sie thun, immer weiter davon entfernen, begiebt es sich, daß man immer lächerlicher wird, jemehr man Jahre bekommt.

3. Von denen Mitteln.

Das Mittel, sich dafür in Acht zu nehmen, ist, wenn man einer ordentlichen allen gewöhnlichen Lebensart folget,

sich

sich mit nichts groß macht, und in kleinen Dingen mehr Acht auf sich giebt, als in grossen. In den Kleinigkeiten offenbart sich die Seele, am meisten. Grosse Dinge legen allen Leuten eine gleiche Nothwendigkeit auf, sie zu thun, und wir sehen wenige, die darin fehlen. teln, sich dafür zu hüten.

Bearbeitet euch also bey guter Zeit dahin, euch wider einen so schädlichen Fehler fürzusehen. Für allen Dingen mißtrauet den ausserordentlichen Lobsprüchen. Setzet euch feste in Kopf, daß wir in einer Zeit sind, worinn sich jeder über seinen Nächsten aufzuhalten sucht, daß dieses oft unter dem schönsten Anschein von der Welt geschehe, daß es gefährlich sey, sich der Bosheit der Welt auszusetzen, und daß man sich nicht sehr genug dafür hüten könne.

4. Unsre starke Seite wird oft durch den schlimmen Gebrauch den wir davon machen, zu unsrer schwachen.

Eine Sache, worauf man ebenfals sehr acht geben mus, ist, daß unsre starke Seite durch den üblen Gebrauch, den wir davon machen, oft unsre schwache wird. Es ist zum Beyspiel schön, wenn man die Historie versteht, Verse machen, gut singen, nötig tanzen, und angenehm erzählen kann. Wenn aber der, welcher Verse macht, oder die Historie versteht, mit euch davon zu sprechen

chen sucht, ohne daß sich die Gelegenheit hierzu anbiethet = = wenn der, welcher wohl erzählen kann, beständig erzählen will, und so weiter, so befindet es sich, daß durch den schlimmen Gebrauch, den der eine und der andre von seinen Gaben macht, sie sich auf einer auslachenswürdigen Seite zeigen. Nun schlüßet mit größerem Rechte, was denen wiederfahren müsse, die nicht nur in der Art und Weise, sondern auch im Grunde selbst sündigen.

Je mehr man Wiz hat, je bescheidner muß man seyn.

5. Diese Widerwärtigkeit kommt gemeiniglich von der Gier her, die man hat, daß die Leute gut von uns reden sollen. Diese Gesinnung ist nicht zu verdammen, wenn sie nur nicht unmässig, und Hoffart ihr Grund ist. Ich weis wohl, daß es gewisse überlegne Genies giebt, welche das Recht haben, einen Unterschied zu verlangen: aber das sind solche Rechte, die man mit vieler Feinheit in Ausübung bringen muß. Natürlicher Weise lassen wir uns nicht gern übertreffen, und fürnehmlich auf Seiten des Witzes. Wenn man also die Leute nicht wenigstens durch viele Bescheidenheit schadlos hält, so läuft man Gefahr, sie gegen sich zu empören, und ihnen durch eben den Punkt

zu

zu mißfallen, wodurch man die Absicht hatte, sich ihre Hochachtung zuzuziehen.

6. Was man thun muß, sich in die Gemüther einzuschmeicheln.

Die beste Art, euch in die Gemüther einzuschmeicheln, ist, sie auf die Seite herum zu drehen, da sie euch am besten gefallen können: Denn außer dem, daß ihr im Stande seyd, einigen Nutzen von ihnen zu ziehen, wenn ihr sie in ihre Stärke setzet, so werden sie sich allezeit mit sich selbst zufrieden von euch weg begeben. Diß ist Ursach, daß es ihnen nicht sauer ankommt, euer Verdienst einzugestehen, weil sie glauben, euch von dem ihrigen überzeugt zu haben = = daß sie tausend schöne Sachen von euch sagen, und euch weit über das erheben, was ihr nur verlangen konntet.

7. Ein wohlbeschafner Geist ist der, welcher sich in alle Leute schikt.

Ein wohlbeschafner Geist ist der, der sich in alle Leute schikt, und nach ereignenden Gelegenheiten erheben und herablassen kann. Der Geist eines grossen Mannes hat keinen angewiesnen Posten: nichts muß über oder unter seiner Kentnüs seyn, aber der blosse Fürwiz muß nicht den Bewegungsgrund dazu abgeben. Ein weiser Mann muß einen Hauptzwek haben, wohin sich alle andre beziehen, und blos in dieser Absicht

sicht rathe ich euch, euch in die kleinen Umstände von Dingen einzulassen, die euren Stand nicht eigentlich angehen.

Es ist nicht allen Gattungen von Leuten gegeben, die Gemüther zu lenken. Indessen giebt es keine nüzlichere Wissenschaft. Dadurch erwirbt man sich Ansehen in der Welt = = dadurch macht man sich nothwendig, und öfnet sich den Weg zu grossen Dingen.

8. Feurige Gemüther sind nicht so geschikt dazu, als andre.

Diese Herrschaft, die man verbunden ist, sich über die Gemüther zu verschaffen, um sie zu lenken, muß sanft und unmerklich seyn. Aus diesem Grunde sind feurige Gemüther nicht so geschikt dazu, als andre. Ihre Lebhaftigkeit verstekt ihren Gang nicht genugsam: man sieht ihre Gesinnungen zu geschwind ein: mit dem ersten Schritt, den sie thun, machen sie sich schon verdächtig, und man fürchtet sich, in Hände zu fallen, die so eilfertig verfahren.

9. Die Delikatesse ist der schönste Theil des Gemüthes.

Die Feinheit, (Delikatesse, Zärtlich- oder Niedlichkeit) macht meiner Meinung nach den schönsten Theil des Gemüthes aus, und ich glaube, daß man sie dessen Quintessenz nennen kan. Zärtliche Geister denken fein von allen Dingen, und jeder ihrer Ausdrücke stimmt mit der Feinheit ihrer Gedanken über-

ein

ein. Das Feuer, was sie belebt, ist ein regelmäßig Feuer, welches sie nicht weiter führet, als sie wollen. Sie haben die Gabe, sich hören zu lassen, ohne sich in die Sachen zu mengen, und sie haben dieses Angenehme an sich, daß man allen ihren Gedanken mit Vergnügen beyfällt.

10. Von den Mitteln, diese Eigenschaft zu erlangen.

Das Mittel, eine für Leute, die in der Welt leben müssen, so nöthige Eigenschaft zu erwerben, ist, daß man öfters mit denen umgehet, welche sie besitzen, und einen äußersten Widerwillen für jenen unehrbaren Grobheiten bekommt, welche nur gar zu oft in der vornehmsten Personen ihrem Munde seyn. Es ist nichts, was den Geschmak eines ehrbaren Mannes mehr verderbe. Die Beqvemlichkeit solche Gespräche leicht zu unterhalten, macht den Wiz träge, und wirft diejenigen, die sich daran gewöhnen, unmerklicher Weise, in schimpfliche Gemeinsamkeiten, (Familiaritäten) welche der Ehrfurcht zuwider sind, die sich Leute von Stande unter einander und sich selbst schuldig seyn.

11. Von groben Ausdrücken fällt man

Dieser Unordnung folgt das Spiel mit den Händen unmerklich nach, und von diesem nichtswürdigen Händefechten, was man nur an Lackeyen dulden

leichtlich auf das Spiel mit den Händen.

solte, hat man so viel Unfälle herrühren sehen. Die rechtmäßigsten Händel setzen in Verlegenheit und bringen Verdrus. Schlüßet nun mit größerem Grunde hieraus, was für Schmerzen man empfinden muß, oft mit seinem besten Freunde wegen eines Schlages aufs alleräußerste zu kommen, der vielleicht etwas stärker wiedergegeben worden, als man ihn empfangen. Fliehet wie eine schädliche Klippe die Gemeinschaft mit Personen, welche eine Neigung haben, die so sehr zu fürchten ist, und fühlet ihr euch zum Unglük verbunden, empfindlich zu seyn, so schlaget entweder gar nicht, oder nicht anders, als mit dem Degen.

12. Von dem schlimmen Gebrauch, den Personen, welche nicht zu leben wissen, von ihrer Ehrfurcht und ihrem Witz machen.

Ich fordere deswegen nicht, daß ihr auf eine gebundene Art leben sollet, oder eure Klugheit in einen schwehrmüthigen Zwang ausarte. Die Klugheit ist mit einer gewissen Freyheit des Gemüthes, die allen Leuten so wohl stehet, nicht unverträglich. Diß ist es, worin sich Leute, die nicht zu leben wissen, zu versehen pflegen. Wenn sie sich diese Gemüthsfreyheit, wovon ich rede, verstatten wollen, so gehen sie bis zu einer Hinreißung, und wenn sie sich an einem Orte befinden, der sie verbindet,

die

die Ehrfurcht in Obacht zu nehmen, so verfallen sie in einen traurigen und schwermüthigen Ernst, der von dem Schöpsmäßigen nicht viel verschieden ist.

13. Dieses kommt daher, daß sie sich für der Welt fürchten.

Dieses rührt von der Blödigkeit her, welche ihnen die Furcht für der Welt einflößet. Da sich der Wiz nur in der Freyheit herfürthut, und es sehr schwehr fällt, dessen an einem Orte zu haben, wo man beständig unruhig ist, so müssen sie wohl außer aller Fassung seyn, und sehen oft, ohngeachtet sie Wiz besitzen, wie Schöpse aus.

Gleichwohl ist diese Welt, die sie so sehr fürchten, von keinem so schwehren Zugang, als sie glauben. Die Erfahrung belehrt uns, daß man da bequemer, als anderswo, leben kann, wenn uns ein niedriger und schimpflicher Umgang nicht davon entfernet. Denn endlich ist es gewis, daß unsre Herzen gemeiniglich denen Gesinnungen der Personen folgen, mit denen wir umgehen: daß ehrbare Leute uns erheben, und andre uns erniedrigen.

Ich weis, daß es junge Leute giebt, welche die Welt fürchten, weil sie besorgen, Fehler zu begehen. Diese Blödigkeit kann einige Zeit lang ihre Entschuldigung haben: aber man muß nicht

leiden, daß sie Wurzel in unsrem Herzen fasse. Ueber dieses Kapitel gehet man leichtlich von der Furcht zum Hasse über, und durch den anhaltenden Haß gegen die Welt fällt man endlich in eine Erniedrigung, von welcher man sich nur mit Mühe wieder empor hebt.

14. Von den Mitteln, diese Blödigkeit zu überwinden.

Das Mittel, diese Blödigkeit zu überwinden, die oft übel ausgedeutet wird, ist, keine einzige derer Eigenschaften zu vernachläßigen, welche dazu dienen können, uns in der Welt sehen zu lassen. Die Unwissenheit ist fast immer die Ursach dieser Blödigkeit, wovon ich rede. Wenn man nichts weis, so ist man verbunden, zu schweigen, und wenn man zu einem gezwungenen Stillschweigen heruntergebracht ist, so spielt man eine schlechte Rolle.

15. Von den Vortheilen des Lesens, wenn man es gehörig anwendet.

Das Lesen ist eines derer besten Gegenmittel, die man der Unwissenheit entgegen setzen kann; allein, es muß sich durch die Betrachtungen, die man über die gelesenen guten Sachen anstellt, in Gründlichkeit verwandeln. Aus dieser Ursache muß man sich blos an das Lesen guter Bücher halten: denn weil das Lesen die Nahrung des Geistes ist, so liegt uns viel daran, dem unsern nichts als gründliche Dinge zu geben.

Was

Was man ferner bey dem Lesen beobachten soll, ist, daß es mehr den Verstand, als das Gedächtnüs beschäftige. Seelen von diesem Karakter lassen das Feuer ihrer Einbildungskraft schmachten, und bringen nichts von sich selbst herfür. Sie haben einen Wiz, der aus zusammen geflikten Stücken gebildet ist, welche zwar gut seyn, aber in dem Munde derer, die sie anführen, keine Annehmlichkeit haben, weil sie nicht von einem gewissen Feuer belebt seyn, welches gemeiniglich die Gedanken, die wir von uns selbst hernehmen, vergesellschaftet.

16. Es muß den Verstand mehr, als das Gedächtnüs beschäftigen.

Solchergestalt werden die besten Dinge unnüz, durch den übeln Gebrauch, den man davon macht, und so fürtreflich das Lesen auch ist, so bringt es nicht sehr gute Würkungen herfür, wenn man sich dessen nicht bedient, wie man soll.

Die beste Art, sich dessen zu bedienen, ist, sich mit einigen verständigen Leuten über das, was man gelesen, zu unterhalten. Durch solches Betragen lernt man vernünftig sprechen, und von den gelesenen Dingen Rechenschaft geben. Man bildet sich eine Memoriam localem, welche sich viel weniger, als

die andre, auslöscht, und man vermischt Kunst und Natur so wohl zusammen, daß man keinen Unterschied mehr darinn machen kann.

17. Es giebt zwey Gattungen von Presumtion, welche alle beyde zur Unwissenheit leiten.

Ob es gleich übrigens scheinet, als wenn Unwissenheit und Vorurtheil von sich selbst (Presumtion) Dinge von verschiednem Wesen wären, so finden sie sich doch nichts destoweniger oft in einer Person vereinigt. Um diese Gedanke wohl zu begreifen, muß man beobachten, daß es zwey Gattungen Presumtion giebt. Die eine kommt von der guten Meinung, die man von seiner Fähigkeit zu allen Dingen hat: die andre von der Schaam, sich um die Sachen, die man nicht weis, zu befragen, weil dieses seine Unwissenheit bekennen hieße. Beyde sind verdammlich: denn, von der ersten anzufangen, je mehr man Verstand besizt, je mehr erkennt man, daß das, was man weis, geringer sey, als das, was man nicht weis: und was das andre betrift, so ist nichts so lächerlich, als wenn man sich lieber der Wagnüs ausezt, die Leute über sich spotten zu lassen, denn sich um die Sachen zu bekümmern, die man nicht weis.

Hütet euch wohl, einem so schlechten Beyspiel zu folgen: das ist der Weg,

euer

euer lebenlang unwissend zu bleiben. Es ist gar nicht beschämend, wenn man sich unterrichtet, aber es nicht thun, bringt Schande, wenn man noch dazu wider seine Pflicht oder den Wohlstand Fehler begehet, weil man diese Fürsicht versäumet. Fürchtet euch also nicht, so bald ihr nur etwas in einer Sache ungewiß seyd, euch darum zu befragen. Man wird euch nichts verhöhlen. Man würde sich mehr Unrecht als euch zufügen, wenn man euer Zutrauen mißbrauchte.

18. Eine Standsperson muß die fürnehmsten Ausdrücke von denen Dingen wissen, welche in dem Umgang eines Weltmanns fürfallen.

Vor allen Dingen müßt ihr die fürnehmsten Namen und Ausdrücke von den Sachen wissen, welche in dem Lebensumgang eines Weltmanns fürkommen. Ich setze in diesen Rang, Pferde, Hunde, Vögel und hundert andre Dinge, deren umständliche Erwähnung nur verdrüslich fallen würde. Der Verstos in dergleichen Fürfällen ziehet immer die größten Folgen nach sich.

19. Von der Meinung

Die Meinung des **Pythagoras**, der seine Schüler verband, mit einem fünfjährigen Stillschweigen anzufangen, scheint mir zu strenge, und ich wolte euch nicht rathen, bey eurem Eintritt in die Welt eben so viel zu thun:

des Pythagoras über das Stillschweigen.

allein, wenn ihr das Ausschweifende von dieser Maxime abschneidet, und den wahren Sinn dessen, der sie fürschlägt, begreifet, so werdet ihr sehen, daß sie nicht so ausschweifend ist, als man es sich einbildet. Sie lehret junge Leute, daß sie lange Zeit zuhören müssen, ehe sie reden, und daß sie ihre Meinung von Dingen, welche über ihre Kenntnüs seyn, nicht sagen sollen, wenn man sie nicht darum bittet, oder sie nicht durch eine Nothwendigkeit, die sich selbst/entschuldigt, dazu gezwungen seyn.

Ich weis, daß dieses ein wenig ärgerlich ist, und daß es junge Leute giebt, denen das Schweigen sauer ankommt, weil sie befürchten, man möchte schlimm von ihrem Verstande urtheilen, wenn sie nichts sagten. Es kann sich auch dieses wohl manchmahl zutragen, ob es gleich dennoch eine gewisse Art zuzuhören giebt, welche überredet, es geschähe nicht aus Dummheit, daß man still schweiget. Wenn aber auch die Leute im Stande wären, sich hierinn zu versehen, wäre es denn nicht vernünftiger, sie in dem Zweifel über die Wahrheit zu lassen, als ihnen zu erkennen zu geben, wenn man ungeschikt redet, daß

man

man besser gethan hätte, zu schweigen?

Wenn ich aus diesem Ton mit euch spreche, so setze ich zum voraus, daß ihr bey Personen seyd, welche euch durch ihr Alter, oder eine außerordentliche Fähigkeit zu einer Art von Nachgebung verpflichten. Denn wenn ihr bey jungen Leuten seyd, die nicht mehr, als ihr davon verstehen, so seyd ihr nicht verbunden, dieselben Maasregeln zu beobachten, ob gleich, die Wahrheit zu sagen, es auch noch da am besten ist, im Fall der Gegenstand des Gespräches von einer gewissen Beschaffenheit seyn solte, aufrichtig zu bekennen, daß es über euren Horizont gehe.

Wenn man in eurem Alter ist, so thut man genug, sich mit einem schönen äußerlichen Ansehen zu zeigen, ehrbar und höflich zu seyn, und gewisse Manieren an sich zu haben, welche blos allein das schlüßen lassen, was ihr dereinst seyn werdet. Mit achtzehen oder zwanzig Jahren erwartet man keine tiefsinnige Gespräche von euch. Da ist es hinlänglich, wenn ihr nur nichts wider die gesunde Vernunft redet, mit guter Art in ein Zimmer tretet, euch eines Complimentes wohl zu entledigen

wißt, und einer Dame auf angenehme Weise sagen könnt, daß sie schön sey.

Es ist nichts lächerlicher, als ein junger Mensch, der etwas Wichtiges fürstellen will.

20. Es ist nichts lächerlicher, als ein junger Mensch, der etwas Wichtiges fürstellen will. Dadurch macht man sich bey Leuten seines Alters verhaßt, und bey andern verächtlich. Indeß ist dieser Karakter doch gar zu gewöhnlich. Wir sehen tagtäglich junge Leute, die kaum von der hohen Schule kommen seyn, welche vor Leuten von der vollkommensten Erfahrung über Hof und Krieg mit einem altklugen Wesen ein entscheidend Urtheil fällen. Gott weis auch, wie man in ihrer Abwesenheit mit ihnen umgehet: denn in ihrer Gegenwart hütet man sich, ihnen zu widersprechen. Man läßt sie das Gift mit langen Zügen hinunter schlucken, welches ihr närrischer Hochmuth ihnen sorgfältig zubereitet hat. Man fällt nicht darauf, sie auf bessere Meinung zu bringen, und noch weniger ihnen zu sagen, daß man über sie spottet. Ihr Beyspiel ist in der That ein schönes Buch, und ich glaube nicht, daß man eins machen kann, worinn man beßre Lehren wider die Hoffart finden solte.

Diese

Diese falsche Gefälligkeit, die man für sie hat, ist sehr grausam. Ihre gröſsten Feinde könnten ihnen nicht mehr Uebels zufügen, und ich wolte sie glüklich preisen, wenn sie einen fänden, der ihnen bey dem ersten falschen Schritt, den sie ihre Eitelkeit thun läßt, eine Härtigkeit ins Gesicht sagte. Vielleicht würde sie dieses abhalten, sich noch länger dem öffentlichen Gelächter auszusetzen. Es giebt Fürfälle, wobey die Vorwürfe unsrer Feinde mehr Eindruk auf uns machen, als die Rathschläge unsrer Freunde. Der Unwillen, den wir empfinden, daß wir ihnen Gelegenheit gegeben, sich an uns zu reiben, ermuntert uns, und verursacht bisweilen Veränderungen in uns, wozu unsre Freunde nicht wären fähig gewesen.

21. Oft besſern uns unsre Feinde eher von unsern Fehlern, als unsre Freunde.

Ich sage nicht, daß man gar keine Nachsicht für seine Freunde haben solle: diß muß nur in Dingen geschehen, wo es um ihre Ehre, einen groſsen Nutzen oder beträchtlichen Fehler zu thun ist. In dergleichen Fürfall muß man standhaft mit ihnen sprechen, und ihnen die Ringschätzung, worein sie ihr Betragen für der Welt setzet, sagen, ohne einige Furcht, daß man sie ärgern möchte.

22. Auf was für Art man sich gegen seine Freunde betragen soll, um ihnen zu wissen zu thun, was von

ihnen gesprochen wird, und bey was für Fürfällen es sich gehöre, ihnen nicht zu schmeicheln.

Wir erfahren fast allezeit am lezten, was man von uns spricht, und sehr oft erfahren wir es gar nicht. Die Freunde dieser Zeit sind schwach oder eigennüzig, so, daß sie uns, es mag nun aus Schwachheit oder Eigennuz seyn, lieber in der Blindheit stecken lassen, worinnen wir sind, als daß sie es wagen solten, uns zu misfallen. Sie sind zufrieden, vor uns zu antworten, und wenn noch dazu unsere Angreifer in gewisse Betrachtung kommen, und man sich durch unsre Beschützung Händel mit ihnen machen kann, so treten sie auf die stärkste Seite, oder gestehen wenigstens unsre Verdammung durch ihr Stillschweigen ein. Die Freundschaft ist gleichwohl eine derer wesentlichsten Lebenspflichten, und wenn man untersuchen will, wie viel gute Eigenschaften die eines guten Freundes nach sich ziehe, so wird man sehen, wie viel daran gelegen ist, sich eine so vortheilhafte Eigenschaft zu erwerben.

Ich gestehe, daß man der allgemeinen Regel nach zu frieden seyn soll, seine Freunde zu verantworten: allein, es giebt, wie ich euch schon gesagt habe, Fürfälle, darinnen man dem Uebel bis auf den Grund nachgehen muß. Gleichwohl

wohl muß man, ehe man so weit kommt, seinem Freunde geschikt zu verstehen zu geben suchen, was uns ihm zu sagen schwehr fällt: ist er aber so zum Voraus eingenommen, daß er abgehalten wird, uns zu verstehen, so muß man nicht länger unschlüßig bleiben. Ist er vernünftig, so wird er es uns Dank wissen: und ist er es nicht, so werden wir wenigstens den Trost haben, sagen zu können, daß wir uns nichts fürzuwerfen haben, indem wir gethan, wozu uns Ehre und Freundschaft verpflichteten.

23. Von Betrug und Hinterlist.

Seyd fürsichtig, geschikt und klug, aber nicht betrügerisch und hinterlistig. Diß ist ein Laster, welches stark herrschet, und weil es sich schon gar zu gemein gemacht, bey nahe für kein Laster mehr gehalten wird. In den entfernten Jahrhunderten würde ein Mann, den man auf einem Betruge ertapt hätte, sich entehrt haben. Heut zu Tage aber hält man dieses, so, wie viele andre Dinge, die nicht viel taugen, für Verstand. Indessen hat man für die Hinterlistigen weder Zutrauen noch Hochachtung: sie werden spät oder früh erkannt, und wären sie es nur blos von sich selbst, so ist diß schon genug.

Neh-

Nehmet euch wohl in acht, euch einen so schimpflichen Karakter beyzulegen. Erkläret euch nicht ohne Noth, und wenn es möglich, schlagt euch auf die gute Seite: habt ihr aber eine erwählt, so haltet euch dazu. Unglüklich seyd ihr, wenn ihr das Glük nicht günstig ist, und noch viel unglüklicher, wenn ihr euch entehret, indem ihr sie verachtet oder verlasset.

24. Vom Spiel.

Die Leidenschaft des Spieles ist auch ein Punkt, welcher große Betrachtung verdienet. Die wenige Aufrichtigkeit, die in dem Spiel herrschet = = der Umsturz, den es im Geist und Gemüthe herfürbringt = = = die unterschiedlichen Bewegungen, die es in dem Herzen erregt = = die Unordnung, die es in der Aufführung macht = = seine Widersetzung gegen unser Glük = = die Händel, die dadurch entstehen = = die vermaledeyten Schwüre, die es verursacht = = die Gefahr, worinn es einen Spieler sezt, sich entweder zu verderben, wenn er die ausschweifenden Summen bezahlt, welche große Spieler gewohnt seyn, auf ihr Wort zu verliehren, oder seine Ehre in Wind zu schlagen, wenn er sie nicht bezahlt = = die bösen Mittel, die es eingiebt, um sich

in

in Stand zu seßen, das Geld wieder zu gewinnen, was man verlohren hat = = die wenige Versicherung, die man hat, allezeit stark genug zu seyn, dergleichen Versuchungen zu wiederstehen = = das Beyspiel so unendlich vieler Familien, welche durch das Spiel gestürzt worden = = kurz, die geringste dieser Betrachtungen solte diejenigen zitternd machen, welche mit einer so schreklichen Neigung gebohren worden.

25. Das Mittel, sich für dieser Leidenschaft zu verwahren, ist, wenn man sich ganz und gar der Ehrbegierde überläßt.

Wenn ihr euch dieser Leidenschaft entreißen wollet, so folget dem Rath des **Seneka**. Sezt eine andre an ihre Stelle, oder noch besser, lasset euch von der Ehrbegierde besitzen. Keine ist so fähig, alle Leeren eures Herzens zu füllen, alle eure Augenblicke anzuwenden und alle eure Gedanken zu beschäftigen. Sie ist nicht nur ein Mittel wider das Spiel, sondern auch eins wider alle Laster. Von dem Augenblik an, da sie in ein Herz einkehret, flößet sie ihm ein Verlangen nach der Vollkommenheit ein, welches sich weder mit der Unordnung, noch mit den Schwachheiten verträgt.

Es ist wahr, daß es nicht immer von uns abhänget, zu diesem hohen Grade zu gelangen, der uns zu Ruhm

und

und Ehren führt, und es ist so gar gefährlich, sich auf einen so beschwehrlichen Weg einzulassen, wenn man sich nicht im Stande fühlet, ihn mit Ehren zurükzulegen. Sehet zu! untersuchet euch: denn endlich ist die beste Wissenschaft, sich selbst kennen. Wir müssen unsre Begierden nach unsern Kräften abmessen. Fühlet man nicht, daß man zu großen Dingen gebohren ist, so muß man auf dem Boden bleiben, und sich hinter die Ehre verschanzen. Diß ist eine Bewegung, welche weniger von der Thätlichkeit, als vom Willen abhängt, und man hat ihn, wenn man ihn nur haben will.

Die Ehrbegierde ist keine Hindernüs in der Andacht.

26. Ich darf so gar zum Vortheil der Ehrbegierde sagen, daß sie der größten unter allen Tugenden keine Hindernüs in Weg lege. Es ist in der That nichts leichter, als aus einem Helden einen andächtigen Mann zu machen. Die Laulichkeit und der Mangel an Muth, welche der Andacht so zu wieder, und gemeinen Seelen so gewöhnlich seyn, kommen niemahls in die Seelen derer Helden. Nichts schrekt ihre Anhaltsamkeit zurük: sie sind zu Arbeit und Mühe schon ganz gewöhnt: und da sie den besten Theil von denen zur Andacht erforder-

erforderlichen Eigenschaften besitzen, so kommen sie von dem Augenblik an, da sie ihren Gegenstand ändern, bald sehr weit darinnen.

27. Von der Probe eines guten Herzens.

Die Probe eines guten Herzens ist, wenn man sich bey der Erzählung guter Handlungen erweichet, und bey Erzählung von schlimmen aufgebracht wird. Große Herzen hassen die Ungerechtigkeit, und aus einer geheimen Theilnehmung, welche von der Neigung, die sie zum Guten, und dem Abscheu, den sie für das Böse haben, entspringt, mögen sie das Laster gerne bestraft, und die Tugend belohnt sehen.

28. Der Haß ist die niederträchtigste Leidenschaft.

Sie haben noch dieses eigen, daß sie dem Hasse nicht ergeben seyn: sie verachten Unrecht und Beschimpfungen, oder lehnen sie durch Wege von sich ab, die ihnen Ehre und Gewissen verstatten: hernach denken sie nicht weiter daran. Auch kann man sagen, daß der Haß die Leidenschaft derer Weggeworfenen sey. Da sie weder Großmuth genug haben, zu vergeben, noch Muth genug, sich zu rächen, so vergeben sie niemahls, wenn sie hassen.

Das schlimmste, was ich dabey finde, ist, daß die Härtigkeit dieser niederträchtigen Leidenschaft auf dem Fuße folget, und daß die Grosmuth, die wesentlichste Eigenschaft eines ehrbaren Mannes, sich mit einer ihr so entgegen gesezten Eigenschaft nicht vertragen kann. Man kann so gar sagen, daß der Haß eine widernatürliche Empfindung sey: denn endlich sind unsre Seelen gemacht zu lieben, und wenn man das Herz gehörig beschaffen hat, so soll man nichts, als das Laster, hassen.

29. Von der Genauigkeit.

Seyd pünktlich und genau. Die Genauigkeit ist ein Zeichen eines ordentlichen Gemüthes. Wenn man dawider verstößt, so versäumt man seine Pflicht, und nach und nach verfällt man in Nachläßigkeiten, welche früh oder spät die Ehre angreifen. Es ist damit, wie mit den nichts bedeutenden Sünden, welche endlich zu denen größten Lasterthaten führen. Seyd zärtlich über diesen Punkt: sehet es nicht an, daß die Verbündlichkeit, die ihr euch aufgelegt, nicht beträchtlich ist: für eine Person, die auf ihren guten Namen hält, ist es in keiner Sache klein, sein Wort nicht zu halten, und gerade in diesen Sachen,

die

die man von keinen Folgen zu seyn glaubet, ist es, daß die Genauigkeit bestehet.

Ich gebe zu, daß es etwas kostet, genau zu seyn, und daß es schwer ist, Vergnügen und Pflicht zusammen zu passen. Gleichwohl bringet man sich in der Welt keinen Credit zu wege, und sezt sich nicht in Stand, zu großen Dingen zu gelangen, wenn man nicht eins dem andern vorziehet. Es giebt keine wahren Ergözlichkeiten, als die, welche die Vernunft allezeit vergesellschaftet, weil die Reue denselben niemahls folget, und selbst die welche unschuldig sind, hören auf, es zu seyn, wenn sie unsrer Pflicht zum Hindernüs werden.

30. Von den Leidenschaften und ihren schlimmen Würkungen.

Wenn man sich von den Leidenschaften hinreißen läßt, so hat man nur noch einen schmachtenden Willen: man thut gleichsam niemahls, was man will, und man thut fast immer das, was man nicht thun wollte. Dieses festgesezt, darf man sich noch verwundern, wenn man in eine Person kein Zutrauen sezt, die nicht für sich selbst stehen kann? Glüklich sind die starken Seelen! denn

kurz, jeder untersuche sich hierinn, und man wird sehen, daß man sich wegen vieler Fehler, derer man nur die Schwäche unsrer Seele anklagen solte, oft an die Urtheilskraft und den Verstand hält. Was für ein Elend, daß der gestrige Mann nicht mehr der heutige ist, und daß er Morgen sogleich in eben dieselbe Leidenschaft zurükfällt, die er den Tag zuvor verdammt hatte, und gegen die er unverlezliche Entschlüsse gefaßt zu haben schien! Fliehet! das ist die beste Vertheidigung, die ihr denen Leidenschaften entgegen sezen könnet: trauet besonders der nicht, die euch beherrschet, und betrachtet sie alle, wie wilde Thiere, welche früh oder spät ihre Hüter verschlingen.

31. Vom Ehestande.

Von allen Fehlern, welche die Leidenschaften verursachen, ist keiner dem gleich, den man begehet, wenn man eine üble Heyrath trift. Die Liebe ist gemeiniglich die Urheberin dieser Unordnung, und die Klippe, an welcher junge Leute zu scheitern gewohnt seyn. Die Hofnung, woran sie keinen Mangel haben, läßt sie glauben, ihre Leidenschaft und die Schönheit ihrer Gebieterinnen wären Dinge, welche kein

de nehmen könnten. Zum wenigsten denken sie, wenn nur im Stande keine Ungleichheit und nichts auf das Verdienst der Person zu sagen ist, so können sie alles andre gleichgültig übersehen: auf so schönen Grund rechnen sie die Nothwendigkeit der Reichthümer für nichts, und überlassen sich ohne Betrachtung der Fürsehung der Liebe. Ich gestehe, daß Zeiten gewesen sind, worinn diese Uneigennützigkeit einiges Ansehn bey zärtlichen Seelen hätten erwerben können: allein heut zu Tage, da Stand und Tugend in der Dunkelheit schmachten, wenn sie nicht vom Vermögen unterstüzt werden, ist diese Lehre nür in Romanen zu gebrauchen. Die Nothwendigkeit zernichtet die schönsten Vereinigungen. Wenn man sich in einer dringenden Noth befindet, so weis man nicht, an wen man sich deswegen halten soll: man siehet diese so mächtigen Reizungen, denen man sich mit so viel Vergnügen ergeben, nicht mehr anders als Feinde an. Die Vorwürfe folgen auf dergleichen Betrachtungen, und nach und nach fängt man an, noch etwas stärker zu hassen, als man geliebt hatte.

Das Heyrathen ist die beträchtlichste Handlung des Lebens, besonders für Personen, die einen großen Rang unterstützen müssen. Sie entscheidet nicht nur ihr Glük, sondern auch ihr Ansehn. Man kann schwehrlich glauben, daß ein Mensch, der in einer so wichtigen Gelegenheit wider sich selbst gehandelt, im Kopfe richtig sey, und die Wahrheit zu sagen, so ist es auch fast nicht möglich, anders davon zu urtheilen. Mit Erlaubnüs derer Schönen und derer Liebhaber, die Liebe ist blos zu einem Spiel des Witzes gut. Der Ehestand ist ein zu ernsthaft Geschäfte für sie. In einer Sache, die uns so nahe angehet, muß man nicht einst seiner Vernunft allein trauen: man müß sich von seinen Verwandten und Freunden führen lassen, und GOtt bitten, ihnen Rathschläge einzugeben, die uns zuträglich seyn.

32. Von den Eigenschaften einer rechtschaffenen Frauen.

Werden viele Eigenschaften zu einem rechtschaffenen Manne erfordert, so sind deren nicht weniger zu einer rechtschaffenen Frauen nöthig. Es giebt deren viele, welche sich einbilden, sie haben alle ihre Pflichten erfüllt, wenn sie nur keusch sind. Indessen mag eine

Frau

Frau noch so keusch seyn, wenn sie mit einem Geist der Hoffarth und des Widerspruchs gebohren ist, und bey aller ihrer Keuschheit weder Gefälligkeit noch Sanftmuth besizt, so halte ich sie für keine sehr verlangenswehrte Gattin. Eine tugendhafte Frau läßt die Gemüthsart ihres Mannes ihre fürnehmste Bemühung seyn. Sie giebt seinen Schwachheiten nach. Hat er Leidenschaften, die ihn verderben können, so versucht sie, ihn mit Sanfmuth zu rechte zu bringen. Sie siehet ihre Zeit ab, ihm ihre Fürstellungen zu machen: sie liebt ihn, sie unterstüzt seinen Wehrt: und ob er gleich oft keinen Theil an dem, was sie etwan Nüzliches oder Rühmliches gethan hat, genommen, so schreibt sie ihm doch die ganze Ehre davon zu.

Es ist auch billig, daß ein Mann, der eine solche Frau hat, wie ich sie eben jezt geschildert, aller ihrer Güte mit Zärtlichkeit begegne, und daß er ihre Schwachheiten ebenfalls übersehe: denn endlich hat jedes seine Fehler. Das Leben ist lang, besonders für Personen, die Tag und Nacht beysammen seyn, und sie mögen an Alter, Gemüthe und Stand noch so wohl zusammen gepaart

seyn, so ist es doch sehr schwehr, daß sie in die Länge einander nicht viele Dinge solten zu vergeben haben.

33. Von der Eifersucht.

Ich sage nichts von der Eifersucht: ich setze voraus, daß ein rechtschaffener Mann nicht fähig ist, deren zur Unzeit zu schöpfen; und zur Ehre des Frauenzimmers will ich glauben, daß man ihm oft aus der bloßen Begierde, zu gefallen, ein Verbrechen macht. Ist diese Begierde allgemein, und hat es keine besondern Absichten, so muß man sich nicht darüber beunruhigen: diß würde eine angebohrne Eifersucht andeuten, welche beschimpfend und ganz und gar verdammlich wäre. Findet zum Unglük ein Mann an der Aufführung seiner Frauen etwas, das ihn beleidiget, so verdamme ich seine Empfindlichkeit nicht: aber ich will, daß er den Lärm vermeide, daß er sich eine Zeitlang verstelle, und daß er nach und nach Fürsichten ergreiffe, welche seine Ruhe sicher stellen. Der Ehestand enthält weit mehr Pflichten, als man denkt. Es ist schwehr ihnen ein Genüge zu leisten, wenn man nicht ein rechtschafner Mann ist, und mit dieser Eigenschaft noch die eines guten Christen verbindet.

Wenn

34. Ohne Christenthum kann man kein guter Ehemann, kein guter Vater, kein guter Sohn, kein guter Herr und kein guter Freund seyn.

Wenn man kein Christenthum hat, so ist man nicht allein ein böser Ehemann, sondern auch noch ein böser Unterthan, ein böser Vater, ein böser Sohn, ein böser Herr und ein böser Freund. Dergleichen Pflichten ein Genüge zu leisten, muß man in seinem Herzen einen Grund der Gerechtigkeit und Treue haben, welches man nicht von einer Person erwarten darf, welche unfähig ist, dergleichen gegen GOtt zu hegen. Ich rede nicht von denen schwachen, sondern von denen, welche wie Atheisten leben, und an nichts glauben = = von diesen verhärteten Herzen, welche nur sich lieben, und deren Treue denen Versuchuugen des Eigennutzens, oder des Vergnügens selten widerstehet.

Diese Empfindungen sind schimpflich, besonders für Personen vom Stande. Die Verbündlichkeit gegen GOtt, das Blut, woraus sie entsprossen, die Erziehung, die sie gehabt benehmen ihnen alle Entschuldigung. Es ist nichts Erstaunliches, wenn ein im Staube gebohrner Mensch sich von einem schmutzigen Eigennuz hinreißen läßt und Niederträchtigkeiten begehet. Die Würkungen entsprechen gemeiniglich den

Ursachen, die sie herfür bringen, und wenn diese allgemeine Regel durch einen Eigensinn des Ohngefährs oder der Natur in Ansehung eines unreinen Blutes einige Ausnahme leidet, so muß man es wie eine Art von Wunderwerken ansehen.

35. Von dem Zorn, seinen Würkungen, und dem Heilungsmittel, was man dieser Leidenschaft entgegen setzen muß.

Der Zorn ist ebenfalls eine Leidenschaft, gegen welche man gleich so sehr auf der Hut seyn muß. Wenn man sich in diesem Stande befindet, so ist man fähig, viel Ausschweifungen zu begehen. Ich gestehe, daß es schwehr fällt, sein Temperament zu ändern, und ich gebe so gar zu, wenn ihr wolt, daß man es nicht thun könne: allein das ist nicht unmöglich, dessen Würkungen aufzuschieben, und hierinn besteht eben der gute oder schlimme Gebrauch unsrer Vernunft. Ich gebe euch nicht den Rath, den man dem Kayser August fürschlug: das Gegenmittel würde ein wenig langsam seyn. Wenn die Seele einmahl erschüttert ist, und auf dem Punkt stehet, aus ihren gewöhnlichen Gränzen zu schreiten, so ist es schwehr, sie zurükzuhalten. Ich rathe euch vielmehr, bey kaltem Blut die Unordnungen dieser Leidenschaft in

der

der Person eines andern zu untersuchen. Ihr werdet euch da vom Kopf bis auf die Füsse sehen, und eure Vernunft, welche alsdenn ihrer ganzen Freyheit genüßt, wird im Stande seyn, euch Entschlüßungen an die Hand zu geben, die mit Hülfe der Zeit und des Beyspiels sich endlich in Gewohnheit verwandeln werden.

36. Von der Ungleichheit.

Seyd euch beständig gleich, und erhaltet, wo möglich euer Herz und euren Verstand in einem ruhigen Zustand. Ungleiche Personen gleichen jenen unbegünstigten Climaten, wo man nicht zwey Tage ohne Regen oder Sturm zubringt. Heute umarmen sie euch: morgen sehen sie euch nicht an. Ihre besten Freunde dürfen sich nichts Sicheres von ihnen versprechen: man geräth nicht ohne Gefahr an sie: sie gehen beständig von Verlangen zu Verlangen — von Unruhe zu Unruhe über; und wenn sie lange genug gewankt haben, so ist der einzige Theil, den sie wählen, der, gar keinen zu wählen. Dergleichen Ungleichheiten sind Zeichen eines wunderlichen und unordentlichen Gemüthes. Mit einem solchen Karakter ist man denen andern sehr beschwehrlich,

und

und sich selbst ist man es eben so sehr.

37. Von der Entschlossenheit.

Unentschlossene Leute sind beynahe von derselben Natur, und nicht viel weniger unerträglich. Es scheint, als hätten sie den Verstand nur zum Zweifeln. Sie sind in einer beständigen Ungewißheit, welche sie alle Augenblicke aufhält und verhindert, sich die Gelegenheiten zu Nuz zu machen. Die Geschichte giebt uns genug Beyspiele davon an die Hand. Man siehet große Leute darinn, welche hohe Entwürfe zu Grunde gehen lassen, weil sie zu lange gezaudert. Es gehört nicht für jedermann, seinen Theil wählen zu können. Gleichwohl ist es nur dadurch, wie uns der größte König zu erkennen gegeben, daß man Schlachten gewinnt, Plätze bezwingt, und große Dinge ausführet. Ich gestehe, daß, wenn man sich nicht in solchen äußersten Umständen befindet, welche uns verpflichten, unsern Endschluß plötzlich und übereilt zu nehmen, es sehr wohl gethan sey, wenn man sich Zeit nimmt, darauf zu denken. Allein, so bald man sich einmahl fest entschlossen hat, so muß man auch handeln, und die Gedanken, als

wie

wie Versuchungen, verwerfen, welche sich dem genommenen Entschlus wiedersetzen.

38. Man muß suchen, sich von Tag zu Tag einige neue Tugend zu erwerben.

Suchet euch alle Tage vollkommener zu machen. Für einen artigen Mann ist es nicht genug, keine beträchtlichen Fehler zu haben. Er muß sich von Tag zu Tag eine neue Tugend erwerben. Weder Laster noch Tugend haben, ist für ihn eine Gattung des Lasters, welche so gar schwehrer als eine andre zu verbessern ist, weil es ein Zeichen ist, daß im Grunde einige Schwachheit mit unterläuft. Schläfert euch bey dem Punkte, da ihr stehet, nicht ein. Ueberlasset die Mittelmäßigkeit mittelmäßigen Personen, und nehmet als einen Grundsaz an, daß ein junger Mensch, der sich mit dem befriedigt, was er hat, das nicht verdiene, was er besitzet. Man muß wenigstens das Glük mit in sein Unrecht ziehen, und sich nicht eher einschränken, als bis man nach einer vernünftigen Anhaltsamkeit gesehen, daß man ihm vergebens geopfert. Nach diesem hat man sich nichts fürzuwerfen. Ist man mit ihm nicht zu frieden, so ist man es doch mit sich. Eine solche Heruntersezung

hung gereicht einem ehrlichen Manne zur Beruhigung.

39. Der wahre Ehrgeiz bestehet mehr darinn, andre an Verdienst zu übertreffen, als in Erwerbung der Glüksgüter.

Ich fordere hierzu eben nicht, daß ihr einen unordentlichen Ehrgeiz haben, und noch weniger, daß ihr euch verbothener Mittel bedienen solt, ihm ein Genüge zu leisten. Diß hieße dem wahren Ehrgeiz entsagen, welcher mehr darinn bestehet, wie man sich an Verdiensten über andre erhebt, als wie man sich Glüksgüter erwirbt. Man muß stufenweise gehen. Ein bloßer Edelmann, der sich fürsetzen wolte, den ersten Tag, da er den Degen anstekt, Marschall von Frankreich zu seyn, würde den Kopf voll Erscheinungen haben. Mit andern Dingen ist es eben so. Man kann so gar sagen, daß so füreilige Erhebungen einer kurzen Dauer unterworfen seyn, weil sie von keinem festen Grunde unterstüzt worden, indem die Zeit nur allein das Verdienst der Fähigkeit und geleisteter Dienste geben kann.

40. Bey gutem Glük muß man sich ein-

Schränket euch im guten Glücke ein, und laßt euch von dem bösen nicht niederschlagen. In dem Umschlag dieser beyden Zustände erwartet man,

von

von einem großen Mann zu urtheilen. Der Himmel gebe, daß ihr euch mehr des einen, als des andern erwehren müßtet! Dem sey wie ihm wolle, so laßt Ehre und Gewissen allzeit vor eurem Verlangen hergehen, und denket, daß Güter aufhören, Güter zu seyn, wenn man sich fürwerfen kann, daß man sie nicht verdienet.

schränken und bey bösem erhalten, weil man auf den Umschlag dieser beyden Zustände wartet, von einem großen Mann zu urtheilen.

Laßt euch nicht davon abschröcken, daß ihr bisweilen die Tugend verachtet, und das Laster belohnt sehet. Seyd gewis, daß früh oder spät eure Beständigkeit wird gekrönet werden, wenn ihr nur Verdienst und Fleis habet. Die Früchte des Glückes sind frühzeitige Früchte, die sich nicht aufbehalten lassen, weil immer etwas ich weis nicht was faules daran ist, was sich ihrer Reiffe widersezt. Mit den Früchten der Tugend ist es anders beschaffen: wenn sie schon späte kommen, so sind sie auch dauerhaft, und der Ursach, die sie herfür gebracht, allezeit würdig.

41.
Von dem Unterschiede derer Glüks- und Tugend-Früchte.

Wenn ihr aber eine unbeglükte Tugend hättet, würdet ihr euch nicht über diesen Unfall trösten, wenn ihr dächtet, daß ihr ein besseres Glük verdientet?

42.
Es ist besser, sich über die Ungerech-

Warum

tigkeit der Welt, als über sich selbst zu beklagen.

Warum bemühet man sich denn so sehr in der Welt, wenn es nicht geschieht, um sich zu frieden zu machen? Kann man es auf eine unstrittigere Art seyn, als wenn man sich selbst Stük vor Stük untersucht, und sieht, daß man sich nichts fürzuwerfen hat? Und ist es bey dergleichen Fürfall nicht besser, sich über die Ungerechtigkeit der Welt, als über sich zu beklagen?

43. Man muß die Eigenschaften des Herzens denen des Geistes vorziehen.

Ziehet die Eigenschaften des Herzens allezeit denen des Geistes für. Das Herz ist der Siz des Willens, und aus diesem guten oder bösen Willen entspringen die Tugenden und Laster. Personen, welche ein gutes Herz haben, haben die Hülfe des Geistes nicht nöthig: sie dürfen sich nur die Güte ihres Naturells führen lassen. Mit denen, die ohne diese Eigenschaft gebohren, ist es nicht so beschaffen. Da sie immer etwas zu verbergen oder auszubessern haben, so haben sie auch den Wiz nöthiger, als die andern. Gleichwohl weis ich nicht, ob es für das gemeine Wesen und für sie selbst nicht besser wäre, daß sie dessen weniger hätten. Denn so bald der Verstand nur dazu dient, schlimme Absichten zu verstecken,

so

so kann man dessen nicht zu wenig haben.

44. Die Grosmuth hat etwas Göttliches an sich.

Seyd grosmüthig, und verliehrt niemahls eine Gelegenheit, Merkmahle davon zu geben. Diese Eigenschaft hat etwas Göttliches an sich, welches immer einen Nachschmak in dem Herzen läßt, den man empfunden haben muß, um ihn wohl zu begreifen. Kommt wohl in der That der Gottheit etwas näher, als wenn man das Gute für das Böse giebt, Erbarmen mit den Unglüklichen hat, und das Unrecht vergißt? Verzeihet euch nichts in diesem Punkt. Werfet euch das Gute, was ihr nicht gethan, da ihr es thun können, als ein Uebel für, und ziehet nicht in Betrachtung, daß wir in einer Zeit leben, worinn man nicht so verfährt. Bey dieser Gelegenheit darf man sich nicht scheuen, ein Sonderling zu seyn, je weniger Personen diese Gesinnung haben, je mehr wird man eure Tugend schätzen. Das Herz ist der Mode nicht unterworfen, wie der Wiz und alle übrigen Dinge. Die Grosmuth ist zu allen Zeiten Mode gewesen, und wenn man sie in der Unwürksamkeit schmachten läßt, so hindert das nicht, daß man ihr nicht Gerechtigkeit

wiederfahren ließe, und alle Ehrfurcht für sie hegte, die sie verdienet.

45. Man muß das menschliche Herz studiren, und einem Geizhals mistrauen.

Studiert sorgfältig das menschliche Herz, und wenn ihr euch jemahls in einem Glükszustand befindet, der euch verpflichtet, jemanden große Angelegenheiten zu vertrauen, so erkundigt euch für allen Dingen, in was für Ansehen er bey der Welt stehe. Hernach untersuchet, ob das, was ihr befunden, der öffentlichen Meinung entspreche: denn so ein gros Vorurtheil sie auch ist, so trift es sich doch, daß sie falsch ist. Für allem gebt acht, ob er geldgeizig ist, und er mag übrigens noch so gute Eigenschaften haben, so gebet euch nicht mit ihm ab. Ein Mensch, der für den Eigennuz so empfindlich ist, hat allemahl eine offene Thüre, wodurch man in sein Herz kommen kann, wenn man nur das vor sich hergehen läßt, was ihn verführen kann.

46. Man muß sich niemahls selbst loben.

Sezt euch niemahls euch selbst zum Beyspiel, und lobt euch auch nicht selbsten. Die Lobsprüche, die man sich giebt, klingen übel in den Ohren derer, die sie hören, besonders wenn Stand und Herzhaftigkeit den Stof dazu

dazu abgeben. Da man gemeiniglich seine schwächste Seite vertheidigt, so wird man das Gute, was ihr von euch saget, immer umgekehrt annehmen. Also werdet ihr, anstatt die Leute zu überreden, gerade das Gegentheil thun, oder wenigstens einen Argwohn in ihre Gemüther pflanzen, den man zur Strafe eures Hochmuths gern darinn unterhalten wird.

47. Von der Art, seine Freunde zu loben.

Eben so übertreibet nichts, wenn die Rede davon ist, Gutes von euren Freunden zu sprechen. Das Lob, was ihr ihnen gebet, muß ähnlich und angemessen seyn. Nehmet so gar ein gewisses Maas in acht, je nachdem ihr euch an dem oder jenen Orte befindet, denn ihr könntet da Leuten begegnen, denen man gewisse Ehrfurcht schuldig ist, welchen die Uebertreibung eures Weyhrauchs, so verdient er auch seyn mag, misfallen möchte. Macht niemahls einen Ausschluß, und wenn ihr jemand loben wollet, so lobet ihn niemahls durch das Widerspiel. Lobsprüche dieser Art thun gleichsam eben die Würkung, als die Verläumdung: sie bringen das Gemüth derer auf, die sie anhören und sind oft Ursach, daß sie,

um eure Meinung zu bestreiten, die Fehler desjenigen, wovon ihr redet, zu ihrer Hülfe rufen, an welche sie ohne euch vielleicht nicht gedacht hätten. Man höret so ungern loben, daß man kaum rechtmäßigen Lobsprüchen beyfällt. Hieraus schlüßet, auf was für Art man andre aufnimmt.

Man muß mit keinem vorbereiteten Wiz unter die Leute gehen.

48. **Gehet** nicht mit einem vorbereiteten Wiz unter die Leute. Lasset euch von dem Ungefähr führen. Personen, die sich einen Plan von dem gemacht, was sie sagen sollen, begegnet es fast immer, daß sie es niemahls gut sagen, oder daß sie beständig das Gegentheil von dem sagen, was sie haben sagen wollen. Suchet nicht, einen witzigen Kopf fürzustellen, und wenn euch etwas Geistreiches entwischt ist, und man nicht acht darauf gegeben, so macht es nicht, wie wir es viele Leute machen sehen, welche, es koste was es wolle, sich eine Gelegenheit schaffen, es noch einmahl zu sagen, um sich für ihre Mühe bezahlt zu machen. Zwischen dieses und Lob zu betteln setze ich keinen großen Unterschied. Hat man nicht bemerkt, was ihr gesagt, so haltet euch nicht auf. Was sich nicht zu

einer

einer Zeit findet, das findet sich zur andern. Mit der Schönheit des Geistes ist es, wie mit der Schönheit des Frauenzimmers beschaffen, welches niemahls weniger gefällt, als wenn es seine Schönheit auskramen will.

49. Von den Gelegenheiten, worinn diese Vorbereitung nöthig ist.

Gleichwohl giebt es Gelegenheiten, da es sich schikt, mit einem vorbereiteten Verstande aufzuziehen. Oerter der Ceremonie, da man seinen Rang behaupten soll, und wo man verpflichtet ist, öffentlich zu reden, sind von dieser Zahl. Es würde verwegen seyn, sich an dergleichen zu wagen, ohne auf das, was man thun will, ein wenig gedacht zu haben. Allein dergleichen Oerter sind vielmehr würkliche Geschäfte, als Gegenstände des Umganges.

50. Man muß Spizfündig- und Zweydeutigkeiten vermeiden: es ist das Merkmahl des kleinstädtischen Witzes.

Keine Spizfündigkeit und besonders keine Zweydeutigkeit. Diß und die Complimente machen den kleinstädtischen Wiz aus. Dieser Wiz war ehmahls Mode: heut zu Tage aber hat man sie abgeschaft. Man sucht das Natürliche, und läßt sich nicht von diesen falschen Schönheiten blenden.

51. Vom verbothenen Fürwiz, und der Gefahr, wenn man sich ihm ergiebt.

Laßt euch nicht von diesem nichtsbedeutenden Fürwiz in Versuchung führen, wovon die Leute, die sich mit Wahrsagen abgeben, gewohnt seyn, die Leichtgläubigkeit schwacher Geister zu misbrauchen. Diese Wissenschaft ist gefährlich, um so mehr, da sie die Treue wankend macht, und oft Schwachheiten begehen läßt. Lebet in der Ungewisheit eures Schiksals. Denen, die sich auf diese Betrachtung legen, gehet es gemeiniglich wie denen, die den Stein der Weisen suchen. Von dem bloßen Fürwiz fallen sie auf verbothene Dinge, und stürzen sich unmerklich in Abgründe, aus denen sie Mühe haben, wieder heraus zu kommen.

52. Von dem Nutzen der Reisen, wenn man sie zu gebrauchen weis.

Seyd ihr fürwißig, so gehet auf Reisen. Es ist kein Fürwiz so nöthig und so lobenswürdig. Nichts bildet den Geist mehr, und giebt mehr Kenntnüs. Diese große Verschiedenheit derer Länder, Sitten, Religionen, Staatsgebäude, Arten Krieg zu führen, und Gewohnheiten läßt Betrachtungen anstellen, welche die Urtheilskraft verfeinern, und Einsichten giebt, die uns dereinst viel nutzen. Kurz, es ist

nichts

nichts nüzlicher, wenn man es nur zu gebrauchen weis, und nicht wie viele junge Leute thut, welche irgend eine unselige Erinnerung ausgenommen, woran ihre Unordnung schuld ist, mit einem Gedächtnüs zurükkehren, was von den Oertern, wodurch sie gegangen, so leer ist, als den ersten Tag, da sie von Hause wegreiseten.

53. Vom Kriege.

Der Krieg folgt gemeiniglich auf die Reisen, und ist der ruhmvolleste Weg, der zum Glücke führen kann. Das, was man durch Heyrathen, Geschäfte und Spielen erlangt, schmeichelt dem Herzen eines wackern Mannes nicht wie jenes. Ist wohl etwas süßer, als wenn man von dem Vermögen und Ehrenstellen damit man bekleidet ist, redet, und sagen kann: Diß ist die Belohnung meiner Mühe - diß ist die Würkung meines Verdienstes? Das Wohl, was uns auf solche Art zuflüßt, bringet niemand gegen uns auf: die ganze Welt spricht die Gunstbezeugungen, die man uns ertheilt, in ihrem Herzen recht, und vermöge einer Freyheit, die dem Glük, was auf einem so schönen Grunde ruhet, eigen ist, vergesellschaften Ruhm

und Ehre allezeit die Vortheile, welche es uns verschaft. Einem Mann von Stande ist demnach viel daran gelegen, den Krieg zu lieben, und ein Handwerk zu lernen, welches das einzige ist, was man das Handwerk rechtschaffener Leute nennen kann. Um darinn fortzukommen, muß man Herz und Kopf haben. Stimmt man diese zwey Eigenschaften nicht zusammen, so kann man niemahls ein großer Mann seyn. Tapfer seyn, ist nicht genug: man muß noch einen besondern Fleis besitzen, mit Nachdenken das Betragen derer Feldherren betrachten, sich unentbehrlich machen, und allezeit mehr als seine Pflicht thun. Noch mehr! man muß sich bey den Völkern beliebt machen, sonderlich bey denen, die man anführet, jederzeit diese frohe Mine im Gesicht haben, welche eine Vorempfindung des Sieges andeutet, und Merkmahle der Gemüthsruhe zeigen, die der Anblik der Gefahr nicht aus dem Herzen reißet. Auch dieses ist noch nicht genug: man muß so viel möglich einen artigen Tisch halten, leicht zugänglich seyn, den Leuten wohl begegnen, und seinen Beutel zu rechter Zeit öfnen können, je nachdem sich die Gelegenheit

dazu

dazu anbietet. Das Handwerk des Krieges lernt man nicht aus dem Schlentrian: wer sich dadurch empor bringen will, muß es sein fürnehmstes Studium seyn lassen, und keinen Tag vorbeygehen lassen, da er nicht ein Paar Stunden darauf dächte. Besonders muß er sich die Kenntnüs der Geographie und Mathematik wohl angelegen seyn lassen: denn er mag die Belagerungen oder den Krieg im Felde ansehen, so sind ihm diese beyde Wissenschaften durchaus nöthig. Es ist auch nicht vorbey zu gehen, daß er Bücher lesen muß, die vom Kriege handeln, besonders Cesars Commentarien, das Leben Alexanders, die französische, teutsche und römische Geschichte. Dieses Lesen giebt Entwürfe und Einsichten an die Hand, woraus man bey Gelegenheit große Vortheile ziehen kann. Woher käme es sonst, daß wir so viel unwissende Officiere sehen, ob sie gleich lange Jahre gedienet haben, wenn sie nicht eingeschränkte Geister wären, die nichts thun, was man thun muß, sich zu unterrichten? Es sey in einer Art, in welcher es wolle, so wird kein Mensch, der sich mit wenigem vergnügt,

große Dinge verrichten. Man muß stäts nach dem Vollkommensten zielen, und dadurch ist es eben, daß man sich unterscheidet. Gleichwohl muß eine Standsperson die Gelegenheiten zu beurtheilen wissen, welche verdienen, daß sie sich ihnen ausezt. Für ihn schikt es sich eben nicht, mit so schnellen Pferden zu gehen, als ein gemeiner Dragoner. Er muß wacker, aber nicht tollkühn seyn: allein, findet er sich an einem Orte, da er nichts mehr schonen darf, so muß er ein übriges thun. Gleichwohl giebt es gewisse Fürfälle, da er aus Vernunft einen Narren fürstellen muß. Zum Beyspiel, er befände sich unglüklicher Weise bey einer, obgleich verwegen unternommenen Gelegenheit, mit Personen viel höheren Standes, als er, so müste er sich den Strohm mit fortreissen lassen, und brächten es seine Umstände mit sich, klug zu thun, so müste er doch wenigstens warten, bis man aus derselben wieder zurük wäre.

54. Man mag sich

Haber niemahls Händel, wofern es möglich ist: so gut man sich auch daraus ziehen mag, so ist es doch am beſten,

sten, gar keine zu haben. Keine sind so klar und offenbar, die man nicht verkleidet, oder schlechter macht, und es trägt sich fast immer zu, daß sie allen Partheyen zum Nachtheil gereichen, weil man sie auf so verschiedene Art erzählt. Seyd ihr aber unglüklich genug, deren zu haben, und es hängt nur von euch ab, so haltet euch stäts an den, der die größte Hochachtung in der Welt hat.

noch so wohl aus den Händeln ziehen, so ist das Beste niemahls welche haben.

So viel Ursach ihr auch haben mögt, euch über einen zu beklagen, und so sehr er auch eure Verachtung verdienet, so treibet ihn niemahls bis auf die Entehrung. Wenn man einen Menschen in diesen Stand gesetzet, so ist er fähig, alles zu unternehmen, und ich weis nicht, ob man größere Gefahr lauffe, wenn man einen wackern Mann verlästert, als wenn man solche grausame Wahrheiten sagt. Ich will hier eben nicht auf die Seite derer Poltrons treten: ich weis, daß es deren nur zu viel in der Welt giebt, und übrigens weis ich auch, daß Tapferkeit die wesentliche Eigenschaft eines Menschen sey, der einen Degen an der Seite trägt.

§5. Man muß niemahls einen Menschen bis zur Entehrung treiben.

trägt. Wenn ihr aber betrachten wollet, daß etwas weniger oder mehr Blut oder Galle den ganzen Unterschied zwischen dem standhaften und schwachen Mann ausmache, so werdet ihr euch nicht mit einer Eigenschaft breit machen, die ihr euch nicht erworben habt. Glaubet ihr wohl, daß eine Person, welche einer Undankbarkeit, oder einer offenbaren Untreu fähig ist, mit aller ihrer Tapferkeit nicht verachtungswehrter sey, als ein schwacher Mensch, und daß wohl überlegt die Ehre ohne Muth nicht dem Muth ohne Ehre fürzuziehen sey? Indessen erträgt man den Betrüger und Ungetreuen mit Geduld, und ich sehe nicht, daß man sich öffentlich wider sie erkläre. Und endlich, was nuzt es auch, einen schwachen Menschen zu entehren? Ihr erweiset ihm ein Unrecht, was ihr nicht verbessern könnt. Ihr werdet dadurch nicht erlauchter, und verletzet noch euer Gewissen. Glaubet mir: reibet euch niemahls an einen Elenden: es ist nichts mit ihm zu gewinnen, aber alles zu verliehren.

Es giebt noch eine andre Gattung Händel, die man eben so sorgfältig vermeiden muß. Diß sind die Processe. Es verdüstert nichts so sehr den Verstand, und verdirbt mehr Treu und Glauben. Anfänglich läßt man sich aus einem Trieb der Gerechtigkeit, welche jedem das seine zutheilt, ins Rechten ein. Hernach macht man sich eine Art von Point d'honneur daraus. Bisher geht noch alles ordentlich zu: allein man bleibt gemeiniglich nicht lange in diesen Schranken. Euer Widerpart spielt euch einen Streich: ihr glaubt, die Wiedervergeltung sey billig, und macht ihm einen andern. Dadurch traget ihr einen kleinen Vortheil über ihn davon, und das lokt euch an. Allmählich erhizt ihr euch bey dem Spiel, und werdet endlich nach und nach ein Bettler und ein ehrloser Mensch: denn ihr habt euch nicht allein für der Feinheit derer Personen zu hüten, die wider euch proceßiren; auch die, welche für eure Vertheidigung sorgen, werden eure geheimen und oft gefährlichsten Gegenpartheyen. Da es ihr Nutzen nicht mit sich bringt, die Geschäfte, die ihr ihnen vertrauet, bald

56. Von den Processen und ihren bösen Würkungen.

bald zu beendigen, so spielen sie es durch ihre Umwege, und oft durch ihre Treulosigkeit so gut, daß ihr niemahls aus ihren Händen kommet. Ich weis, daß es schwer ist, sich gänzlich derer Processe zu enthalten, und daß die rechtschaffensten Leute deren haben. Doch muß man wenigstens, ehe man sich auf ein so schwarz und stürmisch Meer einschiffet, durch alle seine Schritte zu erkennen geben, daß man alles gethan, was man gekonnt, um es zu vermeiden. Ich weis so gar nicht, ob man nicht besser thäte, viel von seinen Rechten nachzulassen, als sich mit einer so unangenehmen und mühseligen Bürde zu belästigen. Denket an die beständige Beunruhigung eines Proceßierers = = an die Niederträchtigkeiten, die er zu begehen verbunden ist, an die Zeit, die ihn eine so schmuzige Beschäftigung verliehren läßt, an die Entfernung vom Umgang mit ehrlichen Leuten, worein sie ihn versezt, und an die Hindernüsse, die sie seinem Glük in den Weg legt. Schmeichelt euch also nicht, wenn es darum zu thun ist, einen Proceß anzufangen, oder aus-

auszuhalten. Ist die Sache nur ein wenig zweifelhaft, so neigt euch allemahl auf die Seite, welche sie euch zuwider fürstellt, und wollt ihr ja proceßieren, so thut es aufs allerwenigste nicht wider euer Gewissen. Wer es auf Hofnung seines Ansehens, das ist, auf die Treulosigkeit derer Richter waget, ein Urtheil abzuwarten, würde sich auch nicht sehr fürchten, das Gut eines andern zu nehmen, wenn er nur versichert wäre, daß blos GOtt und er darum wüsten.

Thut es euch Noth, einen Rath über eure Fehler anzunehmen, so wendet euch an die, welche sie an sich gehabt, und die sich davon gebessert. Die Praktik ist der Theorie fürzuziehen. So viel Einbildungskraft man auch haben mag, so dringt man doch nicht so tief in die Sachen ein, als die, welche Erfahrung davon haben. Die Schlußreden der Weltweisen erwerben sich nicht so viel Glauben in unserm Gemüthe: man sieht sie als Leute an, welche bezahlt seyn, wider die Leidenschaft zu reden; anstatt, daß jenes aufrichtige Geständnüs, was uns andre dre.

57. Wenn man sich seiner Fehler wegen Raths erhohlen muß, so ist es besser, sich an die zu wenden, die sie an sich gehabt, und sich davon gebessert, als an andre.

dre von ihren vergangnen Schwachheiten ablegen, ein Ansehen von Treuherzigkeit hat, welches uns zugleich überredet und verbessert. Endlich betraget euch so, daß ihr GOtt und die Welt in euch vereinigt: diese zwey Punkte enthalten alle Pflichten eines rechtschaffenen Mannes, und bringen allen Unterricht ins Kleine, welcher in dieser Schrift begriffen ist.

Ende des zweyten Theils.

Des

Des

Herrn von Saint-Evremont

Moralsätze,

nebst noch einigen andern

hierzu gehörigen Stücken.

Maximen
oder
Moralische Beobachtungen.

I.

Ein Mensch, der die Ergözlichkeiten und Geschäfte mit einander vermischt, ist niemahls von ihnen besessen. Er verläßt sie und nimmt sie wieder vor, wie es ihm gut dünkt.

II.

Das größte Lob, was man Cäsarn giebt, ist, daß er glaubte, nichts gethan zu haben, so lange ihm noch etwas zu thun übrig war.

III.

Der gesunde Verstand wird fast von niemand bewundert, weil man ihn blos durch Betrach-

tungen erkennt, die wenig Leute anzustellen wissen.

IV.

Schlechtes Glük nimmt die Stelle der Fehler ein, und wird nur bey sehr wenig Leuten gerechtfertigt.

V.

Eine feine Kenntnüs derer Menschen und eine tiefe Einsicht in die Geschäfte findet man sehr selten beysammen.

VI.

Es ist schwehr, alles zu loben, und doch aufrichtig zu seyn.

VII.

Die Liebe hat ihre Macht fast niemahls recht fest gesezt, wenn sie nicht vorher der Vernunft ihre gestürzet.

VIII.

Man verbrennt einen Menschen, der unglüklich genug ist, keinen Gott zu glauben, und doch fragt man öffentlich in den Schulen, ob es einen gäbe.

IX.

Wir haben mehr Nuzen, der Welt zu genüssen, als sie zu kennen.

X.

Ich finde keine Wissenschaft, welche ehrbare Leute mehr angehe, als die Moral, Politik und Kenntnüs der schönen Wissenschaften.

XI.

XI.

Wir sehen weniger ehrbare als geschikte Leute, und mehr gesunden Verstand für die Geschäfte, als Feinheit im Umgange.

XII.

Glükliche Tirannen der Leidenschaften, welche unser Leben vergnügt machen! verdrüßliche Herrschaft der Vernunft, wenn sie uns das angenehme Gefühl entreißt.

XIII.

Die Welt ist voll von Grosprechen in der Freundschaft.

XIV.

Jeder prahlt von seinem Herzen: es ist eine Eitelkeit nach der Mode.

XV.

Welcher wohl thut, weil er sich dazu verbunden glaubt, thut es fast immer mit schlechtem Anstand. Ich sehe seine Pflicht wie einen verdrüßlichen Hofmeister an, der alle Augenblicke mit ihm keiffet.

XVI.

Blos von wahren Freunden kann man in der That sagen, daß sie glauben, den Tag verlohren zu haben, wenn sie für den geliebten Gegenstand nichts gethan.

XVII.

Aus Schuldigkeit lieben ist nicht lieben.

XVIII.

Die Freundschaften, welche aus Aehnlichkeit der Gemüther und Theilnehmung der Ergözlichkeiten entstehen, sind der Veränderung sehr unterworfen.

XIX.

Das Ende der Freundschaft hängt weniger von unsrem Willen ab, als der Anfang. Keine Sympathie ist so vollkommen, daß sie nicht mit einigem Widerspruch solte vermischt seyn. Keine Annehmlichkeit hält die Probe einer Familiarität aus.

XX.

Die schönsten Leidenschaften werden lächerlich, wenn sie alt werden. Die stärksten Freundschaften werden mit der Zeit schwächer.

XXI.

Nichts kommt dem Ueberdrus bey, den eine zu lang daurende Leidenschaft verursacht.

XXII.

Die ersten Ergözlichkeiten jeder Verpflichtung haben ich weis nicht was Kützelndes an sich, welches eine Begierde erregt, sich noch weiter zu verpflichten. Wenn sie aber gründlicher werden, so sättigen sie.

XXIII.

Lieben oder nicht lieben hängt von gewissen Leuten so wenig ab, als sich wohl befinden oder krank seyn.

XXIV.

XXIV.

Gott hat nicht gewolt, daß wir vollkommen genug seyn sollten, um beständig liebenswürdig zu seyn, warum wollen wir denn beständig geliebt seyn?

XXV.

Wenn Ehre ohne Freundschaft keine Annehmlichkeiten hat, so ist die Freundschaft, welche die Ehre nicht unterstüzt, allezeit übel versichert.

XXVI.

Man wird müde, die zu beklagen, die sich beständig selbst beklagen.

XXVII.

Die Welt bestehet aus zweyerley Gattungen von Leuten: die einen denken auf ihre Geschäfte, und die andern auf ihre Ergözlichkeiten.

XXVIII.

Die erstern fliehen die Ansprache derer Elenden, und besorgen, sie möchten sie anstecken: die andern haben ich weis nicht was Menschlichers; sie sind zugänglicher.

XXIX.

Es ist keine unnüzere Raserey, als die Weisheit jener Leute, die sich zu Verbesserern unsrer Zeit aufwerfen.

XXX.

Kein Leben ist so unbeflekt, uns diese Freyheit zu geben, wenn es die Reizungen nicht thun.

XXXI.

Wenn das Aergernüs derer, die sich über das Glük beklagen, ausschweifend ist, so ist die Schande derer, die ihm auch so gar ihre Freunde aufopfrrn, unehrlich.

XXXII.

Wenn nicht wenigstens der christliche Glaube unsre Vernunft unters Joch bringt, so bringen wir unser Leben mit glauben und nicht glauben, mit Bestreben, uns überzeugen zu wollen, und dasselbe nicht thun können zu. Die Geschäftigkeit unsers Geistes giebt uns Bewegung genug: aber sein Licht ist zu schwach, als daß es uns führen solte.

XXXIII.

Nichts lindert den Schmerz so sehr, als die Freyheit, sich zu beklagen: nichts läßt die Freude besser empfinden, als das Vergnügen, sie zu sagen.

XXXIV.

Um beständig in der Eingezogenheit zu leben, muß man etwas mehr, als andre, oder etwas weniger, als die Thiere seyn.

XXXV.

XXXV.

Wie eine allzulange Eingezogenheit den Verstand schwächet, so zerstreuet ihn eine zu öftere Gesellschaft.

XXXVI.

Die Unwissenheit ist einem ehrbaren Mann allzeit schimpflich: sein Stand entschuldigt ihn nicht, und die Welt unterrichtet ihn nicht genug.

XXXVII.

Das Studiren macht zwischen dem Gelehrten und Unwissenden einen größern Unterschied, als zwischen dem Unwissenden und dem Vieh ist: allein die Mine des Weltmannes unterscheidet den politen Mann noch mehr von dem Gelehrten.

XXXVIII.

Man muß eben so bescheiden seyn, einen Rath zu geben, als gelehrig, ihm zu folgen.

XXXIX.

In dem Munde eines zu gefälligen Freundes verliehrt ein guter Rath seine Stärke.

XL.

Man muß nicht allen schlimmen Rath verwerfen, aus Furcht, die Leute abzuschröcken, die uns einen guten geben könnten.

XLI.

Die Verwunderung ist das Zeichen eines kleinen Geistes, und die größesten Bewunderer sind meistentheils närrische Leute.

XLII.

Das Parterre, welches kein ander Licht als der Natur ihres kennt, urtheilt besser von dem Schauspiel, als die, welche das Theater verstehen.

XLIII.

Der Mann, welcher seiner Frauen viel von seinem eigenen Verdienst leihet, verliehrt mit der Zeit die Liebe zu ihr, wenn er bedenkt, daß alles, was er an ihr hochschäzte, blos von ihm herkam.

XLIV.

Das größte Geheimnüs, im Umgang wohl fortzukommen, ist, wenig bewundern, viel anhören, seiner Vernunft stäts und seiner Freunde ihrer bisweilen mistrauen, sich niemahls mit seinem Wiz breit machen, und der andern ihren so viel man kann herfürziehen.

XLV.

Die Freundschaft ist von allen Arten von Verkehr dasjenige, welches am meisten Treu und Glauben erfordert, und bey welchem man sie gemeiniglich am wenigsten antrift.

XLVI.

Die Hochachtung kommt bisweilen von gewissen Personen, wo es nicht rühmlich ist, sie ihnen schuldig zu seyn.

XLVII.

XLVII.

Erkaufen wir die Beobachtung unsers Nutzens nicht zu theuer, wenn sie uns so viele Niederträchtigkeiten kostet?

XLVIII.

Man muß immer zwey Leidenschaften haben, um uns von einer zärtlichen Liebe zu überzeugen; die Freude, den geliebten Gegenstand zu sehen, und den Schmerz ihn nicht zu sehen.

XLIX.

Die Liebe unterhält uns von dem Kaltsinn der geliebten Person blos als von einer weisen Fürsicht, um ohne Gefahr verliebt zu machen, und ohne Aufsehen verliebt zu werden.

L.

Man muß lesen, damit man besser wird, und schreiben, damit man besser macht. Hat man aber keinen Vorsaz, besser zu werden, so muß man nichts lesen, und hat man kein Geschicke, besser zu machen, so muß man nichts schreiben.

LI.

Man kann alles wider die Freundschaft thun, wenn man etwas anders, als die Freundschaft selbst, darinn hat finden wollen.

LII.

LII.

Die Augenblicke, seinen Freunden gute Dienste zu leisten, sind die besten Gunstbezeugungen der Freundschaft.

LIII.

Die Maitressen mögen sich immer auf die Feinheit ihres Handels befleißen. Wenn sie ihre Geschiklichkeit erschöpft haben, um den Plaz artiger Weise strittig zu machen, so erschöpfen sie auch bald das Vergnügen, indem sie sich einmahl entschlossen, ihn zu übergeben.

LIV.

Alle Schritte einer zufriedenen Liebe sind langsame schmachtende Gänge. Der aus Verdrus nicht hat ablassen können, thut es unfehlbar aus Ekel, und die Grausamkeit ist für die ordentliche Buhlerey niemahls so schädlich, als eine verschwendete Güte.

LV.

Es ist ein Fehler, sich zu oft sehen, wenn man sich lange lieben will.

LVI.

Die Freundschaft ist uns nicht zur Gefärthin des Lasters, sondern zur Gehülfin der Tugend gegeben worden.

LVII.

Die Freundschaft ist denen, welche wohl zu lieben wissen, statt aller andern Dinge.

LVIII.

Die Rechtschaffenheit der meisten Leute ist oft nichts, als eine gehörige und ordentliche Selbstliebe.

LIX.

Unter den Menschen solten nur die Bösen unglüklich seyn.

LX.

Man muß das hohe Spiel vermeiden: es ist eine zu gefährliche Ergözlichkeit.

LXI.

Man muß lernen, sich die Zeit nicht lang werden zu lassen, und diese Lektion wohl studieren. Man ist besonders glüklich, sich mit sich selbst zu befriedigen; denn man findet sich, wenn man will.

LXII.

Das Frauenzimmer mag nun von Natur politer und galanter seyn, oder der Verstand sich ihm zu gefallen, erheben und verschönern, so lernt man doch fürnehmlich bey ihnen, angenehm zu seyn.

LXIII.

Einiger unsrer Damen ihre Andacht läßt sie oft beweinen, was sie gethan haben.

LXIV.

Man sey in einem Stande, in welchem man wolle, so hat man eine wahre Freyheit, wenn man

man sich weder um die Gunst der Großen, noch um die Geschenke des Glückes Mühe giebt.

LXV.

Die Gelegenheit macht einen Menschen nicht schwach, sondern läßt nur seine Schwachheit entdecken.

LXVI.

Man sagt oft andern ohne Noth, woran gelegen wäre, daß man es sich selbst sagte.

LXVII.

Man sucht oft das Vergnügen mit mehr Mühe, als es wehrt ist. Es läßt sich immer zu theuer erkaufen.

LXVIII.

Wenn man unnütze und überflüßige Dinge bisweilen nicht entbehren kann, so werden sie durch die Stärke der Gewohnheit endlich nothwendig.

LXIX.

Unter Eigenschaften, welche einerley zu seyn scheinen, giebt es so feine Unterschiede, welche wir schwehrlich entdecken.

LXX.

Es ist ein Trost für uns, unsre Schwachheiten an denen zu finden, welche das Ansehen haben, uns zu befehlen, und für die, welche sich durch ihre Gewalt unterscheiden, eine große Süssigkeit,

sigkeit, so wie wir zum Vergnügen geschaffen zu seyn.

LXXI.

Man beurtheilt die Leute selten nach den wesentlichen Vortheilen, welche den gesunden Verstand zu erkennen geben, sondern nach gewissen Manieren, deren Beyfall sich mit der Fantasie endigt, woraus sie entsprungen.

LXXII.

In Frankreich ist der Fleis anstatt des größesten Verdienstes, und die Kunst, sich einen Wehrt beyzulegen, giebt da öfter einen guten Namen, als das, was seiner würklich wehrt ist.

LXXIII.

Die Vernunft ist in keinem Lande seltner, als in Frankreich: findet sie sich aber darinn, so ist sie auch in der ganzen Welt nicht gereinigter.

LXXIV.

Durch Versprechungen ziehet man sich mehr Dienstleistungen zu, als durch Geschenke.

LXXV.

Ich finde nur zwey Dinge, welche das Leben glüklich machen können: Die Mäßigung seiner Begierden, und der gute Gebrauch seines Glückes.

LXXVI.

Man findet erlauchte Böswichter; aber erlauchte Geizhälse seyn niemahls gewesen.

LXXVII.

So wie nichts so angenehm ist, als Vermögen zu besitzen, und sich dessen zu bedienen, so ist auch nichts so unglükseelig, als begierig und allzuhaushältig zugleich zu seyn.

LXXVIII.

Laßt uns denen Elenden erlauben, sich in ihrer Noth gegen uns zu erklären, weil wir in unsrem Ueberflus nicht an sie denken.

LXXIX.

Es ist ein schlechtes Verdienst, mit Leuten durchtrieben umzugehen, welche von uns abhängen.

XXC.

Es ist schwehr, nicht viel zu begehren, und unehrbar, sich leichtlich in wenig einzuschränken.

XXCI.

Laßt uns zufrieden seyn, für uns selbst rechtschaffene Leute zu seyn, ohne diejenigen zu verabscheuen, die es nicht sind.

XXCII.

Man siehet selten an den Menschen, daß sie entweder ganz tugendhaft, oder ganz lasterhaft wären.

XXCIII.

Wer eine Wohlthat nicht wird erkannt haben, wird dem andern mit Anstand ein Vergnügen machen.

XXCIV.

XXCIV.

Man erweiset der menschlichen Natur zu viel Ehre, wenn man ihr Einförmigkeit beymißt.

XXCV.

Eine von der ganzen Welt verehrte Armuth kann ich nicht beklagen. Es mangelt ihr nichts, als dessen Ermangelung ihr entweder zum Nutzen oder Vergnügen gereicht.

XXCVI.

Es giebt Leute, die im Ueberflus verlegen seyn, und welche die Kommlichkeit und so gar Nothwendigkeit in Ruhe schmecken würden.

XXCVII.

Wenn träge Leute sich nur mit wenigem vergnügen, so entziehen sie sich weniger Vergnügen als Mühe.

XXCVIII.

Es ist nichts glüklicher in dem Leben, als wenn man seiner Neigung und seinem Nutzen ehrbarer Weise folgen kann.

XXCIX.

Ein ehrlicher Mann macht sich immer zuerst unglüklich, wenn er andre unglüklich macht.

XC.

Aus Rechtschaffenheit, einen Freund nicht zu verlassen, will man den Unbill entschuldigen, und einen schlechten Menschen beschützen.

XCI.

Es ist besser, durch seine Vernunft natürlicher Weise dem gesunden Verstande anderer beyfallen, als durch sein Ansehen seinen Eigensinn gültig machen.

XCII.

Wenn das wahr ist, was man übels von uns spricht, so müssen wir uns viel eher bessern, als daß sich andre zwingen solten.

XCIII.

Die Menschen mögen noch so tugendhaft seyn, so sind sie der Tugend niemahls so ergeben, daß sie sich ihrer Gemüthsart nicht noch sehr überlassen solten.

XCIV.

Obgleich die Liebe in keinem Lande und zu keiner Zeit gar zu ordentliche Maasregeln hat, so darf ich doch sagen, daß sie in Frankreich weder in der Art und Weise, noch in den Begebenheiten allzuausschweifend sey. Was man eine schöne Leidenschaft nennt, kann sich so gar kaum von dem Lächerlichen frey machen.

XCV.

Was man in Frankreich lieben heißt, ist eigentlich nichts, als von Liebe reden, und die Eitelkeit der Galanterie unter die Empfindungen des Ehrgeizes mischen.

XCVI.

XCVI.

Der Anschein und das Leichte vertritt bey uns fast immer die Stelle des Wahren und Natürlichen, weil wir uns gar zu sehr bey dem bloßen Aeußerlichen aufhalten.

XCVII.

Welche die Natur ohne Genie hat lassen gebohren werden, schreiben der Kunst, die sie erlangen können, alles zu, da sie sich jenes nicht geben können.

XCVIII.

Ich werde niemahls einen Philosophen tadeln, wenn er einen Palast bewohnt, aber wohl, wenn er sich nicht mit einer Bauerhütte befriedigen kann.

XCIX.

Der Natur zu folgen kostet im Ueberfluß weit mehr Mühe, als in der Noth.

C.

Die Glükseeligkeit, welche nichts kostet und die man dem Ohngefähr schuldig ist, empfindet man nicht.

CI.

Um glüklich zu werden, muß man wenigstens ein Philosoph seyn, weil die Weisheit der einzige Weg zur Wollust ist.

CII.

Wozu dient es, das Gute zu erkennen, wenn man zu schwach ist, es auszuüben, und alle seine Worte der Weisheit zu widmen, wenn man ihr alle seine Handlungen raubet.

CIII.

Nicht erlangen, was man begehrt, ist eben so vortheilhaft, als erlangen, welches zu begehren man sich schämen solte

CIV.

Wie wolt ihr, daß ein Mensch glüklich lebe, wenn er den Tod fürchtet?

CV.

Die wahre Wolluſt ist das höchste Gut und das vollkommenste unter allen Gütern des Lebens.

Moralsätze.

Die Vernunft, die uns verpflichtet, in unsern Urtheilen oft unentschlossen zu seyn, weil sich die meisten Gegenstände unsrem Geiste nicht mit genugsamer Augenscheinlichkeit darstellen, um sich gehörig erkennen zu lassen, verpflichtet uns hingegen auch, es in unsern Handlungen nicht zu seyn, weil wir mit einander leben müssen, und es daher nöthig ist, endlich eine Art der Aufführung zu wählen, bey welcher man standhaft bleiben muß, bis man eine bessere gefunden hat.

Denn, gleichwie ein Mensch, der sein Haus niederreißet, um ein anders aufzubauen, sich aus Vorsicht einen Ort wählet, da zu wohnen, während daß er bauet, also muß man auch, wenn man seine Gedanken mit einiger Sorgfalt untersuchen, und seine Seele von den Vorurtheilen, worinn sie etwan stecken mag, bessern will, sich aus Vorsicht eine Sittenlehre machen, die uns zur Richtschnur dienen kann. Diese Sittenlehre kann man in folgende vier Sätze fassen.

I.

Gehorchet denen Gesätzen und Gewohnheiten eures Vaterlandes, und folget in allen Dingen

denen gemäßigtesten Meinungen, ohne jemand zu misbilligen, oder zu verdammen.

II.

In dem erwählten Betragen seyd so standhaft, daß ihr nichts in Betrachtung ziehet, was man euch nur sagen kann, euch davon abwendig zu machen. Gleichet hierinn denen Wanderern, die sich in einem Walde befinden, und nicht hin und her irren dürfen, sondern gerade auf eine Seite zu gehen, und den Weg nicht aus schwachen Gründen ändern müssen. Denn endlich werden sie doch irgend wohin kommen, da sie sich besser, als mitten im Walde befinden werden.

III.

Befreyet euch von allen Unruhen, welche jene schwache und wankende Gemüther hin und her zu wehen pflegen, die sich durch jede Art Beyspiele unbeständig herum drehen lassen. Denn diese Bewegungen, und so unnütze als verwirrende Betrachtungen halten nur das Gemüth auf, und entreißen ihm alles, was es an Stärke haben kann.

IV.

Von allen Ausübungen der Sittenlehre muß man eher die wählen, die uns uns selbst überwinden lehren, als die, welche den Triumph

über

über das Glük zum Zwek haben. Wir müssen unsre Begierden ändern, ohne etwas an der Ordnung der Welt ändern zu wollen. Ich glaube, daß dieses das Geheimnüs jener Philosophen gewesen, welche, troz den Unbeqvemlichkeiten des Lebens, ihren Göttern die Glükseeligkeit strittig machen konnten. Allein, es ist unmöglich, dieses Geheimnüs auszuüben, wenn man nicht wenigstens stark überzeugt ist, daß in der That nichts in unsrer Macht stehe, als unsre Gedanken und unsre Begierden.

Mit diesen wenigen Grundsätzen kann man eine ordentliche Aufführung haben, bis man sich durch eine lange Erfahrung eine andre gebildet, wofern es anders möglich ist, eine bessere zu finden, da das Leben so kurz und die Gelegenheiten weiter zu kommen, so selten sind.

Maximen

zum

Gebrauche des Lebens.

Die Menschen loben niemahls umsonst und ohne Eigennuz. Es muß ihnen entweder einiger Nutzen daraus entspringen, oder den etwas kosten, welchen sie recht loben wollen.

Leuten von sehr hoher Geburth wird unverzüglich Ehrerbietung erwiesen: ihr bloßer Name ist ein großer Lobspruch. Es ist kein größerer Freyheitsbrief unter den Menschen.

Die unglüklichsten Stände sind die verachtetsten. Ihr würklich Elend war nicht genug: man hat auch noch Schande und Verachtung mit verknüpft. Die Menschen sind in der That sehr grausam.

Man muß niemahls Bürger, Kleinstädter oder Landjunker sagen: alle diese Nahmen sind schimpflich und verächtliche Namen. Man muß sie abzuschaffen suchen: sie unterhalten nur den Haß unter den Menschen. Allein die Namen, Betrüger, Verräther, Undankbarer, und andre dergleichen muß man beybehalten, um die, welche sie verdienen, jederzeit zu beschämen.

Man

Man muß die nicht verachten, die in der Noth sind: im Gegentheil soll man ihnen Zeichen der Hochachtung geben. Und da die Verachtung vielleicht einer der größten Unfälle der Armuth ist, so wird man ihr Unvergnügen einigermaaßen lindern, indem man ohne Zwang bezeiget, daß man sie deshalb nicht weniger achtet, so unglüklich sie auch seyn.

Gegen sein Gesinde muß man sanft und menschlich seyn, und sie durch diese Sanftmuth über das Unglük ihres Standes trösten. Es ist eine Würkung des Glückes, daß es in diesem Zustand, und wir über dasselbe erhaben seyn.

Man muß über seinen Nutzen nicht allzustrenge halten. Nichts stehet besser, als wenn man ein wenig von seinen Rechten nachläßt.

Das hohe Spiel muß man meiden: es ist eine gar zu gefährliche Ergözlichkeit. Zorn, Hitze und Händel vergesellschaften es gemeiniglich. Es macht oft böse Nächte, und in die Länge fält es stäts beschwehrlich. Uebrigens muß man immer auf seiner Hut seyn, damit man nicht betrogen wird, und es ist ein sehr verdrüslich Ding, immer wie in Feindes Land zu schleichen.

In seinen Kleidern, Reden und Gebärden muß man weder was bemerkliches, noch allzuschimmerndes haben. Es scheint mir die be-

scheidne Mine stehe weit besser, als das so genannte artige Ansehen.

Es ist schön, etwas Großes in seiner Mine haben: diß ziehet uns Hochachtung und Ehrerbietung zu: eine sanfte und ehrbare Mine aber thut nicht weniger gute Würkung. Dadurch macht man sich beliebt. Was die stolze Mine betrift, die man so hoch schätzet, so scheint sie mir nur in Gelegenheit des Krieges gut zu seyn.

Man muß lernen, sich die Zeit nicht lang werden zu lassen, und diese Aufgabe wohl studieren. Man ist sehr glüklich, mit sich selbst zufrieden zu seyn; denn man findet sich, wenn man will.

Der Hof ist, wenn man so sagen darf, der Auszug des ganzen Reiches. Was am feinsten und reinsten darinn ist, trift man da an. Die Art zu reden, die Mode, der Anstand und die Gebärden sind da fürtreflich. Der meiste Theil dieser Sachen lernt sich blos aus dem Erfolg, so wie man die Arzneykunst nur aus der Erfahrung gelernt hat. Doch scheint es mir, daß man denken solte, sie aus ihren Ursachen zu erkennen: dies würde das beste und sicherste seyn. Hierzu müßte man die Natur derer Dinge, welche gefallen sollen, und das Herz derer Menschen kennen lernen.

Man studiert blos darauf, wie man an den Höfen der Könige gefallen möge, weil man sein Glük daran macht, wenn man sich angenehm macht. Daher kommt es, daß die Hofleute so polit seyn. In den Städten hingegen und Republiken, wo die Menschen ihre Geschäfte blos arbeitend verrichten, ist die Sorge zu gefallen ihre lezte, und das macht sie auch gröber.

Was man Geschmak im figürlichen Verstande nennt, ist eine sehr seltene Sache, und findet sich bey sehr wenig Leuten. Man kann ihn fast weder lernen noch lehren: er muß mit uns gebohren seyn. Hohe Einsichten scheinen sehr darüber erhaben und von viel weiterer Ausdähnung zu seyn: allein in dem Umgang der Welt und des Lebens hat der Geschmak in der That seinen Wehrt und gehörigen Rang. Wenn man diesen Vortheil besizt, so muß man denjenigen nicht über Achsel ansehen, der ihn nicht hat. Man hat keinen handgreiflichen Beweis, ihn zu überführen, und ihm zu zeigen, daß er Unrecht habe. Man überredet ihn nicht so leicht, als man ihn von seiner Meinung abbringt.

Angenehm und von guter Gesellschaft zu seyn, muß man über alles, was im Umgange gesagt wird, fein und geschwind denken, und diß kann nicht geschehen, wofern man nicht einen fürtreflichen Wiz nebst viel Gedächtnüs und Einbildungs-

dungskraft besizt. Man muß auch seine Sprache wohl verstehen, alle ihre Feinheiten, Bindungen und Niedlichkeiten kennen. Wenn man auch noch so gut dächte, so dürfte man doch nicht hoffen, ohne dieses die Sachen mit der äußersten Anmuth zu sagen.

Man muß sich nach der Fassung derer, bey denen man ist, richten und einiger maaßen die Höhe und den Grad ihres Geistes annehmen. Man muß sich wohl hüten, sich den Zwang anzuthun, als wolte man in dem Gespräch immer allein herfürstechen. Man macht sich angenehm, wenn man gern und ohne Eifersucht zuhöret, und auch andre Wiz haben läßt.

Kein Fürwurf ist so unfruchtbar, über welchen man nicht etwas Wohlgewandtes und Wohlausgedachtes finden sollte. Wenn aber der Fürwurf auch nichts anbietet, so hat man doch allezeit die angenehmen Arten zu reden gewis, wovon man Herr ist, und die niemahls mangeln können.

Witzige Einfälle sind selten und hängen von Gelegenheit und Glük ab.

Erzählungen und Mährchen fallen nicht immer gut aus: man muß sich nicht oft damit abgeben, und hat man sich in eins eingelassen, so mus man

sich

sich hüten, daß es nicht zu lang werde, und immer etwas besonders und stechendes darinn seye, welches unvermuthet kommt.

Man muß die Wiederhohlungen vermeiden: man will das nicht hören, was man schon weis: man nimmt keinen Theil mehr daran.

Neue, große, allgemeine und nach der großen Welt schmeckende Dinge sind allezeit angenehm, weil die Menschen fürwitzig sind, weil sie eingeschränkte und unerhebliche Dinge verachten, und gemeiniglich von der Größe sehr gerührt werden.

Aus dieser Ursach ist das, was nach den kleinen Städten, Provinzen und besondern Viertheln der Residenz riecht, von schlechtem Geschmak. Man bildet sich ein, guter Anstand und feines Wesen wären da nicht zu Hause.

Aus eben dieser Ursach werden die von dem Krieg, der Jagd und dem Seewesen entlehnte Figuren der Rede so wohl aufgenommen, so wenig als man von denen hören will, die man von niedrigen und geringgeschäzten Gewerben nehmen könnte.

Man darf nicht hoffen, Umgang und Gespräch würde immer gleich seyn: sie sind veränderlich, und hängen so wohl, als alle übrige Sachen von dem Glük ab.

Wenn man das Lesen nicht liebt, kann man weder geschikt noch angenehm seyn: ohne das ist

das

das schönste Naturell gemeiniglich trocken und unfruchtbar.

Man muß es so machen, daß in den Handlungen, Gesprächen und Gebärden jederzeit ein gewisser politer Anstand herrsche, der nicht daraus weichet. Nichts ist beschämender als Tölpelhaftigkeit.

Die Politesse ist eine Mischung von Bescheidenheit, Höflichkeit, Gefälligkeit und Fürsichtigkeit mit einem angenehmen Anstand vergesellschaftet, welcher sich über alles ausbreitet, was man sagt und thut. Und da so viel Sachen nöthig seyn, um Politesse zu haben, so muß man nicht erstaunen, wenn sie so selten ist.

Das Frauenzimmer mag nun entweder von Natur mehr polit seyn, oder der Geist sich erheben und verschönern, um ihm zu gefallen, so lernt man doch fürnehmlich bey ihm die Politesse.

Beurtheilet niemanden aus dem ersten Anschein seiner Handlungen: denn ihr werdet meistentheils bey näherer Untersuchung finden, daß das Wesentliche gerade das Widerspiel von dem Anschein ist. Insbesondre beobachtet diese Regel gegen eure Freunde.

Betrachtungen

über das,

was man thun muß, um glüklich zu leben.

I.

Es ist ein groſser Vortheil für die Ruhe des Lebens, es auf seiner angenehmsten Seite anzusehen. Es muß eine Sache sehr verdrüslich seyn, da man nicht einigen Nutzen daraus ziehen kann. Oft qvält und bemühet man sich um eine Sache, die in der Folge der Zeit von selbsten angenehm für uns ausschlägt.

II.

Die Satire kann viel Vergnügen machen, man mache sie entweder selbst, oder höre sie von andern. Allein dieses Vergnügen muß nicht eine gewisse Gattung von Verdrüslichkeit einflöſsen, die man in dem Umgang gewisser Leute bemerket, welche sich über die Narrheiten und Ausschweifungen eines andern im Ernste ärgern = = welche mit dem Zustand nicht zufrieden sind, worinn sie die Welt finden = = und welche unangenehme Dinge nur betrachten, um Misvergnügen davon zu haben. Zu was diente es Herakliten zu ächzen und zu seufzen? Verbesserte er dadurch die Sitten seiner Zeit? Der klügste Theil, den man

ergrei-

ergreifen kann, ist der, auf sich selbst zu denken, und andern die Sorge für ihre Personen zu überlassen. Hat man mit seinen eigenen Sachen nicht genug zu thun?

III.

Wenn man sich in einem bekümmernden Umstand befindet, so solte man sich wohl erinnern, daß man auch günstige Augenblicke gehabt und seinem guten Glük alles Gute zuschreiben, was man davon empfangen. Kurz, man ist weniger unglüklich, wenn man die gegenwärtige Traurigkeit entweder durch die Erinnerung oder Hofnung eines glüklichern Zustandes fesseln kann.

IV.

Die meisten Leute sehen die Ehre, Würde, Reichthum und Ergözlichkeit derer andern so an, wie die Ehebrecher andrer Leute Weiber ansehen, indem sie diejenigen verachten, die sie besitzen. Kann man das Leben nicht mit Vergnügen genüßen, ohne eben aller Güter zu genüßen, die sich darinn finden können? Warum will man sich aus hunderterley Dingen eine Nothwendigkeit machen, ohne welche man zufrieden seyn kann, wenn man nur ein wenig vernünftig und billig ist?

V.

Ob sich gleich der Ehrgeiz dagegen sezt, so ist man doch ruhiger, wenn man diejenigen betrachtet,

trachtet, welche unter dem Stande seyn, darinn wir uns befinden. Er will, daß man nach den ersten Würden strebe, und diese Art von Beruhigung verachte: hat er aber eine bessere Belohnung an ihre Stelle zu setzen?

VI.

Das Maas des Glückes muß man nach dem Maas der Leidenschaften abnehmen. Wer die wenigsten Begierden, Hofnungen und dergleichen andre Arten mehr von Gemüthsbewegungen hat, ist unstreitig der Zufriedenste.

VII.

Eine jede Begierde, so gar die Begierde nach der Tugend muß ihre Schranken haben, wenn man in Ruhe leben will. Denn wie viel unleidliche Tugenden giebt es nicht endlich? Wie viel Unternehmungen giebt es nicht, die sich nicht für alle Arten von Leuten schicken? Es muß genug seyn, sich des Amtes wohl zu entledigen, darinn man sich befindet, und dahin muß man seine Pflicht einschränken.

VIII.

Man ist sehr elend, wenn man das Aergernüs so gar bis in die Zukunft suchen geht. Dies ist ein so tiefer Abgrund, daß nur sein bloßer Anblik fähig ist, zu erschrecken. Das gegenwärtige Gut genüßen, ist ein sehr seltnes Geheimnüs.

Man darf deswegen nicht auf die verschiednen Zufälle des Lebens unbereitet seyn. Diese Vorbereitung kann uns für dem Spott und den Anfprengungen des Glüks bedecken. Kein Uebel kann uns begegnen, wenn man einen genugsamen Vorrath von Geduld und Vernunft besizt, es zu überwinden.

IX.

Man miskennt sich sehr, wenn man gefehlt hat und darüber erstaunt und verwirrt wird. Man muß viel Eitelkeit haben, wenn man seine Schwachheit nicht erkennt. Wenn man sie aber kennete, so könnte man wenigstens diesen Vortheil daraus ziehen, daß man in einem ruhigen Zustand bliebe, so schwach man auch gehandelt haben mag.

X.

Es ist nichts, was die Welt so sehr erschrecket, als der Tod, eben als wenn er nicht der Uebergang zu einem bessern Leben wäre. Lebet, wie es sich gehört, und die Gedanke des Todes wird euch nichts als Freude machen.

XI.

Euer Gemüth sey nicht durch einige strenge Sittenregeln so eingenommen, daß sie euch abhielten, die unschuldigen Ergözlichkeiten des Lebens zu genüßen. Es giebt Leute, die sich ein Verdienst daraus machen, sich die geringsten und natürlichsten Süßigkeiten zu versagen, womit

mit der Himmel die Bitterkeiten des Lebens vermischen wollen, um sie erträglich zu machen.

XII.

Die wesentliche Zufriedenheit kommt von dem guten Gewissen. Ohne dasselbe ist kein Vergnügen, was nicht unerträglich werden solte. Denn es ist niemand, als wir selbst, womit es angenehmer sey, sich wohl, und verdrüßlicher, sich schlimm zu vertragen. Aber die Gedanke, daß man seine Schuldigkeit gethan, ist es, welche uns mit uns selbst zufrieden macht; und im Gegentheil qvält und beunruhiget das Gemüth nichts so sehr, als die Gewissenszweifel, das ist, die Betrachtungen, die man über die schlechte Beschaffenheit seines Herzens anstellt.

XIII.

Der ist glükselig, welcher von dem wahren Guten und wahren Uebel richtig zu urtheilen weis: denn es giebt hundert falsche Gewissenszweifel, die gleichwohl wahre Beunruhigungen verursachen. Um ordentlich hierbey zu verfahren, so verwerfet das natürliche Licht, was wir alle von dem wahren Ehrbaren haben, nicht schlechterdinge. Jene Ruhe derer, welche ihr Gewissen verlohren, ist eine tödtliche Schlafsucht, welche ohnfehlbar zum Tode führet.

Von der Logik

oder

Vernunftlehre.

An statt der Menge von Lehrsätzen, aus denen die Logik, welche man auf Schulen lernet, bestehet, und welche meistentheils entweder unnüz oder zu verwickelt seyn, scheint es mir, daß folgende viere allein allen denen hinlänglich seyn sollen, die ihre Vernunft in Nachforschung der Wahrheit sicher führen wollen.

I.

Man muß niemahls urtheilen, daß eine Sache sey oder nicht sey, ohne eine Ursache dazu zu haben, welche in so klaren Ausdrücken entwickelt ist, daß sie den Verstand natürlicher Weise überzeuge.

II.

Aus Furcht, sich von der Voreiligkeit des Verstandes oder derer Vorurtheile, womit man erfüllt ist, hinreißen zu lassen, muß man alle Ausdrücke untersuchen, in welchen eine Ursach dargelegt wird, indem man sie in so viel Theile als möglich eintheilt. Denn bey einem so eingeschränkten Geist, als der unsre, ist es nicht möglich, über eine nur etwas ausgedähnte Sache

che recht zu urtheilen, wenn man nicht alles, eins nach dem andern, in Betrachtung zieht.

III.

Ferner muß man in allen Gedanken, womit ein Gegenstand erfüllt ist, eine Ordnung fest setzen. Was am einfachsten, allgemeinsten und am leichtesten zu erkennen ist, muß dem, was zusamen gesezter ist, vorgehen, weil nichts besser, als diese Ordnung, erkennen hilft, ob man sich nicht im Schlüssen, das ist in Folgerung eines Dinges aufs andre, betrogen hat.

IV.

Endlich muß man wohl in Obacht nehmen, die Dinge so vollständig an einander zu reihen, daß man sicher sey, nichts auszulassen. Vergißt man eine einzige Sache, so ist es unmöglich, daß in dem, was man behauptet, nicht ein Fehler seyn solte.

Um diese vier Grundsätze in weniger Worte zu fassen, so erinnert euch,

1 Ueber nichts, was dunkel oder unaugenscheinlich ist, zu urtheilen.
2 Theilet die Dinge, wovon ihr urtheilen sollet.
3 Beobachtet Ordnung in euren Gedanken.
4 Reihet die Dinge unmangelhaft aneinander.

Von der Sittenlehre

oder

moralischen Philosophie.

Die Sittenlehre muß dahin abzwecken, uns in dem Suchen des Guten zu leiten, so wie uns die Logik in Suchung des Wahren leitet.

Also ist die Schulmoral keine würkliche Moral: denn es ist mit einem Worte wahr, daß sie nichts als einige sehr unnüze Untersuchungen aufwirft, den Begriff betreffend, den man von der Ordnung derer Dinge, die unser Glük machen, von der Zahl der Leidenschaften, und von andern metaphysischen Punkten haben soll, welche zu nichts, als zu einem Stof zum Disputiren dienen können.

Die wahre Sittenlehre muß uns folgende Säze beybringen.

I.

Erstlich lehret sie uns, was es sey, als vernünftige Leute, das heißt, mit Freyheit handeln. Sie macht also den Anfang mit den menschlichen, das ist, vernünftigen oder freyen Handlungen.

II.

II.

Nachdem sie vorausgesezt, daß nur freye Handlungen gut oder böse seyn können, so untersucht sie, worinn diese Güte oder Bosheit unsrer Handlungen bestehe, oder, ob sie gleichgültig seyn können.

III.

Deswegen untersucht sie ferner, da die Güte unsrer Handlungen von ihrer Richtschnur und ihrem Endzwek abhängt, was diese Richtschnur und dieser Endzwek sey.

IV.

Alsdenn zeigt sie uns, daß wir keine andre Richtschnur haben, als das Gesäz GOttes. Sie betrachtet es auf zweyerley Art, einmahl in den Tafeln Moses und dem Evangelium geschrieben und nach den Kirchenvätern erkläret, und zum andern in dem Gewissen einer jeden Person.

V.

Was den Endzwek belangt, zeigt sie, daß er nicht in der Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit bestehe, welche die Heyden mit so vieler Leidenschaft gesucht, sondern daß GOtt allein das Ziel aller unsrer Liebe seyn solle, wovon sie die unumgängliche Nothwendigkeit entdekt.

VI.

VI.

Hernach betrachtet sie, daß die Leidenschaften eine gewisse Hinderung daran sind, und lehrt nicht so wohl sie zu kennen, als sie zu zähmen.

VII.

Weil nun die Menschen durch die Nothwendigkeiten des Lebens verbunden sind, in Gesellschaft zu leben, so redet sie endlich von den billigen und gerechten Pflichten, wozu wir einer in Betrachtung des andern verbunden sind, in welchem Zustand man sich befinden mag.

Mir scheint es, wenn man diesem Plan in Studirung der Moral folgte, so würde man viel weiter darinn kommen, und vielmehr Anmuth dabey finden, als in dem trockenen System der Schulphilosophie.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Maubert de Gouvest, Jean Henri,

Die Schule des Edelmanns, oder Magazin für junge Cavaliers Nebst der Schilderung des rechtschaffenen und artigen Mannes ; Aus dem Französischen

Berlin [u.a.] 1759

Bamberg, Staatsbibliothek -- .55 H 23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11410947-0
VD18 12630993-001